Jahrbuch des Oberaargaus 2018

Jahrbuch des Oberaargaus 2018

61. Jahrgang

Herausgeber: Jahrbuch des Oberaargaus
mit Unterstützung der Gemeinden

Umschlag: Max Hari, Langenthal

Geschäftsstelle: Oberaargauer Buchzentrum OBZ
Oschwandstrasse 18, 3475 Riedtwil
Telefon 062 922 18 18
www.jahrbuch-oberaargau.ch

Satz: Oberaargauer Buchzentrum OBZ

Druck: Merkur Druck AG, Langenthal

Ältere Jahrbücher
als PDF im Internet: www.digibern.ch/katalog/jahrbuch-des-oberaargaus

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 6
(Andreas Greub, Lotzwil)

Am forellenfarbenen Fluss 8
(Urs Mannhart, Iffwil)

Bilder einer Ausstellung. In memoriam Gerhard Meier (1917-2008).
Zum 10. Todestag am 22. Juni 2018 14
(Richard Kölliker, Schaffhausen)

Erster und letzter Tag. Ein Jahr in Langenthal 26
(Werner Rohrer, Langenthal)

In 80 Tagen um den Napf – 20 Jahre danach 28
(Menel Rachdi, Auswil, und Ueli Reinmann, Wolfisberg)

b.st.l. 52
(Max Hari, Langenthal)

Heimorgeln, aus Leidenschaft gebaut 72
(Hannes Kuert, Obersteckholz)

Gasthof Zum weissen Rössli in Hermiswil. 80
(Therese Rentsch-Senn, Worb)

Wie gewonnen – so zerronnen. Auf den Spuren der Familie Roth von
Wangen an der Aare in Wiedlisbach 98
(Gottlieb Holzer, Wiedlisbach)

Triumph des Unsinns. Vor 75 Jahren, am 2. September 1943 in
«Die Nation» gedruckt. 108
(Peter Surava †, Text, und Paul Senn †, Fotos)

Ärztlicher Hausbesuch – ein Schwanengesang? Entwicklung
der Hausbesuchskultur im Oberaargau 114
(Christoph Blum, Langenthal)

1968 124
(Johann Aeschlimann, Lotzwil)

75 Jahre Gewerbeverein Gondiswil 148
(Jürg Rettenmund, Huttwil)

Zu neuem Leben erweckt. Das wiedererstandene «Kreuz»
Herzogenbuchsee und das Erbe des Frauenvereins 184
(Hans Kaspar Schiesser, Herzogenbuchsee)

Oberaargauer Pioniergeist. Die Geschichte der Pflegelinie Suissessences 206
(Bettina Riser, Walden ob Niederbipp)

Neuerscheinungen 220

Autorinnen und Autoren 2018, Redaktion 228

Sonderband 232
Die Huttwiler Bahnen 235
Der Septemberstreik 238
Die spanische Grippe 252
Die Huttwiler Eisenbahner im Landesstreik 260
Die Wehrmänner-Gedenkstätte bei der Kirche Huttwil 275

Vorwort zum 61. Jahrbuch

Lieber Max!
Es ist ein Privileg, den redaktionellen Teil «Kultur und Kunst» im Jahrbuch zu betreuen, sich mit den schönen Künsten zu beschäftigen. Steigern lässt sich dies noch, wenn der zuständige Redaktor im Vorwort darauf hinweisen und seinem Bereich Platz einräumen darf.
Dass ich den grössten Teil dieses Platzes Deiner Person widme, hat gute Gründe. Du hast das Folio und den Buchumschlag dieses Buches gestaltet, bist aber gleichzeitig auch Miterfinder dieses Buchteils, des Folios eben. Nicht vom Begriff her, stammt dieser doch aus längst vergangenen Zeiten des Buchbindens, als Tierhäute und später Papiere, gefaltet aus einem Bogen, mehrere Blätter ergaben. Aber als langjähriges Redaktionsmitglied des Jahrbuchs hast Du damals diesen besonderen Buchteil redaktionell begleitet. Schöne Beiträge, auf mehreren Blättern eben, sind entstanden. Wie jener über das Stopp-Lisi vor dem Theater, fotografiert von Fabian Unternährer, mit einem Text von Urs Mannhart. Fast zehn Jahre ist das her. Seither ist das Folio ein fester Bestandteil des Jahrbuchs (und Urs Mannhart hat in diesem Buch übrigens auch wieder einen Text geschrieben).
Jahrzehnte hast Du am Langenthaler Semer und Gymer das Bildnerische Gestalten gelehrt. Ist man mit Dir in Langenthal unterwegs, zum Beispiel im Restaurant «à la cArte» bei einem Kaffee, so dauert es für gewöhnlich nur wenige Minuten, bis die erste ehemalige Schülerin erscheint und sich, immer noch sichtlich von Dir angetan, nach Deinem Wohlbefinden erkundigt. Als ich Dich gefragt habe, ob Du das diesjährige Folio gestalten würdest, hast Du Dich etwas geziert. Es gäbe da doch noch andere, welche sollten und könnten. Mich dünkte es aber gerade der richtige Zeitpunkt. Du bist ein wirklich grossartiger Maler, Max! Unterschätzt, wie viele gute Maler zu Lebzeiten. Ich sage das nicht, weil wir schon viele Jahre gute Freunde sind, sondern weil ich ein sehr gutes Urteilsvermögen habe. Bis vor kurzem hätte ich mich nicht getraut, so etwas zu sagen, geschweige denn zu schreiben. Heute weiss ich aber, dass es stimmt, basta! Viele Male habe ich Dich in Deinem Atelier in Aarwangen besucht, viel geredet, viel nachgedacht über Deine Kunst, welche mich immer wieder bewegt und beeindruckt. Als Du mir dann mitteiltest, Du möchtest im diesjährigen Folio einen Einblick in Deine Wandtafelzeichnungen geben, war ich sofort begeistert. «b.st.l.» lautet der Titel Deines Beitrags. «Bitte stehen lassen» bedeutet das Kürzel, das jeweils an der guten alten Wandtafel stand, um der jeweiligen Zeichnung oder Anschrift noch etwas Aufschub vor der Auslöschung durch den Schwamm zu gewähren. Während Monaten hast Du im Atelier auf eine alte Wandtafel gezeichnet und einzelne Zustände fotografiert. Was für eine vortreffliche Idee, hat Dich als Lehrperson die Wandtafel doch Jahrzehnte begleitet. Ich – und jeder Jahrbuchlesende – könnten dazu Geschichten erzählen. Geschichten, denen heute etwas Sentimentales anhaftet, ist die Wandtafel doch bald einmal ein Relikt aus alter Zeit.

Vor hundert Jahren, der Erste Weltkrieg war noch in Gang, bewegten im Oberaargau zwei Themen die Gemüter: der Streik der Huttwiler Eisenbahner und die Spanische Grippe. Eindrücklich beschreibt Jürg Rettenmund die Ereignisse und Zusammenhänge hinten im Buch im eingelegten Sonderband. Seit ich seinen Artikel gelesen habe, fahre ich mit einer anderen Optik mit dem Zug «vo Lotzbu uf Langetu». Nicht vorstellbar, dass die Kontrolleure der heute kursierenden BLS-Züge wie der damalige Zug- und Streikführer Johann Gosteli den Dienst verweigern würden. Denn die Zugführer sind wie die Wandtafel, ein Relikt aus alter Zeit. Muss der Fahrgast heute doch alles selber machen und dafür auch noch einen stolzen Preis bezahlen. Da wäre doch längst mal wieder ein Streik fällig! Oder nicht?

Herzlich Res!
(Andreas Greub)

Jahrbuch-Redaktion
Daniel Gaberell, Riedtwil, Präsident
Martin Fischer, Leissigen
Andreas Greub, Lotzwil
Simon Kuert, Langenthal
Ueli Reinmann, Wolfisberg
Herbert Rentsch, Herzogenbuchsee
Jürg Rettenmund, Huttwil
Bettina Riser, Walden ob Niederbipp
Fredi Salvisberg, Subingen
Esther Siegrist, Langenthal

Am forellenfarbenen Fluss

Urs Mannhart

In der Mitte des Dorfes, gleich vor dem Bahnhof, steht eine schlanke Platane, die, obwohl ihre Äste den halben Bahnhofsplatz überdachen, insgesamt vollkommen unscheinbar bleibt. Womöglich bedeutet dies, dass es sich bei dieser Platane um eine veritable Langenthalerin handelt: Die Leute hier sind ja nicht besonders gut angezogen, sie versuchen nicht, mehr zu sein, als sie sind, alle tragen graue, nebeldichte Kleider, alle gehen pflichtschuldig einer Arbeit nach, und wenn der Staat sie fragt, ob sie ein bedingungsloses Grundeinkommen erhalten möchten, lehnen sie entschieden ab, sagen sie alle Nein, danke!, so etwas wäre deutlich zu extravagant, das passt farblich nicht zu einer nebeldichten Kleidung.
Langenthal gefällt mir, weil es sehr zentral liegt, schön in der Mitte zwischen Wien und Paris, zwischen Rom und Berlin, ich weiß nicht, weswegen Langenthal nicht längst als Hauptstadt Europas gilt.
Die Bewohnerinnen und Bewohner Langenthals sprechen vierundzwanzig verschiedene Sprachen, in mindestens achtundvierzig Dialekten. Bewege ich mich zu Fuss durch das Grossdorf, verstehe ich meistens nur Bahnhof, hin und wieder verstehe ich immerhin Eisstadion.
Langenthal schmeisst meine Sehnsüchte in einen Topf und stellt ihn auf den Herd, bis es köchelt; wenn ich hier bin, will ich so rasch als möglich weg – und doch führt mich jede Reise wieder zurück.
Natürlich ist Langenthal, Hand aufs Herz, auch ein himmeltraurig verlorenes Kaff, in welchem regelmässig die zahnlosesten Hunde verlocht werden. Es ist ein, Hand aufs Herz, himmeltraurig verlorenes Kaff, wie es auf der Welt, Hand aufs Herz, noch Tausende, wohl Millionen ganz ähnliche himmeltraurige Käffer gibt.
Das finde ich sehr sympathisch. Denn es ist doch, Hand aufs Herz, ein jeder Mensch, der weder die Wahrheit noch die richtige Religion mit dem Löffel gefressen hat, ein himmeltraurig verlorenes Geschöpf. Und wenn himmeltraurig verlorene Geschöpfe in himmeltraurig verlorenen Dörfern wohnen, kann das Grossartigste entstehen, das habe ich von Langenthal gelernt.

Jazz-Konzerte in privaten Stuben, Kino-Abende in einer umgebauten Innenstadt, wilde Tänze im Chrämerhuus, öffentliche Dampfbäder auf dem Wuhrplatz, literarische Führungen im Kunsthaus – dass derartige Perlen tatsächlich glänzen dürfen, ist nicht selten dem Engagement einzelner Personen zu verdanken, und während anderswo, in den so genannten Städten, unendlich grosse Firmen wie Red Bull oder Swisscom ihre absurden Werbebudgets für anonyme Anlässe verbraten, finden sich in der Region Langenthal immer wieder grossherzige Firmenchefs und rücksichtslos tolle Frauen, die auch ihre private Kasse plündern, um Dinge zu ermöglichen, die uns weit über den betonschweren Alltag herausheben.

Mein Verhältnis zu diesem Dorf? Das hat, wie so Vieles im Leben eines Mannes, mit einer Frau zu tun. In meinem Fall gar mit einer segensreichen Theologin von intensivem Blick.
In den Siebzigerjahren, vielleicht erinnern Sie sich, bestand Langenthal vor allem aus der unerhört grosszügigen Treppe der Papeterie Kurt. Bahnhof, Bären, Chrämerhuus, Kunsthaus – das gab es in den 70er-Jahren alles noch nicht. Es gab einfach die Papeterie Kurt und die Hand meiner Mutter, die mich in dieses Lokal führte. Andere Kinder quengelten in der Ecke mit den Spielsachen. Ich war restlos beschäftigt damit, die Tatsache zu bestaunen, dass sich hier ein Laden den Luxus leistete, sich über zwei Stockwerke hin auszudehnen.
Als Pubertierender hatte ich wenig mit Langenthal zu tun. Ich interessierte mich weder für Mädchen noch für Marlboros, sondern für Rennräder, und weil ich spät erst begriff, dass es nicht möglich sein würde, den Rest des Lebens in der Kleindietwiler Sekundarschule zu sitzen, waren sämtliche Lehrstellen im längeren Thal schon belegt. Mit betörend langsamen Regionalzügen pendelte ich folglich nach Rothrist, und weil ich nicht täglich stundenlang melancholisch aus dem Fenster blicken konnte, begann ich, Bücher zu lesen.
Auch später, zu Studienzeiten, war mir Langenthal nicht viel mehr als ein Umsteigebahnhof, und in meinem Eymannjahr lebte ich nicht im Dorf, sondern in meinen Texten.
Nach dem Stipendium zog ich nach Zürich, freute mich auf eine Zukunft in einer etwas grösseren Stadt. Kaum aber lebte ich ein paar Wochen an

der Limmat, erreichte mich ein Brief, nachgesandt aus Langenthal, ein Brief einer Theologin, die ein Buch von mir gelesen hatte. Und ein paar Wochen später sah ich Langenthal in einem anderen Licht.

Ohne sich arg anzustrengen, kann man sich vorstellen, der Langenthaler Bahnhof werde umgebaut. Die Stadt greift tief in die Tasche, die Architekten und Verkehrsmenschen planen wie wild; es soll ein richtig schmuckes, modernes Bauwerk werden.
Die Planer allerdings rechnen nicht mit den Gleisarbeitern. Das sind Leute mit Sinn für gesellschaftlichen Zusammenhalt; zu lange schon sind sie verärgert darüber, dass alles immer schneller und anonymer wird. Und während sich die Architekten und die Verkehrsplaner auf Vorplatz und Gebäude konzentrieren, bemerken sie nicht, was die Gleisarbeiter anstellen: Michaela, die dienstälteste Gleismonteurin, hat einen Plan.
Als nach zwei Jahren Bauzeit der Bahnhof feierlich eingeweiht wird, stellt die Öffentlichkeit verblüfft fest, dass es sich um einen Kopfbahnhof handelt. Unglaublich, aber wahr: Die Gleise, die von Bern her kommen, sind mit den Gleisen, die nach Olten führen, nicht mehr verbunden. Sämtliche Reisende müssen in Langenthal umsteigen!
Ein Skandal verschafft sich Raum! Die Bauleitung wird entlassen und medial diffamiert, die SBB spricht von einer peinlichen Tragödie, Langenthal wird von der ganzen Schweiz belächelt.
Die designierten Mieter des neu geschaffenen Bahnhofs, der grosse Kiosk, Spettacolo und Starbucks, ziehen ihre Angebote zurück, das stolze Gebäude steht leer, und die SBB bemüht sich nicht, die Fahrpläne für Langenthal attraktiv zu gestalten.
Das führt zu langen Wartezeiten, zu gelangweilten Gesichtern, in den Medien wird Langenthal nur noch als Abstellgleis bezeichnet.
Michaela aber, unterstützt von allen anderen Gleismonteurinnen, stellt ein Sofa und einen Backofen in den leeren Bahnhof, backt leckere Brötchen und verkauft sie. Steht mit ihren orangefarbenen Arbeitshosen hinter dem Tresen und kocht feine Suppen, brät ein selbst geschlachtetes Huhn.
Als Guiseppe, einer der Gleismonteure – gewillt, Michaela zu imponieren –, die Produkte seiner im Bastelkeller installierten Brauerei mit ins Lokal schleppt, ist die Zeit reif, und der Langenthaler Bahnhof mausert sich zu einem gastronomischen Geheimtipp.

Pendler, die sonst ohne Halt von Bern nach Zürich und von Zürich nach Bern eilten, wählen plötzlich die alte Strecke, steigen im Langenthaler Kopfbahnhof aus, lachen kurz über die miserablen Anschlüsse, die miserabelsten seit der Erfindung des Fahrplans, wie es heisst, und spazieren gut gelaunt zu Michaela.
Gleich nebenan, im leerstehenden Kiosk, stellt der lokale Seniorenverein einen Computer auf einen Tisch, und ältere Damen und Herren erteilen ehrenamtlich Fahrplanauskünfte, verlosen sowohl Tages- wie auch Jasskarten und drucken Billette aus für Leute, die es satt haben, ihr Telefon zu streicheln. Ausserdem schaffen sie zwei Landfrauenhydranten an, um Reisende mit Kaffee zu versorgen.
Ein knappes Jahr später erhält Langenthal den Titel «Bahnhof des Jahres» zugesprochen. Michaela wird gar zur Ehrenbürgerin ernannt. Sie aber will, kaum steht sie auf der Bühne, diesen Preis an Giuseppe weiterleiten. Denn er war es, der damals, als die Züge noch mit höchsten Geschwindigkeiten am Bahnhof vorbeibretterten, einen lebensmüden Jugendlichen im letzten Augenblick vom Schienenstrang geholt hatte.
Giuseppe wird auf die Bühne gerufen, Michaela wedelt mit dem Blumenstrauss, aber Giuseppe sitzt weit hinten im Publikum, Tränen in den Augen, unbeweglich vor Glück. Dieser Ehrenbürgertitel interessiert ihn nicht – es sind die Worte Michaelas, die ihn zu Tränen rühren.

Langenthal ist ein Kieselstein aus ihrem Garten, ein Kieselstein, den ich, sie hat ihn mir geschenkt, noch Wochen später in meiner Hosentasche trage.
Langenthal ist das Asylzentrum in Aarwangen, ist der Holzofenbeck in Lotzwil.
Langenthal ist das Missverständnis, das sich in einem Kuss auflöst.
Langenthal sind die beiden Rehe, die, ein Oktobermorgen ist es, die Herbstsonne holt den Tau von den dampfenden Feldern, vom Waldrand her auf Mättenbach blicken.
Langenthal ist das biologisch abbaubare Shampoo aus der Kornblume.
Langenthal ist der Blick vom Balkon, weit nach Mitternacht, der Blick in einen sterndurchfunkelten Himmel, in einem Sommer, da wir uns entschlossen haben, dass es im Schlafzimmer zu heiss sei und der Schwarm der Mücken pazifistisch.

Langenthal ist reich an Rohstoffen, vor allem an Blei, gleich beim Tierpark.
Mein Langenthal ist eine Liebesgeschichte, eine verflossene.
Langenthal ist ein Knie im Lauf des forellenfarbenen Flusses.

Ohne sich arg anzustrengen, kann man sich vorstellen, das Langenthaler Eisstadion müsse umgebaut werden. Architekten und Planer raufen sich die Haare, der Vorschlag eines Neubaus kommt vors Volk – und scheitert. Während neue, billigere Bauten entworfen werden, geht das Kühlsystem im alten Stadion kaputt; weil die Reparatur zu teuer wäre, führt der SC Langenthal seine Trainings nun in Olten durch, streng getrennt von den Trainings des EHC Olten.
Im selben Winter stecken Unbekannte das alte Langenthaler Stadion in Brand, wahrscheinlich hoffen sie, mit dieser Aktion einen Neubau voranzutreiben. Das rasch sich ausbreitende Feuer kann zwar gelöscht werden, aber der Schaden ist immens. Um Unfälle zu vermeiden, wird das verkohlte Dach abgerissen. Auf der einst eisbedeckten Fläche wachsen bald erste Gräser und Büsche heran.
Nach einem Training treffen die Spieler des SC Langenthals in einer Bar der Oltener Innenstadt unerwartet auf die Spieler des EHC Olten. Nach anfänglichem Argwohn stellen sich erste Sympathien ein.
Als sich, kurz vor Saisonschluss, zwei Spieler aus Olten vor dem entscheidenden Match gegen die Tigers aus Langnau verletzen, springen zwei befreundete Spieler aus Langenthal ein – Olten bezwingt die Tigers mit einem vernichtenden Neun zu Zwei.
Auch die zweite zur Abstimmung gebrachte Vorlage für einen Neubau des Stadions wird vom Stimmvolk abgelehnt, die Leitung des SC Langenthal erachtet dies aber nicht als weiter tragisch. Gegenüber den Medien erklärt der Clubchef, dass die Trainingsbedingungen in Olten vielleicht nicht ideal, der Austausch mit den Spielern des EHC aber enorm wertvoll sei.
Der Frühling zieht ins Land, muffige Bettdecken hängen fröhlich aus den Fenstersimsen, und summend betritt ein Spaziergänger die Ruine des alten Stadions. Auf einem Zweig eines Berberitzen-Strauchs entdeckt der bemützte Mann einen kleinen, gut getarnten Sperlingskauz. Der Mann ist fasziniert, diese kleinste in Mitteleuropa heimische Eule zu sehen; als begeisterter Ornithologe meldet er das hochseltene Tier sofort der Vogelwarte. Als Mitarbeiter aus Sempach nach Langenthal kommen, stellen sie fest, dass es sich um ein Paar handelt, um ein Sperlingskauzenpärchen, das hier, mitten im alten Stadion, seinen Nistplatz hergerichtet hat.
Unverzüglich stellt die Vogelwarte bei der Gemeinde Langenthal ein dringliches Gesuch, um das Stadion zum Naturschutzgebiet zu erklären. Im Stadtparlament scheiden sich die Geister. Als aber klar wird, dass der SC Langenthal sehr viel erfolgreicher ist, seit er faktisch eine Fusion eingegangen ist mit dem EHC Olten, findet sich in Langenthal eine Mehrheit dafür, die Natur im Stadion zu schützen.

Zehn Jahre nach dem ersten Kuss ist Langenthal noch immer ein Augenaufschlag, noch immer der Schwung ihrer Hüfte, ist Langenthal noch immer ihr Name, ins Italienische verziert, ihres Temperaments wegen; es ist schön zu sehen, welche Freundschaft in den Ruinen einer zerbrochenen Liebe zum Vorschein kommen kann.

(Diesen Text verfasste Urs Mannhart anlässlich des Amtsantritts von Urs Zurlinden als Langenthals Stadtratspräsident 2018.)

Bilder einer Ausstellung

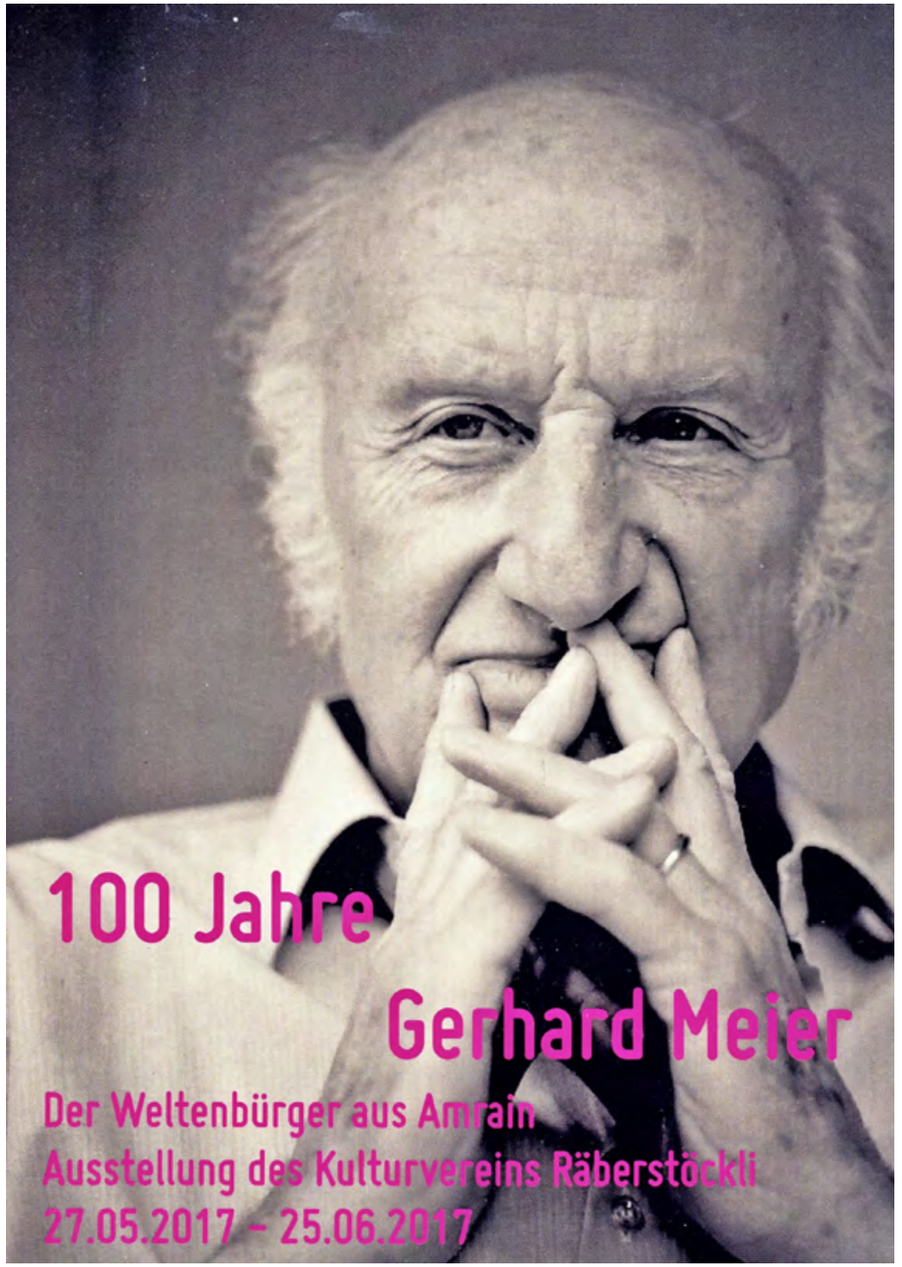
Richard Kölliker

In memoriam Gerhard Meier (1917-2008)
Zehnter Todestag am 22. Juni 2018

«Gerhard Meier hat mit der Vergänglichkeit nie gehadert, ich glaube im Gegenteil, er hat sie geliebt. Wäre unser Leben nicht so vergänglich, wäre es kein Fest – ‹das dunkle Fest des Lebens›, wie er es in seinen wunderbaren Amrainer Gesprächen mit Werner Morlang genannt hat.»

(Franz Hohler, aus der Ansprache «100 Jahre Gerhard Meier»)

Aufgeschnittene Züpfen und Käse-Bitze in Schalen, auf vorm und im Haus gestellten Tischen platziert, die einen an die jesuanischen Speisungsgeschichten der Bibel gemahnten, freilich in oberaargauischer Version, empfingen die Besucher der Ausstellung «100 Jahre Gerhard Meier – Weltenbürger aus Amrain» im Kulturhaus Räberstöckli in Niederbipp (27. Mai bis 25. Juni 2017). Beim Eintreten blickte einem im Parterre «Meretlein» aufmerksam gesammelt entgegen, die von Gerhard Meier auf diesen Namen aus Gottfried Kellers «Grünem Heinrich» getaufte Frauenfigur in Albert Ankers «Mädchenbildnis auf rotem Grund», das hier als Leihgabe des Kunstmuseums Solothurn hing und bei ihm zuhause als Reproduktion in der oberen Stube. Das Kunstwerk hatte der Schriftsteller auf einem seiner Stadttage, die er an schreibfreien Samstagen absolvierte und damit dem putzenden Dorli, seiner Frau, aus dem Weg ging, im Kunstmuseum Solothurn entdeckt. Er hatte das still schauende Mädchen ins Herz geschlossen, war er doch selbst ein solch gesammelt Schauender. Mitbürger, die Zeugen seines Schauens wurden, haben sich gefragt, was er sehe, ihr «Tagträumer», wenn er im Dorf auf dem Trottoir stehen blieb, und schaute und schaute…den Wolken nach, bis hinauf zu den Höhen des Jura.



«100 Jahre Gerhard Meier
– Der Weltenbürger aus Amrain»
Plakat zur Ausstellung des
Kulturvereins Räberstöckli 2017,
Niederbipp
Foto Pedro Meier / ProLitteris /
Sikart Zürich

Zur linken Hand, schräg gegenüber dem «Mädchenbildnis auf rotem Grund», das im Scheinwerferlicht von LED-Leuchten hing, erhob sich auf einem Sockel auf Augenhöhe die dunkel-bronzene Büste Gerhard Meiers, ein Werk des Bildhauers Schang Hutter. Auf seinen Stadtwanderungen in Solothurn suchte der Dichter wiederholt das Atelier des Bildhauers in der alten Malzfabrik auf. Dabei entstanden bei einem Schwatz Portrait-Skizzen, die 2001 in Bronzeplatten gegossen wurden. Aus den Begegnungen mag die ausgestellte Arbeit hervorgegangen sein. Hutter meinte: «Je älter Gerhard Meier wird, umso mehr gleicht er seinem Portrait.» Die Plastik zeigte ein massives, kantiges Gesicht, versehen mit leicht gerunzelter, Erstaunen anzeigender Stirn und mit markanter Indianer-Nase, die beim Betrachter seine erklärte Affinität zum Indianischen evozierte. «Ich bin vom Wesen her ein voller Indianer», gab er in einem Interview im «Bund» zu Protokoll und bei einem Gespräch mit Schülern sagte er: «Ich möchte, dass wir etwas indianischer leben würden (…) etwas christlicher.» Der zur jungen Frau gewendete Charakterkopf bildet zum feinen, mädchenhaften Gesicht Meretleins einen Kontrapunkt.

Aus dem hinteren Teil des Raums grüsste weiterhin das Angesicht des Dichters aus einer Portrait-Darstellung, gemalt von Martin Ziegelmüller, Kunstmaler aus Vinelz, Schüler von Cuno Amiet und entfernt mit der Familie Meier-Vogel verwandt. Laut Auskunft des Ausstellungsführers entstand das Portrait 1991 bei einem mehrtägigen Besuch beim Abgebildeten in dessen Arbeitsstube in Niederbipp. Den Namen des Malers assoziierte man mit der Wiedergabe von grandiosen Natureindrücken in Form von weiten Landschaften, Wolken- und Nebelszenerien in gedämpften Farbtönen.

Unter den gesammelten Blicken Meretleins, das in Wirklichkeit anders geheissen haben musste, meisterlich in Szene gesetzt vom Inser Maler Albert Anker auf rotem Grund, und begleitet vom indianischen Blick des Meisters in der Darstellung Schang Hutters stieg man die Treppe hoch in den mittleren Ausstellungsraum, der den Lebensstationen des Geehrten und seiner literarischen Produktion gewidmet war. Auf zwei grossen Fototafeln wurden «100 Jahre Familiengeschichte» und der Lebensbereich «Im Garten des Dichters» thematisiert mit privaten Fotos aus dem

Familienfundus von Dorli Meier-Vogel, der Gattin des Dichters und der Töchter Ruth Scheidegger-Meier (Buchhändlerin, Puppenmacherin) und Susanne Stöcklin-Meier (Spielpädagogin, Kinderbuchautorin) – Fotos, die der Öffentlichkeit bis anhin nicht zugänglich gewesen waren. Aus der Fülle des Lebens des Geehrten waren auf weiteren Schautafeln in Wort und Bild dokumentiert: Kindheit, Studienzeit in Burgdorf, Familienleben mit Dorli und den drei Kindern, Aktivdienst, TB-Kur im Sanatorium Heiligenschwendi, Russlandreisen, Ehrungen, literarisches Schaffen u.a. Trotz seiner Zurückgezogenheit ging die Welt beim «Weltenbürger aus Amrain» aus und ein, oder wie es Franz Hohler später am Abend in seiner Rede formulieren würde: «Und so kam es, dass die Welt ihn besuchte, um – ja, warum? Um an seiner Kraft zu schnuppern, die von ihm ausging, um sich an seiner Beharrlichkeit zu stärken (…) und vielleicht auch einfach, um ihm zu zeigen, dass man ihn gern hatte.» Aus vielen Begegnungen entstanden Freundschaften, die Gerhard Meier mit Dankbarkeit erfüllten.

«Wahrscheinlich war Marcel Proust unter den Menschen einer der dankbarsten. (…) Er hat sich gesagt, ein solch wunderbares Geschenk, gelebt zu haben, lässt sich nicht stumm kassieren. Man muss es in allen Einzelheiten festhalten, Revue passieren lassen, es wiederum sichten, rekapitulieren, um sich erst richtig zu wundern.» Diesen Passus aus dem Buch «Vom Aufenthalt» von Botho Strauss (München 2009, S. 73) möchte man auf den Proust-Verehrer aus Amrain abwandeln. «Der Pfarrer gab uns das Gleichnis vom Senfkorn», erinnert sich Gerhard Meier an seine Hochzeit in der Kirche zu Bolligen am 13. Februar 1937. Nur das Traupaar und das Brautführerpaar waren zugegen. Im Senfkorn-Gleichnis erzählt Jesus die Entwicklung aus dem «kleinsten unter allen Samen» zum weit ausladenden Strauch, in dessen Ästen «die Vögel des Himmels wohnen». «Aus unserem einfachen Start ist ein wunderbarer, reicher Baum entstanden», erzählten Gerhard und Dorli im Alter immer wieder voller Staunen. Höhepunkte im späteren Lebenslauf waren die Feiern zu runden Geburtstagen oder bei Preisverleihungen, wo auf den gezeigten Fotos, nebst dem Gefeierten selbst mit zumeist Dorli, seiner zweiten Hälfte, an der Seite, allerhand literarische Prominenz zu erkennen war. Die verjüngten Gesichter Peter Handkes, der den Franz Kafka Preis zwar nicht «an Ger-

hard Meier weitergereicht hatte», wie in der Ausstellungsbroschüre vermeldet, aber immerhin zur Hälfte mit ihm geteilt hatte, Werner Morlangs, des Gesprächspartners im «dunklen Fest des Lebens», Franz Hohlers, dessen Stimme man im Verlauf des Abends noch vernehmen würde, Peter Hamms, Elsbeth Pulvers – beides Literaturkritiker –, Egon Ammanns, des Verlegers, und anderer waren auszumachen. Werner Morlang, Elsbeth Pulver und zuletzt Egon Ammann hatten in der Zwischenzeit das Zeitliche gesegnet. Es ist anzunehmen, dass sich deren Potenz, gemäss der Anschauung des Dichters, im betörenden Duft von Blumen über ihren Gräbern, sofern vorhanden, verströmen würde.

Man wandte sich den in Vitrinen ausgestellten Erstausgaben zu, sichtete den lyrischen Erstling «Das Gras grünt», 1964 bei Benteli in Bern erschienen, den folgenden Gedichtband von 1967 «Im Schatten der Sonnenblumen» und den 60 Skizzen aus dem Jahr 1969 «Kübelpalmen träumen von Oasen» – beide im von Egon Ammann gegründeten Kandelaber-Verlag herausgegeben. Die frühen Titel suggerieren den Bezug zum Vegetativ-Pflanzlichen, das sein Heim mit dem grossen Umschwung hautnah umgab. Das Allernächste und Allergewöhnlichste, wie das vor seiner Haustür grünende Gras, machte er zu einem Thema seiner Erstlingslyrik. Was einen erstaunte, sind die zahlreichen fremdsprachigen Ausgaben, inklusive in russischer Sprache, die die Erzeugnisse Gerhard Meiers gefunden haben, wobei zu bedenken ist, dass bei einem Deutschschweizer Schriftsteller schon die Originalversion eine Übersetzungsleistung in actu in den dafür zuständigen Gehirnwindungen von der Schweizer Mundart in die deutsche Schriftsprache impliziert.

Zum Jubiläum legte der Zytglogge Verlag zwei Einzeltitel neu auf: Den frühen Roman «Der schnurgerade Kanal» und sein letztes Werk «Ob die Granatbäume blühen». Der Gedächtnisband «Ich mag das Haschen nach Wind – Spiritualität im Werk Gerhard Meiers» erschien 2016 im TVZ Theologischer Verlag Zürich. Zudem wurde ein Plakat im Weltformat gedruckt «Gerhard Meier zum 100. Geburtstag» mit einer Fotografie, aufgenommen von Isolde Ohlbaum, die den gealterten Schriftsteller mit offenem, zugewandtem, vielleicht schon etwas vergeistigt wirkendem Gesicht, in einer schwarz-weiss Aufnahme zeigt, sitzend, sich mit der

rechten Hand an der Kante eines runden Gartentischs haltend, sein Haupt wie gewohnt mit dem Béret bedeckt, auf vegetativem Hintergrund einer Gartenszenerie, vermutlich auf seinem Grundstück am Gerhard-Meier-Weg. «Ich bin ihr einfach verfallen, der Schönheit der Gewöhnlichkeit, der Grösse der Gewöhnlichkeit» teilt der Dichter dem Betrachter des Plakats mit. Liebhaber des Meierschen Oeuvre's belieben das Poster in Sichtnähe ihres Arbeitsplatzes anzubringen, wie anzunehmen ist, wo es möglicherweise eine stimulierende Wirkung auf die geistige Tätigkeit in seinem Einzugsgebiet zu entfalten vermag.

Die dritte Ausstellungsebene, die es zu erklimmen galt, befand sich im Dachgeschoss. Die sommerliche Temperatur, vermutlich verursacht durch die Klima-Erwärmung, die die Gegend des Jurasüdfuss nicht zu verschonen, ihre Bewohner aber auch nicht besonders zu beunruhigen schien, bewirkte unter dem Dach des Kulturhauses Räberstöckli ein schweisstreibendes Raumklima. Das Treibhaus-Klima schien indessen den ausgestellten Exponaten nichts anhaben zu können, allen voran den wetterfesten Büsten in Bronze, bzw. Keramik, die den Charakterkopf des Literaten darstellten. Eine frühe Arbeit von Pedro Meier, Sohn des Verewigten, seines Zeichens Buchhändler, Antiquar, Kunstmaler, Bildhauer, Multimediakünstler, zeigte den Kopf seines Vaters in abstrakter Form, mit einer Zigarette im zugespitzten Mund, was beim Betrachter Befremden auslöste, konnte er sich doch nicht daran erinnern, den Schriftsteller auf Fotos je rauchend gesichtet zu haben. Vom Sohn musste man sich eines Besseren belehren lassen: Bis zu seiner TB-Erkrankung 1957 rauchte Gerhard Meier exzessiv, zuerst Zigaretten, später hauptsächlich Pfeife. Während den Arbeitspausen in der Bude soll er wie ein «Bürstenbinder geschlotet» haben, ebenso in der Mittagspause zuhause in der Hofstatt, wo er in den Rauchschwaden förmlich verschwunden sei. Seine bevorzugte Marke sei «Mary-Long» der British Tobacco Company gewesen, mit der die Firma das Rauchen der Damenwelt der 50er Jahre schmackhaft machen wollte, wobei eine nachträgliche Recherche im Internet ergab, dass das millionenfach auf den Zigarettenpäckli abgebildete Konterfei der hübschen Mary in Wirklichkeit einem Schweizer Model Namens Colette Schneider zugehörte, das sich allerdings zur erklärten Nicht-Raucherin entwickelt hatte. Im Roman «Borodino» sagt Baur selbst,

Gerhard Meier-Büste in Bronze
von Schang Hutter, im Hintergrund
Werner Morlang.
(1995 Kunstmuseum Solothurn)
Foto Pedro Meier / ProLitteris /
SIKART Zürich

Büste «Gerhard Meier» des Künstlers
Kari Stettler (*1941) aus Bannwil.
Foto Daniel Gaberell

«(…) er habe früher geraucht, leidenschaftlich (…) Er glaube, beim Rauchen würden spirituelle Energien verbrannt.» (Baur und Bindschädler, S. 193) Mit dem Kuraufenthalt in der Heiligenschwendi war es dem Genesenden vergönnt, fortan den Verführungskünsten der rauchenden Mary ein- für allemal zu widerstehen.

Eine weitere Büste mit dem unverkennbaren Profil Gerhard Meiers, die die Aufmerksamkeit des Besuchers erheischte, stammte von dem im nahen Bannwil lebenden Künstler Kari Stettler, der nach seiner Tätigkeit als Sekundarlehrer eine Basisausbildung zur Bildhauerei in Bonn machte. Die Büste mit dem nach oben offenen Schädel benennt der Künstler «offener Kopf – offener Geist». Mit dem Werk verweist er auf die Weltoffenheit des Provinzlers aus Amrain, der glaubte, nur über den Provinzler Weltbürger zu werden. In der Berichterstattung der Berner-Zeitung wurde die prominent abgebildete Büste fälschlicherweise Schang Hutter zugeschrieben, was als Kompliment aufgefasst werden kann. Der Kopf, obwohl mit schräg abgeschnittener Oberhälfte, strahlt dank der freundlichen Gesichtszüge eine heitere Gelassenheit aus. Kari Stettler entdeckte die Literatur Gerhard Meiers vor zehn Jahren, als ihm Vreni Zürcher, ehemalige Pfarrfrau in Niederbipp, den Roman «Land der Winde» zum Lesen auslieh. Zudem empfahl ihm ein Bonner Buchhändler die Literatur des Schweizers zur Lektüre, die ihn nicht mehr losliess. Daraus entstanden die Büsten des Schriftstellers und andere bildnerische Werke mit Bezug zu seinen Schriften, wie die Statuen des Kollegengespanns Baur & Bindschädler oder Bilder des Wolkenschattenboots, mit dem der Schreiber aus Amrain gedachte, zusammen mit seinem Dorli, von Walden her über die Waldenalp hin Richtung Lehnfluh zu gleiten. Um auf die Büste «offener Kopf – offener Geist» zurückzukommen: Käme es einem Sakrileg gleich, die Büste als Vase zu verwenden, sie mit Frühlingsblumen, wie Forsythien, Kirschenblütenzweigen, Vergissmeinnicht oder besser noch Pfingstrosen, den Lieblingsblumen des Autors, zu bestücken, eingedenk seiner Hypothese, dass sich die Verwandlung des Leibes beim Tod ins Mineralische im Verströmen von betörenden Düften von Blüten zeitige? Man vermutet, dass der Dahingegangene einer solchen Verwendung der ihm geweihten Büste gegenüber nicht abgeneigt gewesen wäre. Zu vermelden ist, dass eine Ausführung der Büste in Bronze im Frühling des

Jahres 2018 den Weg ins Puschkinhaus St. Petersburg gefunden hat. Gerhard Meier ist der erste nicht-russische Schriftsteller, der an diesem Hotspot der klassischen russischen Literatur mit einer Büste vertreten ist.

Von der Betrachtung der Büsten, wandte man sich den Fotografien zu, welche die Wände behingen. Der Raum, mit der Büste «offener Kopf – offener Geist» im Zentrum, imaginiert mit einem aus dem offenen Schädel ragenden Bukett von Frühlingsblumen, vorzugsweise Pfingstrosen, und den Fotos ringsum an den Wänden, vermittelte den Eindruck eines Pantheons. Man schritt die in einer fortlaufenden Reihe gehängten Bilder, zumeist Portrait-Ansichten des Dichters, beinahe feierlich ab wie bei einer Parade, wobei man bei der einen oder anderen Aufnahme hängen blieb, indem man sich ihrer Aura aussetzte oder auf Details achtete. Die Frage, ob das Gesicht Gerhard Meiers fotogen sei, wurde wiederholt erörtert, zuletzt von Roman Bucheli in seinem Beitrag «Haltung ist alles» im Feuilleton der NZZ (9. März 2018). Darin postuliert der Autor die Ansicht, dass der Dichter im herkömmlichen Sinn vielleicht nicht als «schöner Mensch» gegolten habe. Dazu wäre seine «Nase zu gross und zu krumm, das Haar zu schütter, sein Mund zu breit» gewesen. Trotzdem hätte Gerhard Meier zu den «schönsten Menschen gehört, weil sein Kopf unverkennbar gewesen sei». Zur Frage des «schönen Gesichts» fiel einem fernerhin die Predigt eines Jesuiten-Paters ein, die man vor vielen Jahren gehört hatte, worin der Prediger die Ansicht vertrat, dass es die Bildung sei, die einen Menschen schön mache.

Die Aufnahmen der unverkennbaren Erscheinung des Dichters in schwarzweiss waren die Erzeugnisse des Bieler Fotografen Heini Stucki, einer wildbärtigen Naturerscheinung, der sich, seinem Aussehen entsprechend, am liebsten mit Natur-Motiven abgibt. Im Jahr 1995 dokumentierte er die Wässermatten im Oberaargau rund um Langenthal. In dieser Zeit vor allem entstanden die gezeigten Portraits auf vielen Spaziergängen in und um Niederbipp. Sie zeigen den Geistesarbeiter «embedded» in seiner Urlandschaft, als Teil von ihr, sie schauend, ihr lauschend, sie durchschreitend. Man gelangte zum Eindruck, dass die Bilder, die er von ihr seit Kindesbeinen an bis zuletzt in sich aufgenommen hatte, ihn gebildet und zu dem Menschen gemacht hatten, der er geworden war. In seiner

«Schreibe» gibt es kaum einen Gedanken, einen Satz ohne Hinweis auf Häuser, Gärten, Bäume, Blumen, Schmetterlinge, Vögel, Wind; ohne Blick zum Jura, zu den Wolken und darüber hinaus bis zu den von Birken bewachsenen Weiten seines Sehnsuchtslands Russland.

Nebst den Büsten und Fotografien drängten sich einem ausgestellte Objekte ins Blickfeld, Trouvaillen aus dem reichhaltigen Archiv Pedro Meiers, des Sohns, der mit den Schätzen aus vergangener Zeit im elterlichen Heim am Gerhard Meier-Weg haust, wenn er seines Künstlertums wegen nicht in Asien oder anderswo unterwegs ist. Vor Jahren erlitt er einen herben Verlust und Rückschlag, als sein Atelier in Roggwil mit einem grossen Bestand seiner Bücher und Bilder – über 1000 Bilder und 12000 Bücher – ein Frass des Feuers und Opfer des Wassers wurde, wie sein Vater in «Ob die Granatbäume blühen» berichtet: «Dorli, bei einem Grossbrand auf dem Gugelmann-Areal wurde Peters Atelier zerstört. Seine Bilder, seine grosse Bibliothek und viele seiner liebsten Dinge gingen zugrunde. Versichert war nichts.» (S. 42) Wie ergeht es einem Menschen, fragt man sich, zumal einem Kunstschaffenden, der sich mit der Zerstörung seines Lebenswerks, zumindest eines Grossteils davon, konfrontiert sieht? Man entsinnt sich eines ähnlichen Verlusts des Malers Cuno Amiet aus der nahen Oschwand, der bei einem Brand im Glaspalast München 1931 alle ausgestellten Bilder und damit fast sein gesamtes Frühwerk vernichtet sah, sich aber nicht entmutigen liess, vielmehr seine Malkunst mit eiserner Arbeitsdisziplin vorantrieb, die er als «herrliches Handwerk» bezeichnete, dazu angetan, «glücklich zu machen und anderen Freude zu bereiten».

Man begutachtete Manuskriptseiten von Gedichten, abgefasst in der schwungvollen Originalhandschrift, ausgestellt in Tischvitrinen, in deren Glas sich beim Beschauen das Gesicht des Betrachters reflektierte, so dass man die Texte wie durch sich selbst las, was einem von ferne an den Ausspruch Marcel Prousts denken liess: «In Wirklichkeit ist jeder Leser, wenn er liest, ein Leser seiner selbst», ein Zitat, das der Proust-Leser Gerhard Meier für sein eigenes Leseverständnis anführte. In einer weiteren Vitrine lagen die Hüllen von Langspielschallplatten auf, die sich der Liebhaber klassischer Musikwerke zu Gemüte zu führen pflegte. Darunter war das Cover der 4. Symphonie in c Moll von Dimitri Schostakowitsch, eine seiner Lieblingsmusiken, die er zeitweise extensiv anhörte. Er liess sich von den Tönen, Klängen, Rhythmen der Musik inspirieren; seine Literatur folgt den Gesetzen der Musik, wird mit ihren «oratorienhaften Beschwörungen» (Andrea Köhler) in den Ohren des Lesers selbst zum Musikerlebnis. Es war der israelische Schriftsteller Aharon Appelfeld (1932-2018), der sagte, bevor er sich daran mache, ein neues Buch zu schreiben, müsse er dessen «Melodie» vernehmen.

Ein Objekt aus dem Arsenal des Schriftwerkers, das in die Augen stach, war eine mechanische Schreibmaschine, schätzungsweise aus den 1960er, 1970er Jahren, der Schweizer Marke Hermes aus Yverdon, in lindengrünem Farbton gehalten. Gerhard Meier verfasste bekanntlich seine Texte zuerst von Hand mit Bleistift im Sudel, überarbeitete und tippte sie ins Reine mit seiner Hermes–Schreibmaschine. Das aufwändige Verfahren verschaffte ihm die nötige Zeit, um Worte und Sätze reifen zu lassen, sie der Melodie, die er in sich trug, nachzubilden.

Man brach die Besichtigung ab, um der Eröffnungsrede Franz Hohlers beizuwohnen. Eine stattliche Zuhörerschaft hatte sich im Dachraum des Räberstöckli, immer noch bei erhöhter Raumtemperatur, eingefunden. Das Öffnen der Dachluken liess einen Luftzug aufkommen, der das Phänomen des Windes evozierte, worüber «der Poet des Windes» im Gespräch mit Werner Morlang zu Protokoll gab: «Ich werde froh, auf eine unbegreifliche Art, wenn ich Wind rieche und wenn ich ihn spüre im Gesicht, in den Haaren, den seitlichen. Das alte Gespür trifft vermutlich schon zu, dass Wind Odem und Odem Leben, aber auch Geist ist, und als Lebewesen sind wir ja alle auf diesen Wind, diesen Odem angewiesen.» («Das dunkle Fest des Lebens», S. 15)

Erster und letzter Tag

Ein Jahr in Langenthal

Werner Rohner

Sonntag, 3. April 2016
Bin also in Langenthal angekommen. Der Wind, vielleicht weil so viele Bäume ums Haus stehen, hörbarer. Vorm Haus geht eine rabenschwarze Krähe mit einem Bündel kleiner Ästchen durchs Gras. Hinten blüht weiss ein Baum, während die Äste von der Buche noch gespenstisch leer in den wolkenweissen Himmel greifen.
Wenn ich aufm Land in der Schweiz bin, kommt mir, wenn ich die Frisuren seh, immer die DDR in den Sinn.
Ich mag Sonntage noch immer nicht, aber heute hab ich ein Reh gesehen. Gross, aber ist gehüpft wie ein junges. Mir über den Weg. Im Wald war das, klar. Hatte zu viele Leute. Werde Wochenenden zu Hause verbringen. In die Industrie spazieren, dort gefällt´s mir eh. Güdel allerseits.

Mittwoch, 22. März 2017
Abschied immer und überall dieser Tage. Sonne geht rot unter. Bisschen wie Altweibersommer. Vorher aufm Flughafen, im Flügerli, Mittagessen. War ein P. mit am Tisch. Österreicher. Buschpilot in Alaska sechs Monate im Jahr. Den Sommer über. Hat vor allem von Wölfen erzählt, mit Bewunderung und Verzweiflung, weil sie seine Schafe und seinen Husky gerissen haben. Der Husky habe keinen Wank gemacht. Erst Schockstarre. Dann Totenstarre. Drum wollte P. den Wolf dann mit dem Flugzeug, mit dem Reifen zerquetschen, aber der Wolf habe sich, wenn P. darüber geflogen sei, immer in eine zwanzig Zentimeter Mulde gelegt. Schlauer Fuchs. Jetzt reisse der Wolf sogar schon Büffel. Und natürlich junge Elche und geschwächte Muttertiere. Drei Rudel bei ihnen im Gebiet jetzt schon. Weil: Keine natürlichen Feinde.
Mit am Tisch auch der Beizenpächter. Harte Haut, mit strahlend blauen Augen, später auch Teeniesohn, wohlerzogen, will Mech bei Pilatus machen, ist sehr nett. Am Vorabend seien zwei Freunde da gewesen, Formel 1-Fotografen, der eine 45 Jahre lang, der andere fast 40, hätten die Bilder noch in den Hotelbadezimmern selbst entwickelt, zum Beispiel vom spektakulären Unfall vom Töni, und wie sie dann die Bilder erst dem Blick, am anderen Tag dem Rest der Welt verkauft hätten, dabei statt einem Bild vier aufs Papier gedrängt gedruckt, weil zu wenig Papier da gewesen sei, weil alle, alle die Bilder gewollt hätten. Und wie sie als erste auch Bilder über Telefon übermittelt hätten. Vorläufer von Fax, sagte der Beizenpächter, wusste aber auch nicht, wie das funktionieren soll. Und draussen sein grüner, alter Porsche in Hochglanz, mit dem ich gerne eine Runde gedreht hätte.

Danach ins Kunsthaus. Das erste Mal, seit ich hier bin. Fotos. Fotos sind anders, so eindeutig. Diese waren alt. Manchmal das Papier fast wie Leder schon in der Struktur. Wie schön die Menschen. Die da standen, als wüssten sie, das ist jetzt für die Ewigkeit – für viele blieb es vielleicht auch das einzige Foto in ihrem Leben. Und dann das Mädchen. Tot. Auf dem Bett. Die Augen nicht ganz geschlossen. Lag es da, die Haare, wie man sagt, über das Kissen gegossen – oder als ob es im eigenen Haar ertrunken wär (versunken vielleicht eher). Lag es da – ich seh das Gesicht nicht mehr vor mir oder nicht mehr den Ausdruck. Ob die Eltern den Rosenkranz um ihre Finger gewickelt haben? Im hintersten Kunsthauszimmer hing es, das nur einen Zugang hatte – weiss man nie, ist es dieser verschämte Umgang mit den Toten, oder soll da mehr Ruhe sein. Da jedenfalls hing das Bild, lag das Mädchen – es war schön, sehr schön. Ich würde es gern besser beschreiben können. Kann aber nicht. Hab ein Handyfoto gemacht. Darin, darüber zu sehen: mein Schatten auf dem Glas überm Bild – wie der Tod, dacht ich für einen Moment. Und wie gern ich Schatten auf Bilder mag. Kommt mir immer Siri Hustvedsts Wechsler in den Sinn, der seinen Schatten in seine Bilder malt. Ich werde es nochmals anschauen gehen und beschreiben, das Mädchen – das seine Eltern auf dem Bild nun doch noch überlebt hat.

Werner Rohner war der 22. Stipendiat der Stiftung Lydia Eymann in Langenthal (www.le-stiftung.ch)

In 80 Tagen um den Napf – 20 Jahre danach

Menel Rachdi und Ueli Reinmann

«Der Napf», ca. 70 x 100 cm Acryl auf Industriezellulose. Gemalt von Menel Rachdi. (Wenn nicht anders erwähnt, stammen auch alle anderen Bilder und Fotos von Menel Rachdi.)

Wenn Künstlerinnen und Künstler ihre kreativen Einfälle auf Papier oder Leinwand wiedergeben können, ist dies bereits eine tolle Sache. Besteht gar die Möglichkeit, ganze Wände oder sogar Blech, Stahl und Eisen zu gestalten, werden neue Horizonte eröffnet. Besondere Umstände und eine Handvoll entschlossener, kreativer Leute haben dafür gesorgt, dass eine ganze Zugskomposition während mehrerer Monate zu einer rollenden künstlerischen Werk- und Wohngemeinschaft in einer fahrbaren «Leinwand» geworden ist.
Wie es dazu kam, dass eine Lokomotive mit sieben bunten Wohn- und Atelierwagen 1998 in Huttwil gestartet ist, um in 80 Tagen den Napf zu umrunden, davon soll hier erzählt werden. Diese Geschichte handelt auch von der Künstlerfamilie Rachdi-Farner, die damit einiges zu tun hat.

Menel Rachdi, Regula Farner und weitere Kulturschaffende haben zwanzig Jahre nach der unvergesslichen Kultur-Expedition eine Jubiläums-Rundfahrt organisiert. Am 23. Juni 2018 um die Mittagsstunde ist eine rustikale Wagenkomposition vom «Verein Historische Eisenbahn Emmental» (VHE) in Huttwil gestartet. In gemütlichem Tempo benötigte man für die Runde um den Napf gerade mal um die fünf Stunden.

Eine bunte Reisegesellschaft aus allen Generationen hat sich eingefunden, um diese Rundreise zu geniessen. Der Fahrtwind ist kühlend an diesem strahlenden Tag, die Wagenfenster stehen offen, und in kurzer Zeit entsteht eine Schulreise-Atmosphäre. Menel persönlich fungiert als Kondukteur. Er händigt Kartonbillette aus und gerät immer wieder ins Schwärmen. Ausser ihm reisen noch weitere Zeitzeugen der Napf-Expedition mit, so auch seine Frau Regula und die unterdessen erwachsenen vier Töchter, deren Partner und drei Enkelkinder. Unterwegs wird musiziert und gesungen, so auch in Trubschachen, wo der Zug während einer Stunde Halt macht. Zurück in Huttwil, begibt sich die Gästeschar ins Lokdepot, wo vor 20 Jahren so einiges begann ...

Ein Traum mit Auswirkungen

Wie kam es überhaupt dazu, dass vom 16. April bis zum 5. Juli 1998 über 80 Kulturschaffende aus allen Sparten der Kunst und verschiedenen Ecken unseres Landes gemeinsam per Eisenbahn zu einer 80tägigen Entdeckungsreise rund um den Napf aufbrechen? Man erzählt sich, dass ursprünglich ein uralter Bahnpostwagen an einem Prellbock in Huttwil von dieser grossen Reise geträumt haben soll …

Wie dieser Traum bis in die heutige Zeit weiterwirkt, davon möchte diese Geschichte erzählen. Dabei wird der Fokus auf den Oberaargauer Sektor des Napfgebiets gerichtet, also hauptsächlich auf die Region Huttwil.

Auf der Jubiläums-Rundreise um den Napf am 23. Juni 2018 weht wiederum der Geist der Kultur-Expedition.

Überraschung hinter Gerüst und Netzen. Fassade bunt – alles bunt. Gemeinschaftswerk im Huttu-Städtli. Das Kulturjahr 1993 neigt sich dem Ende zu.

Rückblende: Ein inspirierter Brief an die Bahn

Die Geschichte des alten Postwagens beginnt eigentlich 1993 im Kulturhaus am Brunnenplatz 6, einem alten Abbruchhaus mitten im Städtli Huttwil: Hier überlässt Hausbesitzer Hansruedi Mathys dem Künstler Menel Rachdi seit Ende der Achtzigerjahre einen Raum als Malatelier. Als der Abbruch des schiefen Gemäuers naht, trommeln Menel und seine Partnerin Regula Farner Künstlerinnen und Künstler zusammen, um dem alten Gebäude einen würdigen Abgang zu bereiten.

Die Künstlergruppe startet im Frühjahr 1993 zunächst mit Skulpturen- und Bilderausstellungen in ihrer «Galerie auf Zeit» im Abbruchhaus. Gemeinsam mit Schulklassen, Freunden, Nachbarn und Faszinierten wird das Brunnenplatzhaus in eine wundersame Fantasiewelt verzaubert – als Aufbruch vor seinem Abbruch. Auf einem fünfstöckigen Baugerüst gestalten zwölf Schulklassen, assistiert von Kulturschaffenden, die Fassade poetisch bunt. Jeder Innenraum wird zu einem künstlerischen Kosmos. Im Oktober wird das Haus zur kulturellen Wundertüte: Alphornklänge, Rock, Blues und Afro, Schwyzerörgeli, Jazz, Theater, Kindernachmittage, Film, Performance und Tanz gibts zum feierlichen Abschied. Wie vereinbart, wird das Kulturhaus am Brunnenplatz 6 per 1. November 1993 abgebrochen. Bis heute lebt dieses Haus weiter: In der Erinnerung vieler Menschen und auch als bunte Einzelteile, die beim «Huusteilet» den Weg in alle Himmelsrichtungen gefunden haben.

Wenige Tage vor dem Hausabbruch, der somit auch sein Atelier betrifft, verfasst Menel ein Schreiben an die Direktion der EBT in Burgdorf: Man möge ihm doch den alten Eisenbahn-Postwagen, der auf einem Abstellgeleise im Huttwiler Fiechtenfeld vor sich hin rostet, als Atelier überlassen. Seit Menschengedenken wird dieser Veteran von Brombeeren umrankt, hat eingeschlagene Scheiben und ein undichtes Dach.
«Wenn ich unter meinem Atelier die Geleise spüre, die von Lissabon über Huttwil bis nach Wladiwostok um den halben Planeten führen, fühle ich mich angeschlossen an die grosse Welt …», sinniert der Künstler.
Siehe da: Das Argument des Verbundenseins mit der Welt versteht die Bahndirektion nur zu gut und setzt eine Art Vertrag mit dem Künstler auf.

Das Kulturhaus am Huttwiler Brunnenplatz 6 ist anno 1993 eine Première für das Blumenstädtchen: Rund ein Dutzend Schulklassen gestalten die Hausfassade. Die Innenräume werden durch viele Kunstschaffende in wundervolle Welten verwandelt: Heinz Allemann, Chrigu Buchli, Silja Coutsicos, Simon Eggimann, Vre Herzig, Regula Farner, Jörg Hägeli, Jürg Dürr, Jean-Marc Gaillard, Pesche Kuert, Menel Rachdi, Otto Schär, Heiko Schütz, Rolf Sutter, Ewald Trachsel und etliche weitere.

Im Parterre des Huttwiler Kulturhauses spielen hier die «Vierstärn Ämmitaler» auf ihren Schwyzerörgeli bekannte Stücke der britischen Band «Status Quo». Ob Menels Bild im Hintergrund, «hommage à l'impro», bereits den Namen des nachfolgenden Kulturlokals fein anklingen lässt? Zwei Jahre danach startet das Improvisorium, liebevoll auch «Impro» genannt, seinen Betrieb.

Oben: «Die Fiechtenmühle am Rotbach», 1985 – 1994 das Zuhause der Familie Rachdi-Farner.
Unten: «Fernweh Nr. 104».

Das Atelier auf dem Gleis

Vor Weihnachten 1993 darf Menel von Bahnhofvorstand Fritz Schneider den Schlüssel zum Postwagen Z 233 entgegennehmen. Die Vorfreude ist gross! Der Weg zur Tür des Waggons führt allerdings durch dichte Brombeerranken – das uralte Vehikel am Prellbock liegt wortwörtlich im Dornröschenschlaf! Eine erste Besichtigung zeigt, dass hier viel Arbeit wartet. Familie und Freunde helfen mit, die Arbeitsräume herzurichten. Der Holzofen vom Brunnenplatzhaus wird nun im Bahnwagen-Atelier installiert: Als Erinnerungsstück an ein geglücktes Kulturprojekt und als Glücksbringer für ein Neues, wer weiss…? Im ehemaligen Postbüroteil des Waggons entsteht Menel's neues Maleratelier, im Frachtraum installiert Objektmacher Pesche Kuert seinen Werkplatz.

Mit einem einfachen Baugesuch werden die wichtigsten Vereinbarungen geregelt. Ein Passus in der Bewilligung lässt aufhorchen: «Dieser Wagen darf als Atelier, nicht aber zu Wohnzwecken genutzt werden …» Man weiss ja nie; denn ausgerechnet während dem Brunnenplatz-Projekt ist der fünfköpfigen Familie Rachdi-Farner die Fiechtenmühle – ihr Zuhause seit 1985 – gekündigt worden. Dort kommt im April 1994 die vierte Tochter Fiona zur Welt. Im Mai 94 erscheint das Buch zum Brunnenplatz-Projekt mit einer Vernissage im Zelt des Zirkus Wunderplunder, der in Huttwil gastiert. Im Juni klärt sich die Wohnsituation der Künstlerfamilie und es gibt einen echten Umzug von einer Mühle in die Nächste: Um den Hausrat von der Fiechtenmühle zur nahe gelegenen Lochmühle zu bringen, erscheinen viele Freunde mit Leiterwagen und Veloanhängern.

Ein Maler bei der Bahn

Seit er im alten Postwagen arbeitet, setzt sich Menel vermehrt mit der Bahn auseinander. Im Lokdepot Huttwil, wo Eisenbahn-Enthusiasten historische Loks und Waggons revidieren, begegnet er dem Depotchef Giulio Ragonesi, einem Bündner Urgestein. Im Frühling 1995 malt Menel in der Depothalle eine Serie grossformatiger Eisenbahngemälde, welche am Dampflok-Fest im Herbst in der Halle ausgestellt werden.

Der alte Postwagen träumt

Oben: Der Holzofen aus dem Brunnenplatzhaus heizt den Atelierwagen Z 233.
Rechts: Der rostige alte Postwagen Z 233 erzählt Geschichten in Form und erodierter Farbe: An Schattenstellen gedeihen in den Ritzen gar Moose und Flechten als Primärpflanzen; auch der Prellbock ist ein Biotop
Unten: Im Postwagen-Atelier wird das Signet geboren, welches das Projekt fortan begleitet.

IN 80 TAGEN
UM DEN NAPF
DIE KULTUR-EXPEDITION

In stillen Nächten vernimmt der Maler, wie sein rostiger Atelierwaggon Z 233 träumt und seufzt. Der Maler versucht, die Visionen des Weitgereisten aufzuzeichnen und mitzuschreiben. Aus all diesen Notizen und Skizzen entstehen die «Traumpapiere des alten Postwagens», erste Konzepte für die Kultur-Expedition «In 80 Tagen um den Napf», die Menel im Sommer 1995 nach Burgdorf zu Bahndirektor Charles Kellerhals bringt.
«Soso, der alte Postwagen hat geträumt…!», schmunzelt dieser und setzt umgehend seine rechte Hand, Felix Weiss, als Kulturprojekt-Betreuer der Bahn ein: Die Kultur-Expedition «In 80 Tagen um den Napf» ist geboren!

Nach einer Überprüfung heisst es, der alte Z 233 könnte beim Rangieren auseinanderfallen; drum komme er für diese Reise nicht mehr in Betracht. Da wird der Maler sehr traurig. Zum Trost stellt ihm die Bahn drei alte, noch fahrtaugliche Güterwagen neben sein Atelier.

Die Künstlertreffen im Kraftwerk

Ab Ende 1995 treffen sich immer mehr Künstlerfreunde, befallen vom Napf-Fieber, bei Familie Rachdi-Farner im Huttwiler Lochmühle-Kraftwerk. Beim Ideenaustausch stets mit dabei ist auch Felix Weiss, der Projektbegleiter seitens der Bahn, der mit seiner offenen und sehr besonnenen Art viel zum Gelingen dieses breitgefächerten Projekts beigetragen hat.

Die Delegationen aus den zehn Etappengemeinden wachsen derart stark, dass die Lochmühle zu klein wird. Die umfangreichen Treffen finden fortan im noch neuen Improvisorium Huttwil statt. Als Mitbegründende engagiert sich die Familie in der Organisation von Anlässen; später sind es die vier Töchter Leila, Runa, Aicha und Fiona, die sich hier kulturell einsetzen – und bis heute ist Menels Improvisorium-Signet aktuell. Regula moderiert die Napfzug-Vorbereitungstreffen im «Impro» auf ruhige, klare Weise. Nach den Sitzungen werden im nahen Lokdepot jeweils die Fortschritte an den Waggons begutachtet; dies löst mitunter echtes Reisefieber aus; daher erhält das Heft, welches bereits vor der Kultur-Expedition über zahlreiche geplante lokale Projekte berichtet, den Namen «Reisefieber-Bulletin».

Hier sprudelten einst die Ideen: Das Kraftwerk Lochmühle am Wasser.

Tor zum Improvisorium Huttwil, Treffpunkt der Expeditions-Crew mit Delegierten aus den zehn Etappenorten.

Anteil nehmen am Abenteuer: Wie schon die Eisenbahn-Pioniere, schuf auch die Kultur-Expedition ihre Anteilscheine zur Projektfinanzierung. Diese Wertpapiere entstanden im Ursenbacher Litho-Atelier von Richi Steffen in althergebrachter, handwerklicher Steindrucktechnik; diese hatte ihre Blütezeit bereits Anno 1874, im Erscheinungsjahr von Jules Verne's «Le tour du monde en quatre-vingt jours». Die Original-Lithographien schufen Menel und Richi auf dem Büttenpapier der ältesten Papiermühle Frankreichs. Wieviel Mut und Pioniergeist es braucht, ein solches Unternehmen in seinen frühen Anfängen zu unterstützen, das wissen die Gönner.

Ganz oben: Ein Sonnenstrahl trifft in der Depothalle den Schlafwagen. Seine Bullaugen wurden von Andreas Koch aus verglasten Velorädern gefertigt.
Oben: Jeder Waggon wird mit einem Gerüst versehen: Der Küchenwagen erhält eine Gestaltung zum Thema Wasser.

Rechts: In rund tausend Tagen von rollender Planung und engagiertem Umbau entsteht aus den alten Bahnwaggons der fantasievollste Zug, der je um den Napf gefahren ist. Eine riesige Anzahl Begeisterter verwandelt die ausrangierten, weitgereisten Veteranen in einen Kultur- und Atelierzug aus bunten, beweglichen und bewohnbaren Kunstwerken.

Zugsumbau im Lokdepot Huttwil

Ab Sommer 1997 ist eine ganze Baugruppe unter der Leitung von Musiker und Architekt Philipp Ackermann mit dem Umbau des Zuges im Huttwiler Lokdepot beschäftigt.

Hier wird rund um die Uhr am Expeditionszug gearbeitet. Die Baugruppe sägt, hobelt, schleift, bohrt, schraubt, schweisst und stromert tagsüber. Von der Abend- bis zur Morgendämmerung wirkt die Malergruppe mit Scheinwerferlicht, Musik und Farbe an der Gestaltung der Wagen. Bei Tag malen auch die Schüler-Delegationen aus den zehn Etappenorten mit. Wöchentlich tagt die Baugruppe, der Zugsumbau erhält klare Strukturen.

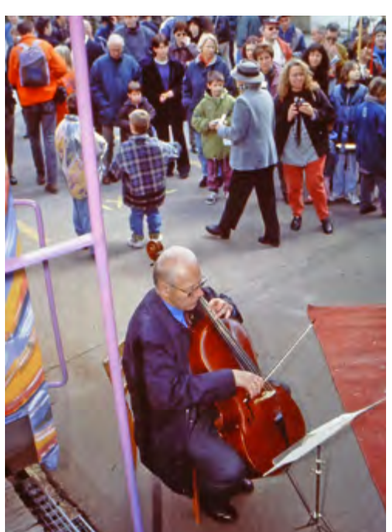
Regula Farner hat ein Beschäftigungsprogramm mit dem Schweizerischen Arbeiter-Hilfswerk (SAH) aufgegleist: Dadurch können acht Stellenlose beim Projekt «In 80 Tagen um den Napf» mitarbeiten, in den Bereichen Holz, Metall, Elektro, Büro, Grafik und Küche.

Aufbruch in unbekannte Welten

Am Donnerstag, 16. April 1998 zelebriert die Reisegemeinschaft von Kulturschaffenden und Künstlerfreunden ihren Aufbruch in unbekannte Welten mit einer feierlichen Abschiedszeremonie – und weit über hundert anwesende Gäste von nah und fern sorgen am Bahnhof Huttwil dafür, dass die Expeditionsreisenden mit ihrem bunten Eisenbahnzug würdig und wehmütig verabschiedet werden.

Grosser Bahnhof für die Kultur-Expedition! Links: Felix Weiss, Projektbegleiter, wird ein selbst verfasstes Gedicht vortragen. Mit Fotoapparat: Wisu Disler, Bahnhofvorstand Escholzmatt. Vorne: Regula Farner und Anita Hosig studieren die Regie-Papiere. Foto rechts: Der Bahndirektor Charles Kellerhals am Cello.

Presse, Radio und Schweizer Fernsehen sind zugegen, als Bahndirektor Charles Kellerhals am Cello und Huttwils Pfarrer Simon Jenny am Horn ein Stück zum Abschied spielen. Der Bäcker überreicht dem Expeditions-Koch einen Korb voller Brote, der Drogist übergibt eine Notfall-Apotheke, eine Brennerei von «ännet em Napf» bringt ihren preisgekrönten «Treibstoff». Die Schweizerische Landestopografie überreicht mehrere Landkarten-Sätze des Napfgebietes mit den Worten « ...damit ihr Euch nicht verirrt auf Eurer Entdeckungsreise durch dieses geheimnisvolle Land ...»



Oben: Zwei Zugpferde und ein Träumer. Mitte: «Marbles» mit Zugposaune auf der Napfzug-Bühne. Unten: Die Musikschule Wolhusen konzertiert

Die Berichterstattung über die Kultur-Expedition

Wie einst bei Jules Verne's Protagonisten, steht vor der Reise eine Wette: «Wir werden den Napf in nur 80 Tagen umrunden!» behauptet die Expeditions-Crew an ihrer Pressekonferenz im alten Postwagen Z 233. Das ganze Projekt werde ein «Bestseller im Napfgebiet» erklärt Hans Bärtschi, Vizepräsident des Huttwiler Gemeinderates, im Interview mit dem «Bund».

Begeistert sind die Medien auf den Zug aufgesprungen: Sie berichten von wilden Blüten der Fantasie, die das Projekt treibt; und Radio Emme besucht die Kunstschaffenden jede Woche beim Zugsumbau im Lokdepot.

Kulturpreis für das Projekt «In 80 Tagen um den Napf»

Presse, Radio- und Fernsehstationen berichten bis zum Projekt-Abschluss rund 250 Mal über das Leben rund um den Napfzug; stets wird Huttwil als Geburtsort dieses kulturellen Unternehmens genannt. Am 13. März 1998 überreichen Marianne Bühlmann und Erich Stamm im Namen des Huttwiler Gemeinderates der Kultur-Expedition als Ehrung und Ermutigung den ersten Kulturpreis der Stadt Huttwil – bis heute auch der Einzige ...

«Dieser Zug sollte durch die ganze Schweiz fahren!», titelt das Organ des Schweizerischen Eisenbahner-Verbandes (SEV) am 23. Juni 1998. Jeweils in der letzten Nacht einer Stationswoche entstehen bei ein, zwei Gläschen Wein die von Anita Hosig und Menel üppig illustrierten, handgeschriebenen Tagebuchseiten; auf Initiative des damaligen UE-Redaktors Jürg Rettenmund werden diese wöchentlich im «Unter-Emmentaler» publiziert. Auch der «Entlebucher Anzeiger» und der «Willisauer Bote» ziehen nach und drucken diese Aufzeichnungen von Bord des Napfzuges.

Ausschnitt aus dem Expeditions-Tagebuch von Anita Hosig und Menel.

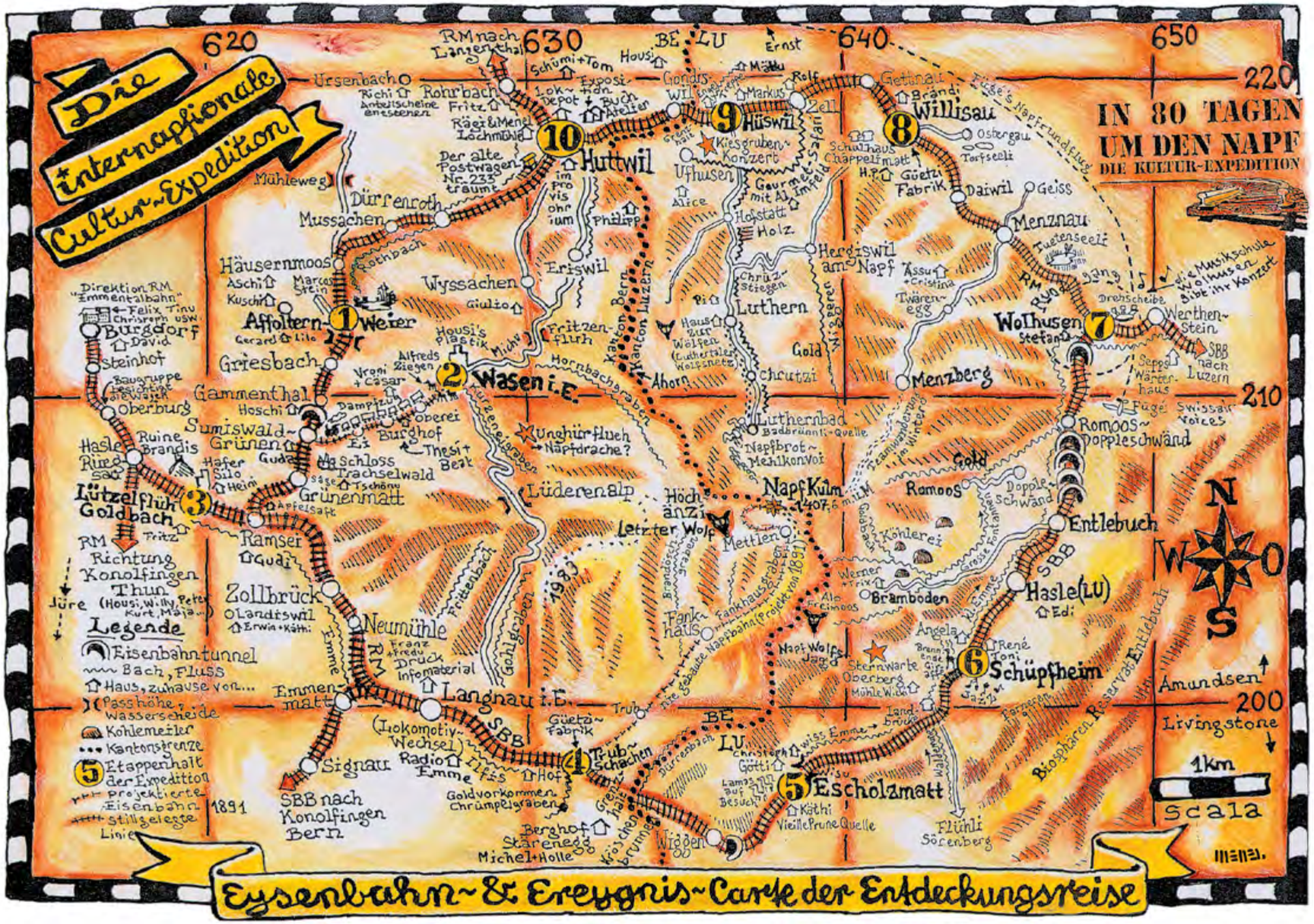
Künstlerinnen und Künstler mit ihren Aktionen (eine Auswahl)

Die Nennung aller Kulturschaffenden mit ihren Aktionen und Werken würde den Rahmen dieses Buchbeitrages sprengen. Exemplarisch seien einige von ihnen hier genannt: Die letzten Napf-Wölfe von Werner Neuhaus; die «brennende Giraffe» nach Salvador Dali, am Bahnhof Schüpfheim nachgebaut und abgefackelt von Markus Meyle; kollektiv gestaltete Begrüssungstücher der Freiburger Künstlerin Rosa Krebs Thulin; die geschöpften Napf-Papiere von Regula Farner, aus Makulatur der Projektvorbereitung; poetische Stations-Collagen der Berner Künstlerin Anita Hosig; 80 Napf-Aquarelle, animiert durch Cäsar von Känel; unvergessliche Auftritte von Christine Lauterburg und Josefina Lehmann; Installatio-nen aus Objets-trouvés von Andreas Etter; Spontan-Klänge des Flöters vom Napf, Philipp Ackermann; lebendige Lesungen der Schriftsteller Franz Felix Züsli, Edi Kloter, Sergius Golowin, Al Imfeld, Franz Hohler, Urs Hostettler, Dominik Brun und Verena Stössinger. Schienenfahrzeuge von Andreas Koch, Hoschi Hofstetter und Hans Ittig; Napf-Drachen-Radierungen, gedruckt auf Peter Stähli's Zugs-Druckerei. Theater-Projekte von Michael Hora Elber in Schüpfheim und in Willisau; und das Theater Rölöwé, das eine Woche lang in Wasen wirkte. In Erinnerung bleiben die Auftritte der Swissair-Voices, der Musikschule Wolhusen, «Black Creek» aus Schwarzenbach, «Ducks Crossing» vom Entlebuch, «Marbles» & «Blues-X» aus Huttwil, «Samba Maria» und «Streethorns» aus Langenthal, die Emmentaler Afrotrommlerinnen von «Simaheli». Sagenhaft auch das Kiesgruben-Konzert in Hüswil mit zwölf Formationen und Butoh-Peformance.

Gemäss «interNapfionalem Kultur-Austausch» spielten die Gruppen jeweils «ännet dem Napf». Erlesen war die Gourmet-Safari mit Al Imfeld und Dani Bisten; ein BahnJazz-Festival mit neun Formationen und Zugs-Musikern in Schüpfheim, organisiert von Förster René Graf. Nachhallend die Konzerte der «Ol'man river Jazzband» in Lützelflüh, von «Musique Simili» und «Roots of Communication» am Bahnhof Willisau.

Immer wieder spannend auch die Projekte der Kunstschaffenden mit Schulen und Vereinen in Affoltern-Weier, Wasen i.E., Lützelflüh-Goldbach, Trubschachen, Escholzmatt, Schüpfheim, Wolhusen, Willisau, Hüswil LUZ und Huttwil. Zahllose, auch spontane Darbietungen gab es dank Jazzcombos, Jodlern, Sagenerzählern, Alphornformationen, Rockbands, Trachtentanzgruppen, Performern, Mail-Art, Blasmusiken, Treichlern usw.

Ein «Napfschlagewerk» mit rund 800 Namen ist am Schluss des Napfzug-Tagebuches zu finden; dieses versucht ansatzweise, der überwältigenden Vielfalt an Kultur-Beiträgen gerecht zu werden.



Guten Mutes und kaum ahnend, was ihnen noch alles bevorsteht, posieren hier Künstler, Kinder, Küche und Kabelmonteure vor ihrem Vehikel, mit dem sie die Strecke um diese unbekannte Welt in nur 80 Tagen zurücklegen werden; die Wette gilt!

Auf der ersten Etappe mit dabei: Thesi Wyss, Andreas Koch, Andrea Kramer, Lilo Bornet, Anita Hosig, Regula Farner, Aicha Rachdi, Mauro D'Arcangelo, Andreas Etter, Gabriella Affolter, Rosa Krebs Thulin, Menel Rachdi, Maja Hürlimann, Erika Aeschimann, Jürg Steiner, Runa Rachdi, Fiona Rachdi, Ueli Christen, Philipp Ackermann und einige mehr.

Links: Markus Meyles skulpturale Hommage an Salvador Dali's «brennende Giraffe» hat so viele Halswirbel wie in echt: Das Abfackeln sorgt für lange Hälse und einigen Wirbel am Bahnhof Schüpfheim.

Rechts: Auf dem Bahnhof-Areal in Wasen werden Schienenfahrzeuge neu erfunden: Andreas Koch hat ein Turbo-Schienenvelo entwickelt, das seidenfein über die Geleise gleitet.

Foto oben: Wo Welten einander begegnen: Wilde Tänze zur Begrüssung haben bei den Einheimischen auf allen Erdteilen oft eine lange Tradition. Hier sind wir bei den Empfangsritualen der Station Hüswil-LUZ im Luzerner Hinterland: «LUZ» steht hier nicht nur für den traditionellen Kaffee, der hierzulande zum Empfang gereicht wird, sondern auch für die mitwirkenden Nachbardörfer dieser Station, nämlich Luthern, Ufhusen und Zell.

Panoramafoto: Kultur-Expedition «In 80 Tagen um den Napf» – eine Napfa Morgana? Viele behaupten bis heute, sie hätten den Napfzug einst mit eigenen Augen gesehen! An Bord des Zuges, der den Berg im Herzen der Schweiz in nur 80 Tagen umrundete, lebten und wirkten abwechselnd rund 80 Kulturschaffende aus allen Sparten der Kunst. Die interNapfionale Kultur-Expedition baute 1998 zahllose Begegnungsbrücken zwischen Berg und Tal, Alt und Jung, Tradition und Trend, Stadt und Land, Bahn und Hof… Foto Beat Lanz

Foto unten: Mit vereinten Kräften: Gemeinsames Anpacken mit Kopf, Herz und Hand hat eine sehr abenteuerliche Unternehmung ins Rollen gebracht, die nicht allein aus Rollmaterial besteht. In jeder Hinsicht braucht es alle Kräfte zum Anschieben und viele Qualitäten der Beteiligten, um das grosse Projekt der Kultur-Expedition in Schwung zu halten ...

Bahnhof Affoltern-Weier.

Die Exposition über die Expedition

Im Huttwiler Kulturzentrum Salze und nebenan in den Hallen der ehemaligen Möbelfabrik Meer zeigen über 25 bildende Künstlerinnen und Künstler im Herbst 1998 eine Auswahl ihrer Werke von der Kultur-Expedition. Eine wahre Flut von Eindrücken aus dem Napfesrund verleiht den Räumen eine intensive Dichte in vibrierender Atmosphäre. Noch nie wurde in Huttwil eine derart umfangreiche Kunstausstellung gezeigt.

Zug sucht Landeplatz

Die Kultur-Expedition hat ausrangiertes Rollmaterial in Kunst verwandelt; Eine Verschrottung ihrer Wagen kommt für die Bahn nicht mehr in Frage. Nach der Napfrundreise wird die Komposition vorerst für ein Jahr auf dem Abstellgeleise der Haltestelle Gondiswil parkiert. Hier will man sich in Ruhe Gedanken machen über die weitere Verwendung des Zuges. Geliehene Teile werden rückgebaut und retourniert, Bühnen-Elemente demontiert. Noch immer ist eine üppige Wohn- und Arbeits-Infrastruktur vorhanden.

Der Napfzug ruht hinter einer blühenden Hoschtet in Trubschachen.

Oben: Der Napfzug kehrt nach Huttwil zurück.
Mitte: Hüsu-Märit.
Unten: Das interNapfionale Gipfeltreffen 2018: Sonnenaufgang bei klirrender Kälte.

Unter dem Arbeitstitel «Zug sucht Landeplatz» entsteht eine umfangreiche Mappe, die den Napfzug dokumentiert mit seiner Geschichte, mit technischen Plänen aller Waggons, ihren Ausbau-Standards und Optionen. Die zehn Etappenorte, die den Zug einst alle bei sich behalten wollten, erhalten die Mappe; aber keine der Gemeinden will sich die 150 Tonnen bunten Metalls aufladen. Eine Mappe geht an die Leitung der Expo 02; eine weitere gar an eine Gruppe in München, die sich für den Napfzug interessiert, was letztlich an der Zugsüberführung in Zeitlupe scheitert.

Eine Kulturgruppe aus Solothurn, die den Zug zuerst bloss mieten wollte, erhält letztlich den Zuschlag: Im September 1999 wird der Napfzug feierlich an diese Gruppe übergeben und rollt weiter zum Jurasüdfuss.

Ein paar Nachhaltigkeiten der Kultur-Expedition

Der Markt auf dem Bahnhofplatz Hüswil
Der «Hüsu-Märit» wurde im Rahmen der Kultur-Expedition «In 80 Tagen um den Napf» vom Stations-Team Hüswil auf die Beine gestellt: Am 27. Juni 1998 fand der Markt erstmals und direkt neben dem in Hüswil stationierten Napfzug statt. Der liebevolle, regionale Markt mit Bahnanschluss bietet seit 1998 Kunsthandwerk, kulinarische und kulturelle Köstlichkeiten aus der Region Napf. Hier sind stets Begegnungen und ein fruchtbarer Ideenaustausch in ungezwungener Atmosphäre möglich.

Das interNapfionale Gipfeltreffen
Im Juni 1998 startet am Napfzug in Hüswil eine Karawane mit vielen Menschen und zwei Maultieren, beladen mit dem Mehl für's Napfbrot. Auf dem Gipfel wird das Mehl feierlich einer Delegation der Napf-Südseite übergeben, um damit in Trubschachen das legendäre Napfbrot zu backen; bis heute ist dieses in vielen Bäckereien der Region erhältlich. Seit dem Sommer 1998 treffen sich weiterhin alljährlich Menschen von «ännet em Napf» auf dem Napf-Gipfel zum Geniessen von Aussicht, Austausch und Ausdruck, Speis und Trank, Sang und Klang bei Sonnenuntergang.

Das HUTTUTUNNU-Vollbild führt durch sieben Sequenzen mit optisch aktiven Elementen in drei Dimensionen.
Mit der Klasse von Beat Wüthrich und sieben weiteren Oberstufenklassen ist ein neues Huttwiler Wahrzeichen entstanden.

Der HUTTUTUNNU (Nov. 1999 bis Nov. 2014)

Der über vierzig Meter lange Fussgänger-Tunnel am Bahnhof Huttwil ist seit Jahren verkritzelt und versprayt. Bahnhofvorstand Fritz Schneider fragt im Frühling 1999 den Maler und Animator Menel, ob er eine gestalterische Idee für diese Unterführung hätte: Klar hat er das! Für einen grossflächigen gestalterischen Eingriff sofort zu begeistern ist auch Oberstufenlehrer Beat Wüthrich, der mit seinen Klassen bereits aktiv war am Brunnenplatz-Kulturhaus und im Napfzug-Projekt. Die HUTTUTUNNU-Malgruppe dokumentiert zuerst die besten Tunnel-Sprüche mit poetischem und philosophischem Inhalt. Unter dreiwöchiger Sperrung des Tunnels wird mit Hilfe von acht Oberstufenklassen im Mehrschicht-Betrieb die Verwandlung von Wänden, Decke und Boden in ein visuell aktives, dreidimensionales, begehbares Bild über 300 m² realisiert. Im Bericht zur aussergewöhnlichen Tunnel-Vernissage titelt Jürg Rettenmund im Unter-Emmentaler: «Tout Huttu zur Eröffnung im HUTTUTUNNU».

Wie zeigt sich der Bahnhof Huttwil heute?

Nach einem gewaltigen Rückbau steht heute in Huttwil ein komplett neuer Bahnhof mit gigantisch betonierten Unterführungen und Perrons. Selbst die Geleiseanlagen wurden alle neu verlegt. Der Huttutunnu wurde zum Kabelkanal umfunktioniert und im November 2014 mit Beton gefüllt. Allein das alte Lokdepot, worin einst der Napfzug umgebaut und gestaltet wurde, verdankt sein Weiterbestehen dem Umstand, dass es unter Schutz steht. Ansonsten erinnert nichts mehr an die Tage der Kultur-Expedition ...

Die neue, 50 Millionen teure Bahnhofanlage scheint gegen Farbe immun zu sein; die Verantwortlichen haben das Kulturprozent, das üblicherweise bei öffentlichen Bauten für Farbe und Lebensfreude eingesetzt wird, bisher ignoriert – selbst von einem Kultur-Promill ist nichts zu sehen.

Oben: Blick von der Bordküche in die Expeditions-Bar: Es gibt Nächte, in denen die Wellen hoch schlagen und es hier schaukelt und stampft, wie auf einem Raddampfer, der sich durchs kühle Nass pflügt. Hinter beschlagenen Bullaugen machen wilde Piratengeschichten die Runde. Es schwanken die Planken, bis in der Morgendämmerung am Horizont das Festland erscheint.

Unten: Das NapfZug-TageBuch ist im Grossformat gebunden, mit Hardcover, 224 Seiten und ist vergriffen.

Das Napfzug-Tagebuch entsteht

In der alten Möbelfabrik Meer in Huttwil erarbeiten Regula, Anita, Menel und viele andere in den Jahren 2001 – 2004 das Napfzug-Tagebuch: Aus tausenden von Fotos, Skizzen, Bildern, Tagebuch-Aufzeichnungen und Dokumenten, ausgebreitet auf über 200 Quadratmetern Fabrikhalle, wächst das 224-seitige Werk als Retrospektive zur Kultur-Expedition.
Die fertigen Layouts hängen in der Halle an einer langen Wäscheleine: Die Medien sind des Lobes voll über das Werk, die Subskriptionsfrist läuft. Im Sommer 2004 erscheint das Napfzug-Tagebuch; auf Maultier-Rücken werden die ersten Exemplare zur Buchvernissage auf den Napf gebracht.

Bundesrat und Transportminister Moritz Leuenberger, heimatberechtigt in Rohrbach, schreibt als Dank zum Napfbuch: «Mit Ihrem Fest in Buchform ‹In 80 Tagen um den Napf› haben Sie mir eine grosse Freude bereitet, ich danke Ihnen dafür sehr. Dass Sie es mir gleich zweifach geschickt haben, in der richtigen Annahme, ich würde das Buch sowohl gerne mit nach Hause nehmen, als auch im Departement auflegen, zeugt von besonderer Weitsicht. Nach Betrachtung des Werkes kann ich dem Musiker Philipp Ackermann beipflichten und sagen; ‹Was Sie da gmacht händ, isch s'Läbe gfiiret!› Ihnen und dem Buch wünsche ich viel Erfolg!»

Und wo ist der Napfzug jetzt?

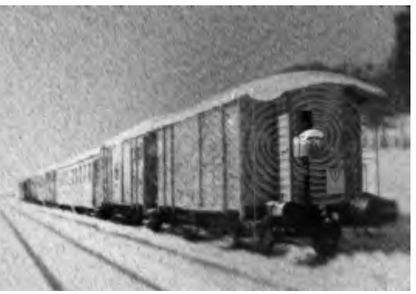
Die Be 4/4 Lok SMB 171 mit ihrem grossen Regenbogen hat noch jahrelang Güterzüge durch die Landschaft gezogen. «Offenbar fehlte die Dringlichkeit und auch das Geld, um die Lok wieder grün zu färben», sinniert der damalige Projektbegleiter Felix Weiss. Auch betont er immer wieder, dass ein solches Projekt eigentlich unmöglich sei bei den Bahnen. Es seien halt zur richtigen Zeit die richtigen Leute zusammengetroffen.

Die am häufigsten gestellte Frage betrifft den Verbleib der Waggons des Napfzuges: Nach seiner Weitergabe an die Solothurner Gruppe wurde er eingesetzt für kulturelle Aktivitäten im Wasseramt, wurde gesichtet in der Klus bei Oensingen, in Subingen, Olten Hammer usw. Gerüchteweise hiess es später, der Zug sei per Inserat ausgeschrieben worden, um eine neue Trägerschaft zu finden. Er sei in der Ostschweiz aufgetaucht oder gar im Okawango-Delta gesehen worden.

In den letzten Jahren häuften sich Hinweise auf Napfzug-Sichtungen im Jura, in der Ajoie, in Porrentruy. Anfang April 2018, fast genau 20 Jahre nach dem Start der Kultur-Expedition, machte sich Menel, als Sekretär des alten Postwagens von damals, auf die Suche nach dem Zug.In Porrentruy hielt er einem Lokführer ein Napfzug-Foto unter die Nase: «Connaissez-vous ce train, monsieur?» – «Mais oui, il était là…!» sagt dieser und stürmt mit der Karte ins Büro des Bahnhofvorstehers: «Tu te souviens de ce train la?» – «Oui, il était chez nous, ça fait déjà quelques années ...»

Und wohin wurden die Wagen dann gebracht? Keine Ahnung. Nach Alle, nach Bonfol vielleicht, irgendwo abgestellt. Der Maler wagt sich auf diese Nebenlinie hinaus, steigt aus in Alle, fährt bis nach Bonfol. Zu kurz die Zeit, um noch weiter zu wandern, den stillgelegten Geleisen entlang in Richtung Grenze. Er muss heimkehren vom Ende der Welt. Soll dieses Geheimnis überhaupt gelüftet werden? Lassen wir den Mythos ruhen.

Nach seinem Verschwinden im Schneesturm sind es zunehmend die inneren Bilder, welche die Erinnerung beleben.



Mentaler Reiseproviant

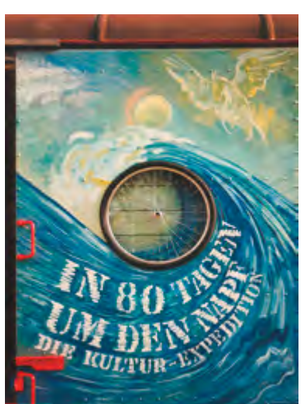
Der grosse Berner Schriftsteller Kurt Marti hat der Kultur-Expedition «In 80 Tagen um den Napf» seine wunderbare Poesie mit auf den Weg gegeben, welche das Wesen des Aufbruchs so treffend umschreibt:

«Wo chiemte mer hi,
wenn alli seite
wo chiemte mer hi
und niemer giengti
für einisch z'luege
wohi dass me chiem
we me gieng ...»

«Grenzhalt zwischen den Welten»: Der Napf ist rund und hat zwei Hälften; eine bernische und eine luzernische. Natürlich gibt es Unterschiede in Kultur, Landwirtschaft, Politik, Religion, Dialekt, Architektur, Tracht, Tradition, Fasnacht, Jasskarten und noch einige mehr ... Doch statt der Unterschiede suchte die Kultur-Expedition nach Gemeinsamkeiten.

Traum, Spiel und Fantasieblasen um den Napfzug.

Schiebetüre zum Barwagen.



Rückblickend sagt Menel Rachdi:

«Die Kultur-Expedition war wie ein wilder Traum, ein gigantisches Spiel und ein kühner Versuch, wie weit wir gehen könnten, wenn wir uns alle zusammenfinden: Nämlich über die Limiten des Vorstellbaren, durch schlaflose Nächte bis an die Grenzen der Erschöpfung! Der Napfzug funktionierte in Kooperation, hier ging es nicht um Konkurrenz; und Leute mit kommerziellen Absichten sind bald vom Projekt abgefallen.

Runde drei Jahre der Vorbereitung in zunehmender Intensität gipfelten in einer Art Endspurt auf den Abfahrtstag hin: Doch am 16. April 1998 ging's dann erst richtig los: Es folgten 80 Tage mit sehr wenig Schlaf – zu faszinierend war das Leben auf dem Expeditionszug, stets umgeben von Freunden und Familie, Gästen, Einheimischen und Kunstschaffenden beim gemeinsamen Wohnen, Arbeiten, Essen und bei Anlässen aller Art.

Im Frühling/Sommer 1998 war der Napfzug gewiss einer der bedeutendsten kulturellen Brennpunkte, wo sich eine Menge spannender Leute zur richtigen Zeit getroffen haben, denn es hatte sich herumgesprochen. Der Napfzug war auf eine ganz besondere Art magnetisch; förmlich aufgeladen durch die Geschichten und die Energie unzähliger Lebenskünstler. Die Qualität eines Augenblicks hängt mitunter davon ab, ob du ihn als das Einmalige erkennst und dich ebenso beherzt einbringst.

Mit Dankbarkeit und Freude denke ich an den Enthusiasmus, die Ideen und die Ausdauer der Kulturschaffenden und Mitfiebernden, an die grosszügige Unterstützung der Bahnen, die uns ihre ausrangierten Waggons überliessen und uns ihre Infrastrukturen zur Verfügung stellten. Beflügelnd war die Begeisterung der vielen inspirierten Menschen, Schulen, Firmen, Vereine, Gemeinden und Kantone, die alle mit ihrem Engagement dieses Unternehmen so aussergewöhnlich werden liessen. Durch all diese Menschen, die dem Projekt ‹In 80 Tagen um den Napf› ihre Erfahrung, ihre Kreativität und ihre Tatkraft geschenkt haben, entwickelte sich etwas Wundervolles mit enormer Energie, die weiterträgt.

Miteinander haben wir erreicht, was niemand von uns alleine geschafft hätte. Und gemeinsam war das ganze Bahn-Abenteuer so richtig würzig, lehrreich und intensiv. Wir waren weg, auf Expedition unterwegs. Wir haben tausend andere Welten gesehen, denn in jedem Menschen steckt eine ganze Welt. Auch wenn wir ‹nur› den Napf umrundet haben, war es von der Qualität und Intensität her so vielschichtig wie eine Weltreise.»

Wo ist mein reservierter Fensterplatz? Auf engstem Raum lebt die Napfzug-Expeditions-Crew ein Vierteljahr miteinander, als artistische Wohn- und Arbeitsgemeinschaft auf Schienen. Wieviele Entdeckungsreisende es sind, die hier im Bild nach ihrer Landung auf den Moment zum Ausstieg aus ihrer Raumkapsel warten, ist zurzeit eher schwer zu sagen.

Regula Farner und Menel Rachdi leben heute rund vier Kilometer in Luftlinie vom Lokdepot entfernt – im Luftschloss, zugehörig zu Auswil, wo Regula Farner derzeit das Amt der Gemeindepräsidentin innehat. Die beiden möchten ihrer ganzen Familie, Freunden, Weggefährten und Wohlgesinnten ein herzhaftes Dankeschön zurufen für all die wundervollen Erlebnisse und Reisen von damals bis heute, in abenteuerliche Weiten und weitere Abenteuer.

b.st.l.

18 Wandtafelzeichnungen

Max Hari

Die Abkürzung «b.st.l.» für «bitte stehen lassen» sei noch heute geläufig in den Schulzimmern, versicherte mir jüngst eine Lehrerin. Wer kennt sie nicht aus seiner eigenen Schulzeit, die vier Buchstaben, die dem Tafelchef deutlich machten, dass die so markierte Anschrift oder Zeichnung keinesfalls gelöscht werden durfte! «Chef» war eine Auszeichnung und erfüllte mit Stolz, auf der Unter- und Mittelstufe jedenfalls. In den höheren Klassen war das Amt dann eher eine unliebsame Pflicht, eine Strafe gar. Stets spürte der Tafelchef jedoch die Verantwortung für sein klar überblickbares Reich und versuchte die Erwartung der Lehrperson, nach der Pause eine saubere Wandtafel anzutreffen, so gut als möglich zu erfüllen. Einige Lehrkräfte hatten in diesem Bereich sehr hohe Ansprüche, und Wolken oder Schlieren wurden keinesfalls geduldet.

Unzählige Stunden haben wir während unserer Schulzeit mit dem Blick auf die anthrazitfarbige Fläche verbracht. Jene in den hinteren Bankreihen blickten oft mit leicht zusammengekniffenen Augen zur Tafel, auf der sich die LehrerInnen mit Schrift und Bild in Szene setzten. Viel Vorbereitungszeit wurde häufig in eine Sachzeichnung oder Illustration investiert, im sicheren Wissen darum, dass später im Unterricht der Erfolg nicht ausbleiben würde und die SchülerInnen beim Wenden der Tafel verhalten, aber anerkennend «Ahhh!» und «Ohhh!» raunen würden. Besonders gelungene Darstellungen wurden gar mit einem Applaus belohnt. Während ein paar Wochen hiess es dann unter der Zeichnung «b.st.l.». So war es auch in meiner Schulstube während meiner Zeit als Primarlehrer. In späteren Jahren, als ich am Seminar Langenthal Bildnerisches Gestalten unterrichtete, brachte ich den zukünftigen Lehrpersonen bei, welche gestalterischen Probleme es beim Zeichnen auf der grau-schwarzen Fläche zu bewältigen galt und wie vielfältig die Arbeitsfläche im Unterricht methodisch eingesetzt werden konnte. Während vieler Jahre war das

Gestalten einer Wandtafelzeichnung – einer WTZ, wie wir sie nannten – sogar ein fester Bestandteil der Abschlussprüfungen. Tempi passati! Die Wandtafel hat im Zeitalter der neuen Medien Konkurrenz erhalten und hat stark an Bedeutung verloren. Ganz verschwunden aus dem Schulalltag ist sie jedoch noch immer nicht, wie mir amtierende Lehrpersonen versichern.

Als ich mich vor etlichen Jahren aus dem Schuldienst verabschiedete, konnte ich mich nicht ganz von der Wandtafel trennen. In meinem Atelier hängt noch heute eine schiefergraue Fläche, die ich oft zum Festhalten von spontanen Einfällen, zum Skizzieren oder Weiterentwickeln von Bildmotiven verwende. Die WTZ ergänzt meine forschende künstlerische Arbeit auf den gängigen Bildträgern Papier und Leinwand. Gelegentlich halte ich auch einen kurzen Text fest, der mich nicht loslässt, ein Haikuähnliches Gedicht von Klaus Merz zum Beispiel. Ein ironisches «b.st.l.» schreibe ich hie und da bloss zum Jux und in Erinnerung an die langjährige eigene Lehrtätigkeit hin, denn selten bleibt etwas lange stehen, und die Bilder verwandeln sich stetig wie in einem langsam ablaufenden Trickfilm. Sauber geputzt, wie einst im Schulzimmer, wird die Tafel jedoch kaum mehr. Wolken und Schlieren sind gezielt eingesetzte gestalterische Ausdrucksmittel geworden. Im vergangenen Jahr habe ich einzelne Stadien dieses Work in progress fotografisch festgehalten, nicht systematisch, mehr einem spontanen Impuls folgend. Einige davon haben wir fürs Folio ausgewählt und datiert, zum Teil mit einem Bildtitel ergänzt. Die Bildserie ist zum Loblied auf die gute alte Wandtafelzeichnung geworden – und zum Abgesang zugleich. «b.n.st.l.»

28.08.2017 – Drei Figuren

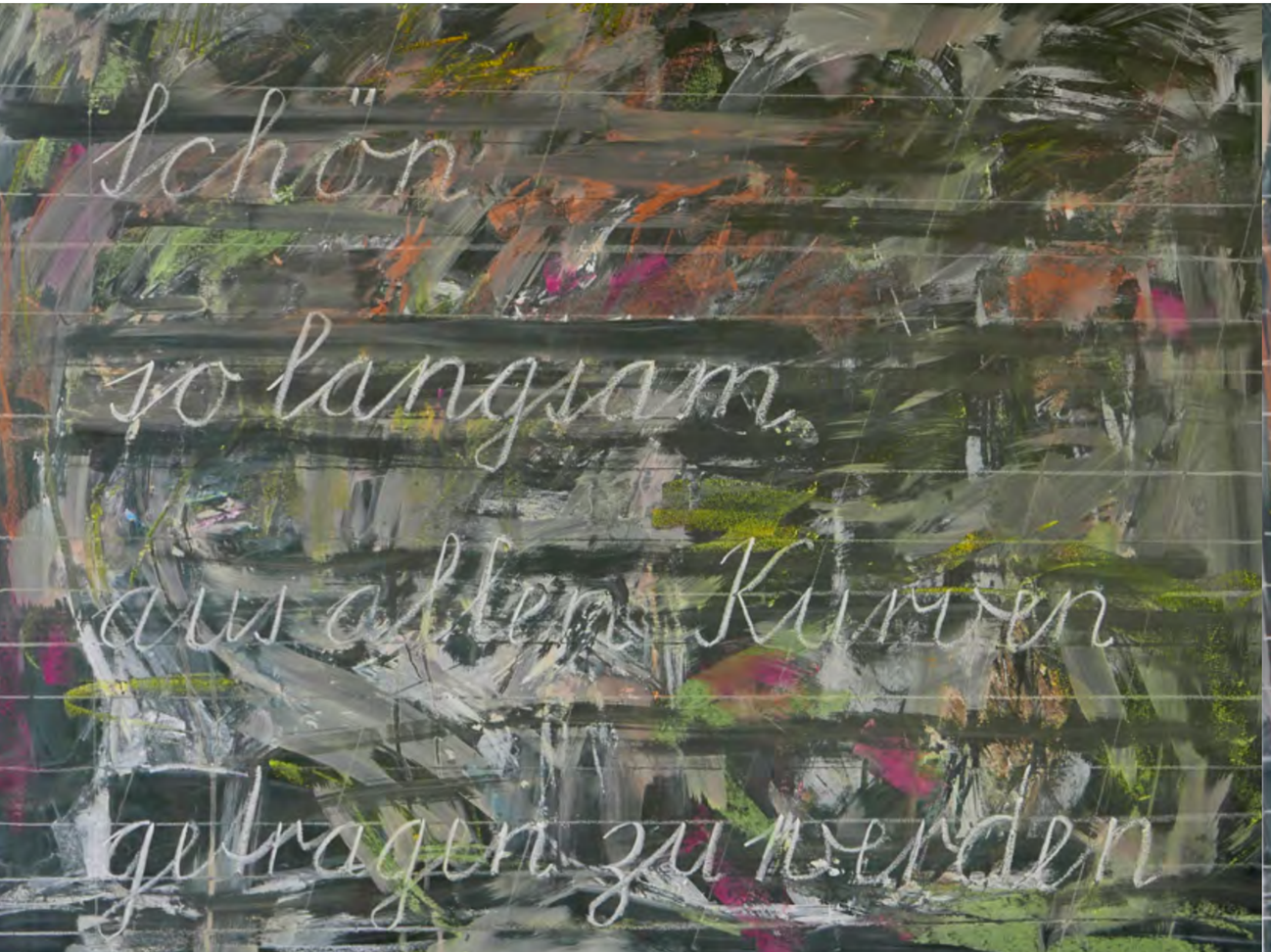
31.08.2017 – Wesen und Figur

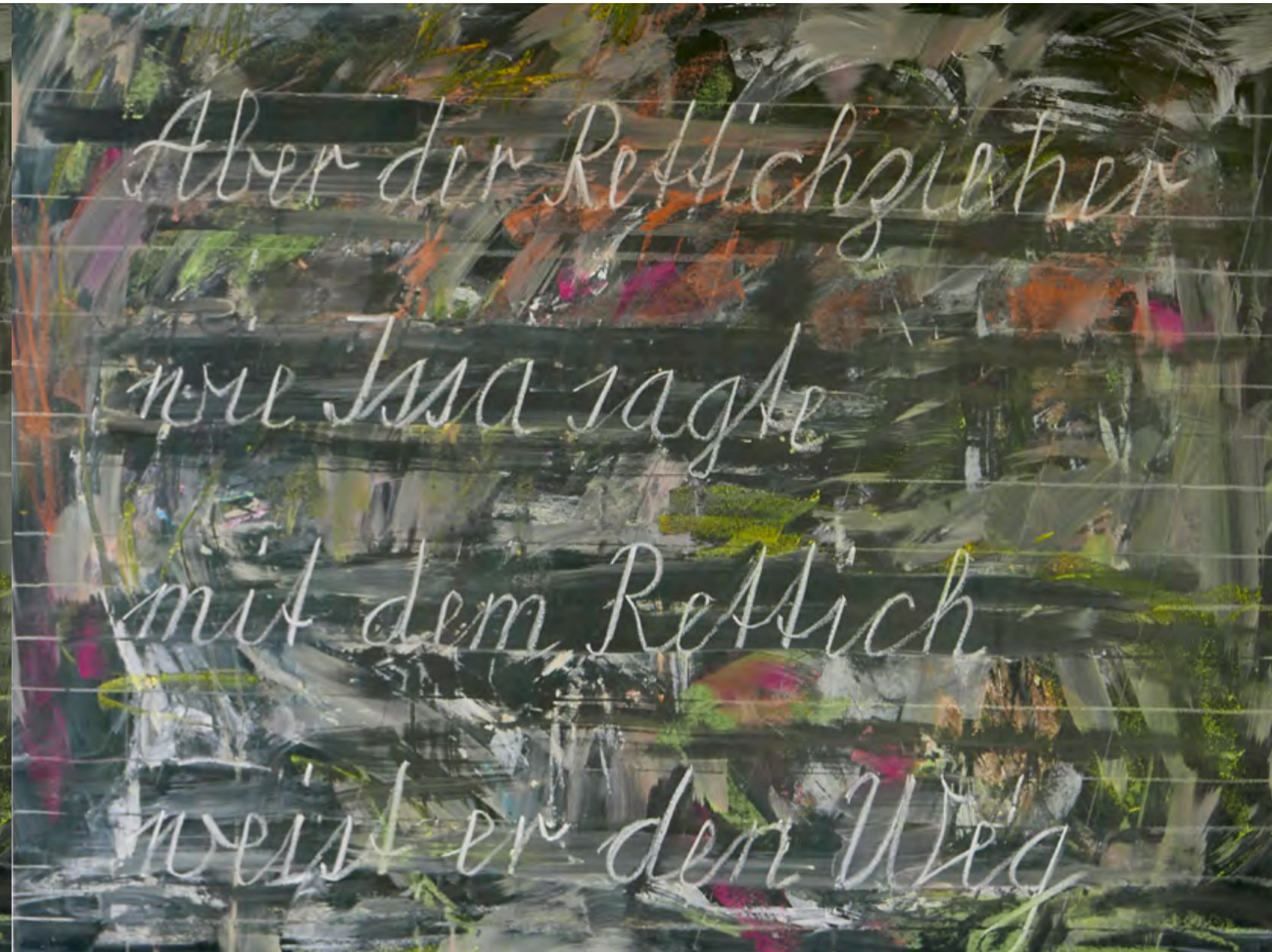
22.09.2017 – Stillleben

03.11.2017 – ohne Titel

04.12.2018, 05.12.2018 – Des Malers Gärtner

14.12.2017 – Des Malers Gärtner


Schön
so langsam
aus allen Kurven
getragen zu werden


Aber der Reflichziehen
nun Issa sagte
mit dem Reflich
weist er den Weg

Klaus Merz

Helios Transport

Mit wankendem Wagen
befuhr *Helios* die Strassen
der frühen Fünfzigerjahre:
Lasten, Transporte aller Art.

Noch heute zuweilen
beliefert er meine Träume
bringt Licht in die hintersten
Räume meiner Kreidezeit.

Aus: Klaus Merz: *Helios Transport.* Gedichte.
HAYMON Verlag, Innsbruck-Wien, 2016

27.02.2018 – Wegweiser, später

02.03.2018 – Etliches

13.04.2018 – Dies Bildnis

13.04.2018 – Dies Bildnis

16.05.2018 – SCHAUER 1 / SCHAUER 2

17.05.2018 – SCHAUER 3

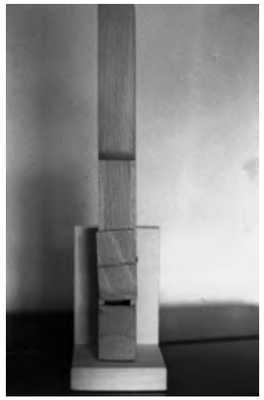
22.05.2018 – SCHAUER 4

25.05.2018 – Und weg

Heimorgeln, aus Leidenschaft gebaut

Hannes Kuert (Text und Fotos)

Mit acht Jahren bekam ich meinen ersten Klavierunterricht. Ich war aber nur ein mässig begabter Schüler, und das Üben der Czerny-Etüden war mir eine Qual. So schlug mir eines Tages mein Klavierlehrer vor, mich einmal auf der Kirchenorgel zu versuchen – wohl um seine Nerven zu schonen, und vielleicht auch um meine Motivation zu steigern. So kam ich als Dreizehnjähriger zum ersten Mal mit der Orgel in Kontakt. Ich war sofort begeistert und übte, was das Zeug hielt.
Im Seminar, wo ich mich später zum Primarlehrer ausbilden liess, standen uns zwei Übungsorgeln zur Verfügung. Welche Freude hatte ich, als ich endlich die Fantasie in d-moll von Johann Pachelbel zum ersten Mal fehlerfrei spielen konnte! Schon bald übernahm ich kleinere Einsätze in Gottesdiensten und lernte so auch verschiedene Orgeltypen kennen. Später erlangte ich den Orgelausweis der Bernischen Landeskirche. In dieser Ausbildung waren u.a. auch zwei Semester über Orgelbaukunde enthalten. Dabei hat mich der Orgelvirus endgültig gepackt.
In der Bibliothek des Konservatoriums in Bern fand ich das bekannte Buch über den Heimorgelbau von Karl Bormann[1]. Zudem hat mich ein Orgelbauer auf die Gesellschaft der Orgelfreunde (GdO) aufmerksam gemacht, hier bin ich nun seit beinahe 40 Jahren Mitglied. Ich wollte sogar meinen Lehrerberuf aufgeben, bei der Firma Goll in Luzern hätte ich eine Lehrstelle bekommen. Aber die Einsicht, dass es nicht sinnvoll ist, das Hobby zum Beruf zu machen, hat mich davon abgehalten, die Stelle anzutreten. Seit 41 Jahren bin ich nun Lehrer mit Begeisterung und fast gleich lang Organist in der Kirchgemeinde Lotzwil.
Der Orgel- und Instrumentenbau hat mich aber immer begleitet. Ich konnte mir eine kleine Werkstatt einrichten, um meine Pläne zu verwirklichen. Zum Glück ist einer meiner Freunde vom gleichen Virus befallen, so dass wir beim wöchentlichen gemeinsamen Joggen unsere neuesten Erfahrungen austauschen können.



Erste gebaute Prinzipalpfeife

Erste Versuche
Meine erste Pfeife, die ich gebaut habe, war eine Prinzipalpfeife 4'. Sie brachte mir erste Erfahrungen mit Kern und Labium von Orgelpfeifen.

Um meine Pfeifen auch richtig zum Klingen bringen zu können, habe ich als nächstes nach den Angaben von Karl Bormann eine Intonierlade gebaut. Wie viele Anfänger auch, machte ich den Fehler, zu schnell vorwärtskommen zu wollen. Das zuerst gebaute Portativ brachte nicht den gewünschten Erfolg und ich habe es dem Feuer übergeben.
Nun nahm ich mir mehr Zeit und baute während vier Jahren ein Positiv, auch wiederum nach den Angaben von Karl Bormann.
Ein grosses Gewicht legte ich – wie später bei all meinen Instrumenten – auf die äussere Gestaltung, besonders auf die Schleierbretter. Ich verbrachte oft Stunden am Küchentisch mit Laubsägearbeiten. Als Vorlage dienten mir Bilder von Toggenburger Hausorgeln.

Hochpositiv nach Karl Bormann mit Blick auf die drei Registerreihen, gebaut 1982–1986

Disposition
Manual C bis d3, 51 Tasten

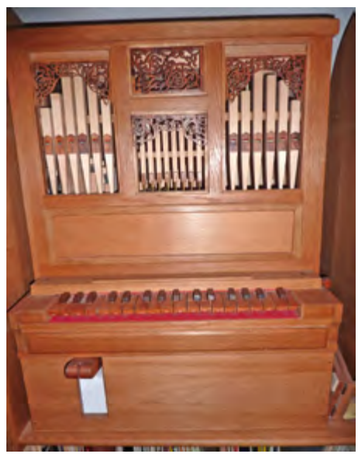
Gedackt	8'
Rohrflöte	4'
Prinzipal	2'
Winddruck	50 mm WS

Masse: Breite 100 cm, Tiefe 44 cm, Höhe 204 cm

Tischpositive, gebaut 1998–2013

Im Museum der Stadt Basel in der Barfüsserkirche steht ein Tischpositiv aus der Zeit um 1550, das im 18. Jahrhundert umgebaut worden ist. Ein ähnliches Instrument wollte ich unbedingt auch nachbauen. Es entstanden zwei Ausführungen:

Links: Tischpositiv mit 2 Registern
Rechts: Tischpositiv mit 4 Registern



Erste Ausführung, gebaut 1998–2000

g–d3

Rohrflöte	4′
Prinzipal	2′

Die Luftzufuhr erfolgt durch einen Keilbalg, der sowohl mit der linken Hand als auch mit den Füssen betätigt werden kann.

Zweite Ausführung, gebaut 2011–2013
Dieses Instrument hat den gleichen Tonumfang wie die erste Ausführung, jedoch versuchte ich, zwei Register mehr unterzubringen.

Gedackt	8′
Rohrflöte	4′
Prinzipal	2′
Regal	8′

Das Regal ist noch nicht gebaut. Die kleine Orgel besitzt ein Glöckchen im Inneren, das durch einen Hebelarm angeschlagen werden kann. Die Luftzufuhr erfolgt über einen kleinen Ventilator von Laukhuff. Die Schleierbretter sind vergoldet. Das Örgelchen hat einen zurückhaltenden, aber vollen Ton. Als Begleitinstrument zur Blockflöte eignet es sich vorzüglich.

Bibelregal 2002–2004

Ein Besuch des Klosters Müstair in Graubünden im Sommer 2001 hat mein Interesse am Instrumentenbau in neue Bahnen gelenkt. Das Kloster besitzt ein sehr altes, spielbares Tischregal.[2] In der Folge suchte ich überall nach Angaben über solche Instrumente. Im Buch von John Henry van der Meer über Musikinstrumente fand ich Angaben zu einem Spinettregal und einem Positiv mit Regal und Spinett.[3] Ebenfalls hat mir die Beschreibung von Reinhard Böllmann weitergeholfen, der die beiden Regale im Deutschen Museum in München akribisch aufgenommen hat.[4] Besonders das Bibelregal hatte es mir angetan.

Dank der Beschreibung von Werner Götz,[5] der das spätbarocke, im Stadtmuseum von Ehingen/Donau befindliche Bibelregal nachgebaut hat, kam ich einen Schritt weiter und begann mit der Planung eines eigenen Instrumentes. Nach Anleitung von Bormann habe ich zunächst einige Zungenpfeifen selber gebaut, musste aber feststellen, dass das meine Fähigkeiten klar übersteigt. Deshalb war bald der Entschluss gefasst, dass ich mir die Kehlen und Zungen von der Spezialfirma Killinger in Freiberg a.N. herstellen lasse.[6]

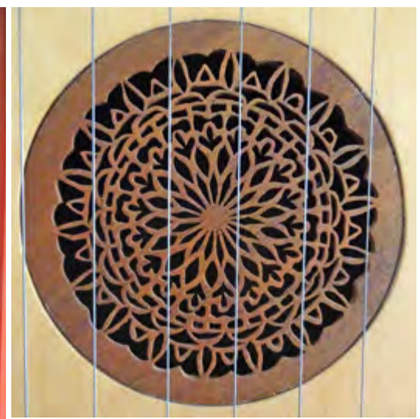
Eine besondere Herausforderung war sicher der Bau der beiden Faltenbälge (Bild links) und die Konstruktion des Tastenmechanismus. Der Aufwand hat sich aber gelohnt und das Instrument macht noch heute viel Freude beim Spielen alter Renaissance-Tänze.

Klavizitherium 1992–1995

Den Wunsch, auch einmal ein Saiteninstrument zu bauen, habe ich mir vor rund 20 Jahren erfüllt. Zuerst sollte es ein kleines Clavichord sein, an dem ich mich an neuen Materialien und Klangmöglichkeiten üben wollte. Durch Zufall kam mir aber das Büchlein von Konrad Nagel «Klavizitherium – selbst gebaut» in die Hände.[7] Sofort war der Plan gefasst, ein solches Instrument zu bauen. Leider habe ich es beim Bau dieses Instrumentes nicht so genau genommen beim Dokumentieren. Zwei Dinge sind aber noch fest in meinen Erinnerungen verankert: das zeitraubende Aussägen der Rosette und die unterschätzte Staubentwicklung beim Schleifen der Grenadill-Tasten. Für den Bau des Instrumentes habe ich ungefähr zwei Jahre eingesetzt. Die Stimmung hält sich auch nach etlichen Jahren erstaunlich gut.

Worterklärungen

Prinzipal = Orgelregister
Kern = Unterer Teil einer Orgelpfeife
Labium = flach eingedrückte Teile der Orgelpfeife, hier wird die Luft zum Schwingen gebracht
Intonierlade = Kleine Orgel zum Stimmen der Pfeifen
Portativ = Tragbare Orgel, im Mittelalter verwendet
Positiv = Orgel mit wenigen Registern
Disposition = Gesamtanlage einer Orgel (Anzahl Register)
Schleierbrett = Holzverzierungen auf der Vorderseite einer Orgel
Clavichord = Tasteninstrument, Saiten werden angeschlagen
Grenadill = Holzart
Regal = Orgel aus Zungenregistern bestehend
Mensur = Längen- und Höhenverhältnisse einer Orgelpfeife

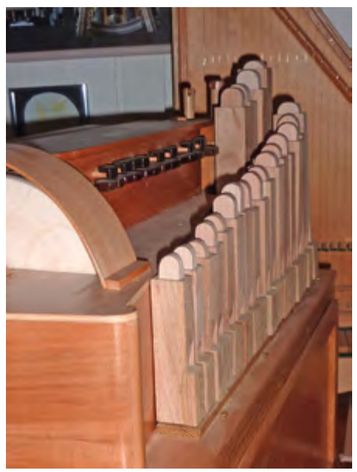


Klavizitherium nach Konrad Nagel

Lira Organizzata 2006–2007

Schon früh wurde ich auf ein Instrument aufmerksam, das bei Dom Bédos auf den letzten Seiten abgebildet ist: Die *Orgelleier*, auch *Lira Organizzata*, französisch *Vieille Organisée* genannt.[8] Sie ist ein Musikinstrument, bei dem eine Drehleier mit einer kleinen Orgel kombiniert ist. Durch die Drehleier-Tastatur wird auch die Mechanik der Orgelventile gesteuert und mit der Kurbel das Windsystem der Orgel betrieben. Da ich nicht in der Lage war, einen Originalkorpus mit geschwungenen Seitenwänden zu bauen, habe ich mich für einen rechteckigen Holzkasten mit den Massen 32 x 35 x 62 cm entschieden.

Die Orgelleier besitzt 20 Töne, von g' bis d''' mit Vierfuss-Gedacktpfeife und kann sowohl als kleine Orgel, als auch als Drehleier verwendet werden. Es ist möglich, das Orgelregister mehrstimmig zu spielen, wobei die Melodiesaite der Drehleier dann jeweils beim höchsten Ton eines gegriffenen Mehrklanges verkürzt wird und klingt. Joseph Haydn hat einige Kompositionen für die Orgelleier hinterlassen, 5 Konzerte und 8 Nocturnes.



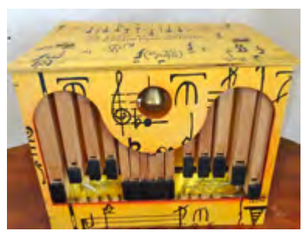
Lyra Organizzata oder Orgelleier

Orgelleier mit Spielmechanismus

Balganlage der Orgelleier

Drehorgeln 2013-2014
Aus Interesse an mechanischer Musik habe ich in den letzten Jahren einige kleine Drehorgeln gebaut. Dem Buch von Karl Bormann über den Orgel- und Musikwerkmacher Ignaz Bruder konnte ich dazu viel Wissenswertes entnehmen.

Rechts: Drehorgel mit sich bewegenden Figuren
Unten: 20er-Drehorgel



31er-Drehorgel
Um mehr Klangmöglichkeiten auf der Drehorgel zu erhalten, habe ich vor einigen Jahren mit der Planung und dem Bau einer 31er Drehorgel begonnen.
Um die Zuhörer beim Abspielen der Bänder zum Mitmachen zu aktivieren, habe ich eine kleine Trommel und einen Triangel eingebaut. Das Instrument hat einen warmen, nicht aufdringlichen Klang. Auch bei dieser Drehorgel musste ich die Erfahrung machen, dass mit der Grösse der Balganlage nicht gespart werden darf.

31er-Drehorgel mit fünf Registern

Disposition
16 Pfeifen, Melodie 8′ gedackt
16 Pfeifen, Melodie 8′ gedackt (Tremolo)
16 Pfeifen, Melodie 4′ offen (Violine)
16 Pfeifen, Melodie 4′ gedackt (Piccolo)
16 Pfeifen, Melodie 2 2/3′ (noch im Bau)
10 Pfeifen, Begleitung
5 + 5 Pfeifen: Bass und Subbass
Steuerung: Notenband
Winddruck: 130 mm WS
Balgsystem: 2 Schöpfer und
ein Magazinbalg
Abmessung: 560 x 630 x 660 mm

Ausblick
Ich konnte in den letzten dreissig Jahren meine Orgelleidenschaft voll «ausleben» – dank der grosszügigen Unterstützung meiner Frau und meiner Töchter. Die Frage, die ich mir momentan stelle: Was will ich in meinem Leben instrumentenbaulich noch erreichen? Ein Ziel habe ich mir gesetzt: Vielleicht als krönenden Abschluss noch eine zweimanualige Orgel mit Pedal – dazu will ich mir aber Zeit lassen. Was ich aber sicher weiss: Musik und Orgelbau bleiben meine Leidenschaft!

[1] Karl Bormann, Heimorgelbau. Berlin 1972. [2] Jürg Goll und Simon Hebeisen, Ein Regal aus dem 17. Jahrhundert im Frauenkloster Müstair. In: Kunst + Architektur in der Schweiz, Band 52/2001, S. 48-55. [3] John Henry van der Meer, Musikinstrumente von der Antike bis zur Gegenwart. München 1983. [4] Reinhard Böllmann, Historische Orgeln im Deutschen Museum in München. In Die Hausorgel Heft 9/1998, S. 16 und Heft 10/1999, S. 15-19. [5] Werner Götz, Spätbarockes Bibelregal aus dem Stadtmuseum Ehingen/Donau nachgebaut 1996/1998. In Die Hausorgel16/2005, S. 13-26. [6] Fa. Killinger, Einsteinstrasse 4-6, 71691 Freiberg/Neckar. www.killingerpfeifen.com. [7] Konrad Nagel, Klavizitherium – selbst gebaut. Kassel 1987. [8] Dom Bédos, L'Art du Facteur d'Orgues. 1766/1770. Deutsche Übersetzung Christoph Glatter-Götz, Lauffen/Neckar 1977, S. 533/534, Tafel 136. [9] Karl Bormann, Orgel- und Spieluhrenbau. Aufzeichnungen des Orgel- und Musikwerkmachers Ignaz Bruder von 1829 und die Entwicklung der Walzenorgel. Zürich 1968.

Gasthof Zum weissen Rössli in Hermiswil

Theres Rentsch-Senn

Vorfahren meines Mannes haben im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Gasthaus «Rössli» in Hermiswil gewirtet. 1820 hatte Urs Mühlethaler den Gasthof Zum weissen Rössli in Hermiswil gekauft. Verkäufer war Johannes Übersax, Wirt und Säckelmeister in Hermiswil. Der Gasthof blieb bis 1918 im Besitz der Familie Mühlethaler. Von 1919 bis 1924 war ein Herr Pauli Wirt und von 1925 bis 1930 ein Herr Schärer. Der heutige Besitzer ist Herr Hanspeter Gerber. Sein Grossvater hatte den Gasthof 1930 gekauft.[1]

Im Nachfolgenden möchte ich der Bedeutung dieses Gasthofes in früherer Zeit nachgehen. Das «Rössli» oder, wie es früher hiess, das «Weisse Rössli» ist aus drei Gründen besonders interessant:

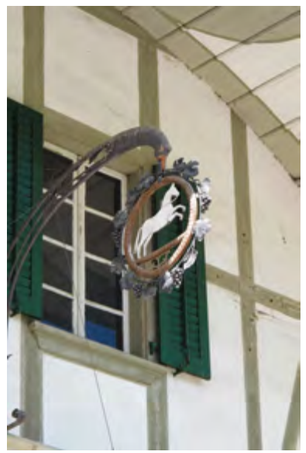
1. Weil es ein alter Gasthof ist, der 1639 erstmals urkundlich erwähnt wurde. Das «weisse Rössli» bestand als Taverne also schon zur Zeit des Alten Bern.

2. Weil dort Verhandlungen des Gerichtes von Bollodingen-Egerden stattfanden. Die Gerichtssässe sollen ab dem 17. Jahrhundert bis 1797 abwechslungsweise ihre Gerichtsverhandlungen im «weissen Rössli» zu Hermiswil und in der Wirtschaft Zu Hegen abgehalten haben.

3. Weil das «Rössli» im 18. und 19. Jahrhundert eine Pferdewechselstation für Postkutschen und eine Postablage war.

Hermiswil liegt im Önztal zwischen Steinhof und Homberg/Guldisberg, 4 km südlich von Herzogenbuchsee. In einer Urkunde vom 20. April 1289 wird der Ortsname zum ersten Mal erwähnt als «Hermanswile».[2] Wahrscheinlich gehörte Hermiswil seit dem Mittelalter den Herren vom Stein, welche unter der Oberhoheit der Kyburger standen. Durch eine Erbschaft kam das Dorf 1466 an die Stadt Solothurn. Erst mit der Unterzeichnung

Das heutige «Rössli» mit angrenzendem Bauernhof. Foto Daniel Gaberell



Ein weisses Rösslein als Wirtshausschild an der Aussenfassade.
Foto Verfasserin

des Wyniger Vertrages im Jahr 1665 gelangte Hermiswil unter Berner Herrschaft und wurde der Landvogtei Wangen sowie dem Gerichtskreis Bollodingen zugeordnet.[3,4,5]

Hermiswil hat in seinem Gemeindewappen ein aufgerichtetes silbernes Pferd auf blauem Grund. «Hermiswil ist im seltenen Fall im Gemeindewappen das Tier aus einem Wirtshausschild zu führen. Das ‹Weisse Rössli› stammt aus dem Aushängeschild des seit 1639 erwähnten Hermiswiler Gasthauses.» [6] Hermiswil zählte im Jahr 1850 155 Einwohner und im Dezember 2015 noch 93 Einwohner.[7]

Das Gasthaus zum «weissen Rössli» in Hermiswil lag im 17. und 18. Jahrhundert an einer wichtigen Verkehrsachse und war deshalb als Zwischenstation und Raststätte von Bedeutung. Schon zur Römerzeit bestand eine Strasse von Burgdorf über Wynigen, Herrmannswyle, Bolatingen nach Buchsa, dem heutigen Herzogenbuchsee.[8] Die sogenannte «Kastenstrasse» ist also römischen Ursprungs. Es gibt noch heute zwischen Wynigen und Riedtwil drei Bauernhöfe, die «unterer», «mittlerer» und «oberer» Kasten heissen. «Bevor die ‹Argeustrasse› 1764 von Bern über Kirchberg-Herzogenbuchsee-Murgenthal in den damals bernischen Unteraargau gebaut wurde, führte die Route von Bern über Burgdorf, Hermiswil, Bollodingen nach Langenthal. Der Name ‹Kasten› dürfte sich mit einiger Wahrscheinlichkeit auf ein oder mehrere ‹castrum/castra› (Burg) im Sinn einer Wegsicherung – oder Beobachtung beziehen.»[9] Diese «Kastenstrasse» war aus militärstrategischen Gründen wegen ihrer Verbindung zum bernischen Aargau für die Berner wichtig. Die bernisch gewordene Stadt Burgdorf hatte im 14. und 15. Jahrhundert eine Reihe von Herrschaften im Oberaargau erworben. «Burgdorf hielt damit die Kastenstrasse als Einfallstor in den Aargau von seinem Stadttor bis nach Bleienbach in der Nähe Langenthals in seiner Hand. Diese Expansion geschah mit Willen und im Dienste der Stadt Bern, die damals finanziell nicht in der Lage war, alle sich bietenden Gelegenheiten auszunützen ...»[10]

1. Taverne (Gasthof) zum «weissen Rössli»

Erstmals wird die Gastwirtschaft «Zum weissen Rössli» in Hermiswil 1639 urkundlich erwähnt.[11] Es ist eine Taverne mit Schaalrecht (Schlachtrecht). «Das Gasthaus an der damaligen Haupt- und Heerstrasse nach dem Aargau beherbergte in der altbernischen Zeit – abwechslungsweise mit dem Gasthaus zu Hegen – die Gerichtssässen des Gerichts Bollodingen und ihre mit allerhand Sorgen beladenen Kunden.»[12] Im 17. und 18. Jahrhundert war der Gasthof zum «weissen Rössli» eine Pferdewechselstation für Postkutschen.[13] Zum Gasthaus gehörten Stallungen, ein Bauernhof und ein Stöckli. Es ist wahrscheinlich, dass das «weisse Rössli» noch älter ist. In den Ratsmanualen von Solothurn zu dem Hermiswil damals noch gehörte (1608 bis 1647), wird 1620 von einem Wirt berichtet: «Der Wirt zu Hermiswil, der ein Berner ist, soll in seine Heimat ziehen.» 1624: «Weil der Wirt kein Burgrecht begehrt hat, soll er wegziehen und nicht als räudiges schaf die herde verderben.» 1636: «Der Wirt von Hermiswil (bekam) wegen ‹bösen Einzugs› 50 Pfund Busse.» 1638: «Hofer Andres, Wirt zu Hermiswil, der den neuen Wein die Mass per 9 Kreuzer ohne Bewilligung ausgegeben hat, mit 100 Pfund Busse bestraft.» 1643: «Hofer Andres der Wirt zu Hermiswil, seine auferlegte Busse bis auf 50 Pfund nachgelassen. Er darf wieder wirten.» [14]

Das «weisse Rössli» ist das älteste Haus in Hermiswil. Das Baujahr ist nicht bekannt. Gewisse Teile könnten ca. 450 Jahre alt sein.[15] Die Deckenmalerei im Säli im 1. Stock ist besonders erwähnenswert. Im Obergeschoss des spätbarocken Gasthauses kann man noch heute einen repräsentativen Raum mit barocker Deckenmalerei mit Tiermotiven bewundern. Diese Jagdstube gehört zum ältesten Kern des Gasthofes, der wohl aus dem frühen 17. Jahrhundert stammt.[16] In diesem ehrwürdigen Raum fanden die oben erwähnten Gerichtsverhandlungen und später die Gemeinderatssitzungen statt.

Im Alten Bern gab es ein Regelwerk für das Wirtshauswesen. In einer «Wirtshausordnung» von 1628 hat die Berner Obrigkeit mit Mandaten und Weinsteuern etc. Regeln für das «Gastgewerbe» aufgestellt. Die Wirte mussten auf die Ordnung einen Eid schwören: «Gelobend an

Die barocke Deckenmalerei mit Tiermotiven im Obergeschoss des Wirtshauses.
Foto Verfasserin

eidsstatt die wirt und wirtinen unseren gnedigen herren der statt Bern als irer natürlichen oberkeit iren amptlüten trüw und wahrheit zeleisten, gottes ehr bevorab, demnach derselben irer gnedigen oberkeit nutz zefürderen und schaden zewenden, iren potten und verpotten, mandaten, ordnungen und satzungen getrüwlich zegehorsammen und darob styff zehalten.» In neun Punkten werden detaillierte Angaben über die Pflichten der Wirte und Wirtinnen gemacht: Zum Beispiel wen sie beherbergen dürfen und wen nicht: «argwönige persohnen, wie ouch huren und buben, und insbesondere persohnen, so mit frantzosen und anderen erbsuchten behafft, nit beherbrigen, ouch inen weder essen noch trincken geben, sondern sie angentz hinweg- und abwysen». Die Wirte sollten die ehrbaren Gäste nach Gebühr empfangen und «niemanden mit der urti (Rechnung) übernemmen» und sie am End «mit heuw und haber, ouch anderer notwendigkeit wol verseehen». Die Öffnungszeiten waren im Winter bis um zehn Uhr abends und im Sommer bis neun Uhr. Auch die Qualität des Weins wird genau vorgegeben. Es gibt beim Wein Angaben über das Mass «pindten mass»: «im wyn und haber gut mäss halten und nit thürer geben, dann er geschetzt ist, in sonderheit die kindbetteren und alte betagte lüth mit gutem wyn versorgen».[17] Im Wirtshausverzeichnis von 1626 ist das «weisse Rössli» in Hermiswil nicht aufgeführt, denn Hermiswil gehörte damals noch nicht zum Staat Bern. In späteren Verzeichnissen ist die Taverne «Zum Rössli» in Hermiswil erwähnt[18]. Nach dem Wechsel von Hermiswil zu Bern hat der Staat Bern 1673 das Wirtshaus «Zum Rössli» bestätigt: «1673 November 14. Tavernenrecht mit wirthen und beherbergen für das bereits bestehende Wirtshaus ‹Zum Rössli› in Hermiswil.»[19] In einem Verzeichnis der Wirtschaften in den Ämtern des deutschen Kantonsteils (1628-1786) heisst es bei der Taverne «Zum weissen Rössli» in Hermiswil unter der Rubrik «Titel und Rechte»: «Urbar, Schaalrecht zum Hausgebrauch laut Übung».[20]

Im Alten Bern unterschied man zwischen Tavernen, Pinten, Schenken und «Bedli» (Bäder) ... Zuoberst in der Wirtshaushierarchie standen die Tavernen. Im Gegensatz zur Pinte durfte in der Taverne neben Getränken kaltes und warmes Essen ausgegeben werden. Es durften Gäste zum Übernachten beherbergt werden. Die Taverne war an eine Liegenschaft gebunden. Sie wurde vom Grund-/Territorialherr bzw. der Gemeinde

gegen Zinsen und Dienstleistungen an Wirtspersonen verliehen. Dies geschah manchmal nur für ein Jahr, im besten Fall aber auf Erbrecht. Weniger umfangreiche Privilegien genossen die Pinten. Sie durften nur Wein, Branntwein und kalte Speisen abgeben. Die Pinten erforderten geringeren Kapitaleinsatz und versorgten vor allem die lokale Bevölkerung. «Eine Untergruppe davon bildeten die Schenken obrigkeitlicher Amtsträger (manchmal sogar von Pfarrherren), die gewissermassen ‹ex officio› den Bern abzuliefernden Zehntwein verzapften.» Trotz zahlreicher Verordnungen wurde oft illegal gewirtet. Die sogenannten «Winkelwirte» hatten keine obrigkeitliche Erlaubnis und ihre Trinkstätten waren nicht dauerhaft in Betrieb. Die Bäder dienten medizinischen Zwecken, dort war der Ausschank auf den Sommer und die Kurgäste beschränkt.[21]

Das «weisse Rössli» war eine Taverne. Sie stand auf einem fixen Grundstück. Der Wirt durfte seinen Gästen Getränke, kalte und warme Speisen auftragen. Er durfte sie auch in der Nacht beherbergen. Im «Rössli» gab es vier Gästezimmer. Der Rössli-Wirt konnte das Wirtshaus/die Taverne an seine Nachkommen weitervererben.

In früherer Zeit wurde im Gasthaus vorwiegend Weisswein konsumiert. In den Pinten dominierte der lokale Landwein, der zwar billig, aber auch etwas säuerlich war. Die Patrizier bezogen ihren Wein aus eigenen Rebbergen im waadtländischen Untertanengebiet. Dieser Wein war von höherer Qualität. Im Weinhandel engagierte Patrizierfamilien verkauften diesen edlen Wein im ganzen Land. Die Wirte der Tavernen hatten vermutlich beide Weinsorten im Angebot. Sie lieferten auch den Abendmahlwein für die Kirche. «Der Weinkonsum war im 17. Jahrhundert hoch. Durchschnittlich wurde von der Bevölkerung pro Person und Tag 1–1,5 Liter Weisswein getrunken. Der Wein galt den Zeitgenossen als wertvolles Stärkungsmittel bei Krankheit, Schwangerschaft oder Schwächezuständen. 1 Mass Wein (1,6 l) kostete 1/3 des Tageslohns eines Landarbeiters. Daneben wurde Schnaps ausgeschenkt. Bier kam in dieser Region erst ab ca. 1800 in den Verkauf.»[22]

Das Gasthaus oder früher die Taverne stand im Zentrum des sozialen Lebens. Dies gilt auch für das «weisse Rössli» in Hermiswil. Es war durch

Das «Rössli» in den 1950er Jahren.
Foto zvg Erika Lüthi

die gute Lage für den Reise- und Handelsverkehr und später durch die Postkutschenverbindung zu einem überregionalen Kommunikationszentrum geworden. Das Gasthaus und somit auch das «weisse Rössli» erfüllte früher verschiedene Funktionen:
- Genuss, Freizeit, Inspiration: Die Menschen haben zusammen getrunken und gefeiert. Es gab kaum ein Ereignis, das nicht im Wirtshaus – und damit vor Zeugen – mit einem Umtrunk «publiziert» wurde: zum Beispiel Eheabsprachen, Geschäftsabschlüsse, Versöhnungsrituale etc. Durch das gemeinsame Trinken und Essen kam es zu persönlichen Bindungen und zu einem Wir-Gefühl. Im Gegensatz zu heute gab es bei der Freizeitgestaltung kaum Alternativen: für Tanzveranstaltungen, Kirchweihen, Spiel- und Sportwettbewerbe oder Theateraufführungen kam praktisch nur das Wirtshaus in Frage. Auch persönliche Feste, wie Hochzeiten und Begräbnisse fanden im Gasthaus statt.
- Austausch von Neuigkeiten und Politik: Um sich über das Geschehen in der näheren und weiteren Umgebung zu informieren, waren die Menschen auf mündliche Nachrichten angewiesen. Die bekamen sie im Wirtshaus. Der Wirt von Hermiswil war auch Postreiter und brachte Nachrich-

ten aus den umliegenden Orten oder sogar aus der Hauptstadt. Auch Durchreisende, die im «weissen Rössli» abstiegen, waren wichtige Informationsquellen. Die Dorfbewohner besprachen das politische und gesellschaftliche Geschehen. Man traf Absprachen und schmiedete Allianzen. In gewissen Tavernen wurden Rebellionen vorbereitet (zum Beispiel zur Zeit des Bauernkrieges 1653). In späterer Zeit wurde Wahlkampf betrieben. Ab 1830 fanden die Gemeinderatssitzungen in der Jägerstube des «weissen Rösslis» statt.
- Handels- oder Marktort: Bauern und Händler haben Handel betrieben und Geschäfte abgewickelt. Sie haben sich über die Preise auf den Märkten ausgetauscht. Geschäftsabschlüsse, Rechnungsabnahmen, Vereinbarungen über Dienstleistungen wurden mit einem Trunk besiegelt.[23]
- Das «weisse Rössli» war ein Absteigeort für Reisende. Reisende von fern und nah haben einen Zwischenhalt gemacht, sich ausgeruht und gestärkt; vielleicht haben sie auch dort übernachtet. Sie konnten die Pferde wechseln und wenn nötig Reparaturen an der Kutsche machen lassen.

Im Wirtshaus verkehrten Frauen und Männer. Frauen gingen in Begleitung hin und sie blieben nicht bis spät in die Nacht.[24]

Der Rössliwirt muss viele Dienstboten gehabt haben: Karrer (Pferdeknechte), Melker, Jungfern, Herdknechte etc., um den Grossbetrieb zu führen. Bis anfangs 20. Jahrhundert wurde im «Rössli» noch selber geschlachtet. Der zum Gasthaus gehörende Bauernhof lieferte Grundnahrungsmittel.

2. Das «weisse Rössli» als Gerichtsort

Dokumente weisen darauf hin, dass die Gerichtssässe von Bollodingen-Egerden ab dem 17. Jahrhundert bis 1797 abwechslungsweise im «weissen Rössli» zu Hermiswil und in der Wirtschaft «zu Hegen» ihre Gerichtsverhandlungen abhielten. 1780 bestanden im Oberaargau 20 Niedergerichte. In der Landvogtei Wangen, zu der Bollodingen gehörte, waren es neun.[25, 26]

Schon im 13. Jahrhundert gab es das Gericht Bollodingen-Egerden.[27] Seit dem 16. Jahrhundert wurde die Gerichtsbarkeit von Bollodingen und Umgebung als zu Herzogenbuchsee gehörend von dem jeweiligen Vogt/Oberamtmann von Wangen ausgeübt. Oft wurde er durch seinen Weibel vertreten. Bollodingen bildet im 17. Jahrhundert mit den Dörfern Ochlenberg, Juchten, Loch, Hermiswil zusammen ein Untergericht der Kirchgemeinde Herzogenbuchsee. Das Gerichtsgremium bestand aus 12 Gemeindevertretern; der Vorsitz hatte der Weibel, die rechte Hand des Oberamtmanns.[28] «Die mündliche Ueberlieferung behauptet, in noch früherer Zeit seien die Gerichtssitzungen (der Herren von Thunstetten) unter der Linde von Bollodingen abgehalten worden.»[29]

Die Bezeichnungen Hoch-(Bluts-) oder hohe Gerichtsbarkeit und Niedergerichtsbarkeit sind Begriffe aus dem mittelalterlichen Rechtswesen. Mit Alltagsdelikten beschäftigte sich die niedere Gerichtsbarkeit. Bei Kapitalverbrechen war das hohe Gericht zuständig.[30] Neben der weltlichen gab es noch die geistliche Gerichtsbarkeit, genannt Chorgerichte oder Sittengerichte. Sie wurden per Mandat vom 21. Juni 1528, nach der Einführung der Reformation im Stadtstaat Bern, eingeführt. In die Kompetenz des Chorgerichtes fiel die Regelung der Almosen und der Feiertage und als eigentliche Hauptaufgabe die Erledigung von Vorfällen, welche die Ehe oder das Eherecht betrafen. Daneben beurteilten die Chorgerichte sittliche Vergehen. Chorgerichte wurden in allen Kirchgemeinden eingerichtet. Es gab viele Erlasse, die das Trinken, Tanzen und auch das Kartenspielen verbieten wollten. Deshalb kam es im 17./ 18. Jahrhundert am häufigsten zu Vergehen, die mit Alkohol und Wirtshausbesuchen im Zusammenhang standen. 70 Prozent der in den Chorgerichts-Akten erwähnten Fälle waren Wirtshausvergehen. Die Chorgerichte mussten sich mit Alkoholmissbrauch, Schlägereien und Beleidigungen und unerlaubten Tanzveranstaltungen befassen. Oft wurden in der Folge Wirtshausverbote oder Bussen ausgesprochen. Ein Wirtshausverbot war für die vormoderne Gesellschaft eine tiefe ehrenrührige Strafe.[31] Andere häufige Vergehen waren z.B. Ehebruch und Gotteslästerung.

Das Gericht von Bollodingen-Egerden war zuständig für die Niedergerichtsbarkeit. «*Die niedere Gerichtsbarkeit befasste sich in der Regel mit geringeren Delikten des Alltags, die mit Geldbusse und leichteren Körperstrafen sühnbar waren. Dazu gehörten der Pranger, das Tragen des Lästersteins, sowie der Schandpfahl.*»[32] Es wurden alle Arten von Eigentums- und Erbangelegenheiten verhandelt. Des Weitern wurden einfache Körperverletzungen, Sachbeschädigungen, Korruption, Kuppelei, Beschimpfungen und Beleidigungen, Verstösse gegen die Flur- und Waldordnung und kleinere Vergehen geklärt.

In einem Gerichtsfall vom 18. April 1752[33] waren anwesend: der Weibel Andreas Fridli und zehn Assessoren. Darunter wird auch Samuel Übersax als «Gerichtsäss» aufgeführt. Er war der «Rössliwirt» und daneben noch Postreiter. Es geht in diesem Gerichtsfall um einen Streit zwischen Johannes Affolter, Gerichtssäss von Grasswyl, und dem Kläger, Jacob Mathys, Wundartzt und Chirurgus zu Seeberg. Sie streiten sich darüber, was nach Grossvater Hans Mathys Tod mit dem verlassenen Lehen und den anderen Gütern geschehen soll. Es scheint in dieser Sitzung vor allem um eine Bestandes-Aufnahme und um einen Mediationsversuch gegangen zu sein. Dem Kläger wurde das Recht ausgelegt, und er erhielt Bedenkzeit. Beide Parteien erhielten eine Abschrift des Urteils «sub Sigillo», also unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Unterzeichnet ist der Eintrag von Hans Fridli und Hans Schneeberger, zwei der zehn anwesenden Assessoren.

Postkarte von 1879.
Foto zvg Erika Lüthi

3. Postwechselstation und Postablage

Bis 1764 war Hermiswil von Bedeutung weil es an der Hauptstrasse Bern – Burgdorf – (Hermiswil) – Langenthal – Aarau lag. Dies war die Hauptverbindung mit dem Aargau (bernisches Untertanengebiet). Sämtlicher Reise- und Postverkehr ging, beziehungsweise ritt oder fuhr über die Kastenstrasse bei Hermiswil vorbei.
Der erste Postkurs in der Schweiz führte 1735 von Bern nach Zürich, über Burgdorf- Hermiswil- Langenthal und Aarau. Der Gasthof zum «weissen Rössli» zu Hermiswil wurde als Pferdewechselstation für Postkutschen benützt.[34] «Der von 4 Pferden gezogene Postwagenkurs konnte vier

Personen und zehn Zentner Ware mitführen. Er verkehrte wöchentlich einmal und durfte eine Fahrzeit von sechs Tagen hin und zurück benötigen ... Bei den Distanzen rechnete man damals mit der Wegstunde von zirka 4,8 km.»[35] Das Reisen mit der Kutsche muss in früherer Zeit sehr mühsam gewesen sein. Die Kutschen waren eng, mit harten Bänken, und trotz der Federung wahre Rumpelkisten. Mozart zum Beispiel klagt 1780 auf einer Reise: «Dieser Wagen stösst einem noch die Seele heraus! Und die Sitze! Hart wie Stein! ...»[36]

Der Reise- und Postverkehr, die Post der Fischer 1675-1832, wurde ursprünglich von einer Privatperson organisiert:
«Das Postunternehmen, das der Berner Patrizier Beat Fischer 1675 gründete, wurde vom bernischen Staat über 150 Jahre lang immer wieder an die Familie Fischer verpachtet. Die Fischerpost betrieb auch die Post anderer Kantone, so dass ihr Postnetz weite Teile der Eidgenossenschaft überzog und einen wichtigen Bestandteil des europäischen Kommunikationsnetzes darstellte. Die Fischerpost nahm damit im nationalen wie im internationalen Verkehrs- und Postwesen von Ende 17. bis Anfang 19. Jahrhundert eine bedeutende Stellung ein.»[37]

Die Schliffscheibe von 1763.
Foto zvg Erika Lüthi

Seit 1763 bestand eine Postablage im «weissen Rössli». Der Austausch von Nachrichten wurde durch Reitboten getätigt. Samuel Übersax, ein Vorgänger, Wirt und eventuell Verwandter von Urs Mühlethalers Mutter Barbara geborene Übersax, war ein solcher Postreiter. Er liess sich in einer Schliffscheibe, die einen Postreiter mit Posthorn darstellt, verewigen. Auf der Scheibe steht: «Samuel Übersax, Bost Reüter und Rössliwirth zu Hermiswil und Barbara Marti sein Ehgemahl,1763.»[38]
Auf dem Land war die Verbindung von Postdienst mit anderen Gewerben und Handwerken üblich. «Wirte und Schmiede zeigten sich dabei erneut bevorzugt, da sie die Postverteilung übernehmen konnten und auch in der Lage waren, Reisende zu verköstigen, unter Umständen auch über Nacht zu beherbergen, vielleicht einen Pferdewechsel zu betreuen oder die Pferde mit neuen Hufeisen zu versehen oder defekte Kutschen zu flicken.»[39] Das heisst, dass auch Urs und später Ferdinand Mühlethaler für die Postverteilung zuständig waren. Ab 1869 gab es eine Bundespost-Ablage im Gasthof «Rössli» (bis 1913), danach bis 1947 im Rössli-Stock.[40]

Der Bauernstock mit dem kleinen Postanbau (bis 1947) ganz links im Bild.
Foto zvg Erika Lüthi

1764 wurde die neue Hauptstrasse Bern-Zürich über Kirchberg – Herzogenbuchsee eröffnet.[41] Der 10-jährige Mozart ist auf seiner Schweizer Reise 1766 deshalb nicht in Hermiswil vorbei gekommen, sondern er fuhr über Kirchberg-Langenthal nach Aarburg. Hermiswil verlor nach 1764 als Pferdewechselstation an Bedeutung.

1820, als Urs Mühlethaler das «weisse Rössli» in Hermiswil kaufte, war der Gasthof aus verkehrstechnischen Gründen nicht mehr so bedeutungsvoll wie in früherer Zeit. Als Wirt, Bauer und ab 1829 als Gemeinderat hatte Urs Mühlethaler eine wichtige Stellung im Dorf. (Gemäss Gemeinderatsprotokoll war der Rössliwirt ab 1829 automatisch im Gemeinderat vertreten.) Er war auch verantwortlich für die Postablage.

Auch wenn die Hauptroute für die Postkutschen nicht mehr bei Hermiswil vorbeiführte, so gab es zur Zeit von Urs Mühlethaler immer noch Postkutschen, die täglich vorbeifuhren. «Zur Zeit des kantonalen Postwesens 1832–1849, existierte ein täglicher Eilkurs Bern–Schönbühl–Burgdorf–Hermiswil–Thunstetten–Aarburg–Zofingen–Aarau und zurück mit Halt in Burgdorf zum Ein- und Aussteigen von Reisenden und zur Postauswechslung, jeweils um 10.00 Uhr ab Burgdorf in Richtung Aarau und um 18.00 Uhr ab Burgdorf in Richtung Bern. In den 1850er-Jahren fuhren sogar täglich zwei Eilkurse.»[42] Zusätzlich führte der Kurs der sogenannten Route d' Aarbourg von Burgdorf über Hermiswil–Thunstetten–Aarburg nach Zofingen.[43]
Es ist anzunehmen, dass das «Rössli» in Hermiswil immer noch als Pferdewechselstation gedient hat. Man kann noch heute neben dem Gasthof die grossen Stallungen sehen, wo die Pferde eingestellt bzw. gewechselt wurden.

Nach 1850

Nach dem Eisenbahnbau Mitte des 19. Jahrhunderts fuhr 1858 der erste Zug von Zürich nach Bern in 5 Stunden 47 Minuten. Er brauchte fünfmal mehr Zeit als heute. Er fuhr an Hermiswil vorbei. Dort hatte es eine Barriere, die bis in die 1950er Jahre von Hand bedient werden musste.

Das «Rössli» blieb bis 1918, also fast 100 Jahre, im Besitz der Familie Mühlethaler. Nach dem Tod von Urs Mühlethaler 1846 muss seine zweite Ehefrau Anna Mühlethaler geb. Aeberhard den Gasthof weitergeführt haben. Später übernahm ihn für kurze Zeit der jüngste Sohn Friedrich (1840-1870). Nach dessen frühem Tod wurde sein älterer Bruder Ferdinand Mühlethaler Wirt im Gasthof «Zum weissen Rössli». Er starb 1881 ebenfalls jung mit 46 Jahren.[44] Er liess eine Frau mit neun unmündigen Kindern zurück. Seine Wittfrau Magdalena Mühlethaler geb. Jost führte den Betrieb weiter. Sie war die Tochter eines Regierungsstatthalters. Später soll ihre älteste Tochter Anna bis 1918 im «Rössli» gewirtet haben. Danach wurde das «Rössli» verkauft. Hans Gerber, der Vater des heutigen Rösslibesitzers, konnte sich noch an Anna erinnern.

Auch im 20. Jahrhundert zog das «Weisse Rössli» bei gewissen Anlässen viele Menschen an. Er war damals noch über das Dorf Hermiswil hinaus ein Anziehungspunkt für viele Besucher. Die nachfolgende Schilderung, von einem Mühlethaler-Nachkommen geschrieben, betrifft ein Schnitterfest in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts:

«Jeden Sommer wurde in Hermiswil der Schnittersonntag durch ein Fest begangen. Der Gasthof ‹Weisses Rössli›, das Geburtshaus meiner Mutter, hatte einen alten, guten Ruf. Von weit her strömten vergnügungsfreudige Besucher herbei. Grösster Anziehungspunkt war Scheideggers Rösslispiel. Das stand auf dem Dorfplatz und drehte sich zur Freude von jung und alt im Kreise herum. Das Gedudel und Georgel hörte man bis in den Stock hinüber, wo unsere Tanten wohnten. Welch ein Glück, in einem Gutschli oder auf einem Rössli zu sitzen und sich herumsausen zu lassen. Auf dem Platz wurde um Lebkuchen ‹gezwirbelet›, und oben im Saal drehte sich das Jungvolk im Tanz. Als Wirtstochter, die von Kindsbeinen an jeden Schnittersonntag miterlebt hatte, kam die Mutter vor der Zeit in eine freudvolle Spannung und gewöhnlich unternahm sie mit uns die Reise.»[45]

Das Restaurant Rössli 2018

Hanspeter Gerber führt das «Rössli» seit 16 Jahren, er vertritt die dritte Generation der Gerbers. Seine Grosseltern Johann und Ida Gerber kauften 1930 die Wirtschaft, dann folgten Hans und Vreni Gerber bis 2001 – beide sind noch heute jeden Tag in der Beiz anzutreffen.
Täglich (ausser am Donnerstag, dann ist geschlossen) kocht Hanspeter Gerber ein Mittagsmenu, die Serviceaushilfe unterstützt ihn morgens und über die Mittagszeit, am Nachmittag übernimmt dann jeweils seine Mutter Vreni.
«Wir haben viele Stammgäste», sagt Hanspeter, «auch wenn es altersbedingt immer weniger werden».
Selber ist er noch als Bauer tätig: Acht Hektaren Land, 50 Schafe, zwölf Schweine, ein Esel, ein Pony – die Stallungen und die Beiz sind ein Gebäude. «Halbhalb», rechnet Gerber vor, «sonst würde es finanziell nicht ausreichen».
Die Gaststube im Rössli hat Platz für 25 Personen, das angrenzende Säli und jenes im ersten Stock bieten nochmals je 25 Plätze. Legendär sind die Metzgeten im Rössli (dreimal pro Jahr hängt der Wirt das auffällige Schild an den Strassenrand) und natürlich der jährliche Lammpfeffer.

Von links, Familie Gerber heute: Fabian Gerber (15), Vertreter der vierten Gerber-Generation, daneben Hanspeter Gerber, der heutige Wirt, Vreni Gerber (*1937) Hans Gerber (*1930).
Linke Seite: Eindrücke aus der authentischen Gaststube.
Fotos Daniel Gaberell

Abkürzungen

e-HLS	Historisches Lexikon der Schweiz, elektronisch (http:/www.his-dhs-dss.ch/)
JbO	Jahrbuch des Oberaargaus
SSRQ	Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen
StABE	Staatsarchiv des Kantons Bern

Quellenangaben

[1] Ingold Hans Peter, Zusammenfassung der Protokolle der Schützengesellschaft Bettenhausen-Bollodingen, «aufgeführte Lokalitäten und ihre Besitzer für die Vorstandssitzungen und Hauptversammlungen», 2017. [2] Urkunde vom 20.04.1289, Staatsarchiv Luzern. [3] «Hermiswil», Wikipedia. [4] Dubler Anne-Marie, «Hermiswil», Historisches Lexikon der Schweiz (e-HLS) 19.09.2016. [5] Dubler Anne-Marie, «Das Recht im Oberaargau», Verzicht auf die Landesherrschaft im Amt Kriegsstetten. «Hermiswil kommt an Bern (Wynigervertrag), 1665 Oktober 30», in SSRQ, II Abteilung, die Rechtsquellen des Kantons Bern, 2001, S.507. [6] Herrmann Samuel, «Die Gemeindewappen des Amtsbezirks Wangen», in JbO, Bd. 13, 1970, S. 54/55. [7] «Hermiswil», www.seeberg.ch vom 02.05.2016. [8] Kunz Jakob, «In angenehmer Lage, am unteren Ende des Wynigen-Thales», Ortsgeschichte von Bollodingen des Lehrers Jakob Kunz (1889), umgeschrieben und kommentiert von Walter Gfeller. [9] Gfeller Walter, Lokalhistoriker, mdl. und schriftl. Informationen zu «Kastenstrasse», 2016. [10] Flatt Karl, «Die Errichtung der bernischen Landeshoheit über den Oberaargau», 1969, S. 287. [11] Herrmann S., (s. 6), S. 54. [12] Flatt K., (s. 10), S. 104/105. [13] Lüthi Erika, «Chronik von Hermiswil», 725 Jahre, 1289–2014, «Rössli Hermiswil».[14] «Hermiswil», Ratsmanuale (1608–1647), Staatskanzlei Solothurn. [15] Lüthi E., (s. 13). [16] Schneeberger Hansjürg, Denkmalpflege des Kantons Bern, «Rössli», in Bauinventar der Gemeinde Hermiswil, 2004. [17] «Der wirten und wirtenen eidtsgelübd», Reformation der Wirtschaften 1628, Abschriften älterer Erlasse und späterer Verfügungen, S. 206, StABE. [18] «Tavernen, Wirtschaften» und «Tavernen und Pintenschenken», Amtsbezirk Wangen, StABE, BV 143 u. 144. [19] Dubler Anne-Marie, «Anerkennung des Tavernenrechts 1673», SSRQ II, S.494/13, (StABE AI 414, fol. 361 v). [20] «Titel und Rechte», Verzeichnis der Wirtschaften des deutschen Kantonsteils, StABE, BV 146. [21] Kümin Beat, «Historische Trinkkulturen – Worber Wirtshausgeschichte», in Worber Post 12/2016. [22] Kümin B. Prof. Universität Warwick (GB), «Speiss und wein nach recht und billigkeit zu halten», Drinking Matters: Public Houses and Social Exchange in Early Modern Central Europe; IG Worber Geschichte, Vortrag vom 27.10.2016. [23] Kümin B., Vortrag vom 27.19.2016 (s. 22). [24] Kümin B., ebd. (s. 22). [25] Dubler A.- M. »Niedergerichte im Oberaargau» (Tabelle), in SSRQ CIII. [26] Werren Hans Ulrich, früherer Gemeindepräsident von Hermiswil, «Vergangenheit von Hermiswil», Schriftliche Aufzeichnungen. [27] Flatt K., (s. 10), S. 104/105. [28] Dubler A.-M., (s. 25). [29] Kunz J. (s. 8). [30] Dubler Anne-Marie, «Gerichtswesen vor 1800», in Historisches Lexikon der Schweiz (e-HLS). [31] Kümin B., (s. 21 u. 22). [32] «Niedere Gerichtsbarkeit», Wikipedia. [33] «Gerichtsfall Hermiswil 1752 April 18», Gerichtsmanual des Gerichts Bollodingen, A 181, Band 1729–1757; StABE, Bezirksarchiv Wangen (1313–1907). [34] Werren H.U. (s. 26). [35] Lindegger Hanspeter, «Mit der Postkutsche durch den Oberaargau», in JbO Bd.33, 1990, S. 205. [36] Mozart: «Brief an seinen Vater», in «Unterwegs mit Kutsche und Postauto», Dokumentation für Lehrpersonen, Museum für Kommunikation (Hg), 2006, S. 3. [37] «Die Post der Fischer (1675–1832)», in PTT Zeitschrift 8/91, S. 7. [38] Die Original-Schliffscheibe befindet sich im Berner PTT Museum, heute Museum für Kommunikation. [39] «Die Post der Fischer», (s. 37), S. 88/89. [40] Lüthi E., (s. 13). [41] Werren H.U. (s. 26). [42] Werren H.U. (s. 26). [43] Lindegger Hp., (s. 35), S. 210. [44] Kirchenbücher (1812 – 1875) von «Wynigen» und «Herzogenbuchsee» und ZA Oberaargau (za.oberaargau@pom.be.ch). [45] Rentsch Hans, «Jugenderinnerungen», Separatdruck aus dem Unter-Emmentaler, 1979, S.8.

Wie gewonnen – so zerronnen

Auf den Spuren der Familie Roth von Wangen an der Aare in Wiedlisbach

Gottlieb Holzer

Am Friedhofweg 3 in Wiedlisbach steht eine als schützenswert eingestufte, herrschaftliche Villa und ihr gegenüber am Friedhofweg 5 ein eher kleines, als erhaltenswert eingestuftes Bauernhaus. Als ich 1969 als junger Lehrer nach Wiedlisbach kam, fiel mir diese Häusergruppe auf, und ich stellte mir die Frage, wie dieses doch eher bescheiden wirkende Bauernhaus zu einem derart imposanten Wohnstock gekommen war. Von meiner früheren Heimat im Emmental war ich an schmucke, kleine Stöckli neben grossen, hablichen Bauernhäusern gewohnt. Ältere einheimische Wiedlisbacher wussten zu berichten, dass die beiden Liegenschaften früher einem Zweig der Industriellenfamilie Roth in Wangen gehört hätten, und dass deren letzter Spross, Christine Roth, sie in den 1940er Jahren an ihren damaligen Pächter des Bauernhofes, Ernst Reinmann, veräussert habe. Die Ergebnisse meiner Nachforschungen über die Entstehung dieser Häuser und über deren jeweilige Besitzer beginnen allerdings mit der Ärztefamilie Gugelmann von Attiswil.

Die Ärztefamilie Gugelmann von Attiswil

Im Burgdorfer Jahrbuch von 1957 ist diese Ärztefamilie ausführlich beschrieben, und in der Chronik des Amtes Bipp von Johann Leuenberger aus dem Jahr 1904 sind die Gugelmann in Wiedlisbach ebenfalls erwähnt. Ich fasse hier die für diesen Bericht relevanten Texte kurz zusammen:

Johann Rudolf Gugelmann-Kopp (1755–1815), Sohn des Leuenwirts Eusebius Gugelmann von Attiswil, war Arzt in Wiedlisbach. Er war der Schwiegersohn des damals weitherum bekannten Chirurgen Johann Kopp-Christen (1726–1802), dessen einzige Tochter Elisabeth er geheiratet hatte. Sein Schwiegervater, Chirurgus Johann Kopp, war um 1800

Die Villa von Südwesten mit dem markanten Beobachtungsturm auf dem Dach, rechts davor das Waschhaus, links der Pferdestall. Ganz links am Rand das eher bescheiden wirkende Bauernhaus. Gemälde von Fritz Brand (um 1940). Repro von Gottlieb Holzer

mit einem Vermögen von 19'000 Livres der zweitreichste Wiedlisbacher. Johann Rudolf Gugelmann hatte 3 Töchter und 9 Söhne, von denen 3 bereits im Kindesalter verstarben. Die sechs überlebenden Söhne waren alle als Ärzte tätig. Der jüngste, Johann Emanuel Gugelmann-Moser (1796–1851) war nach Abschluss seines Studiums in Bern ebenfalls Arzt in Wiedlisbach. Er wohnte zunächst im alten Doktorhaus in der Hauptgasse im Städtli (östliche Hälfte des heutigen Fernsehgeschäftes Gehriger-Walliser), welches später an die Burgergemeinde überging. 1839 baute er sich ein Haus vor dem Städtchen. Verheiratet war er mit Susanna Moser von Herzogenbuchsee (1802–1835), die nach der Geburt des zweiten Kindes starb. Dieses, Emma (1835–1905), heiratete seinen Vetter Julius Robert Roth von Wangen (1837–1867), den Sohn des Rosshaarfabrikanten Jakob Roth-Moser. In zweiter Ehe war Johann Emanuel Gugelmann vermählt mit Anna Elisabeth Flückiger von Rohrbach.

Julius Robert Roth-Gugelmann
1837–1867
Fotonachlass Paul Reinmann-Gloor

Bei dem erwähnten Haus vor dem Städtli muss es sich um die Villa am Friedhofweg 3 handeln. Gemäss mündlicher Überlieferung verlangte der Gemeinderat von Wiedlisbach beim Bau des Hauses auf dem Dach einen Beobachtungsturm. Von diesem aus sollte die Bevölkerung in Zeiten der Gefahr vor anrückenden Truppen gewarnt werden. Der Franzoseneinfall von 1798 war 1839 noch in lebhafter Erinnerung.

Johann Emanuel Gugelmann-Moser ist 1830 als Militärkreisarzt des Kantons Bern aufgeführt. Von 1835 bis 1840 war er Schulkommissionspräsident in Wiedlisbach. Seine Erben waren die Tochter Emma aus erster Ehe, deren älterer Bruder Ludwig Emanuel 1847 im Alter von 15 Jahren verstorben war, und seine Witwe Elisabeth Gugelmann-Flückiger. Das Doktorhaus im Städtli wurde von der Witwe übernommen. Die Liegenschaften am Friedhofweg in Wiedlisbach kamen in den Besitz der unmündigen Tochter Emma. Deren Vormund war ihr Onkel, der Rosshaarfabrikant Jakob Roth-Moser in Wangen an der Aare. Deshalb ist es wahrscheinlich kein Zufall, dass dessen Sohn Julius Robert 1859 seine vermögende Kusine Emma heiratete.
Durch diese Heirat gelangte die Hälfte des beachtlichen gugelmannschen Vermögens mitsamt den Liegenschaften am Friedhofweg in den Besitz der Familie Roth von Wangen. Dazu gehörten:

- Das für 10'000 Franken gegen Brandschaden versicherte Wohnhaus, geschatzt um 16'000 Franken.
- Eine für 500 Franken gegen Brandschaden versicherte Remise, geschatzt um 350 Franken.

Im Erbteilungsvertrag steht, der Erblasser habe beide Gebäude selber erstellen lassen.

Der Zweig der Familie Roth von Wangen in Wiedlisbach

Ab 1859 bewohnte also der Fabrikantensohn Julius Robert Roth-Gugelmann mit seiner Familie die Villa in Wiedlisbach. 1858 war er als Teilhaber in die damalige Pferdehaar-Spinnerei Jacob Roth & Cie. (die heutige

Familie Roth in Wiedlisbach vor 1900. Stehend von links: Paul Roth-Knuchel, Arnold Roth
Sitzend von links: Ida Roth-Knuchel, Emma Roth-Gugelmann
Fotonachlass Paul Reinmann-Gloor

roviva Roth & Cie AG) in Wangen an der Aare eingetreten. Der Ehe mit Emma Gugelmann entsprossen zwei Söhne, Paul (1862–1900) und Arnold (1865–1935). Julius Robert Roth-Gugelmanns Wirken in der elterlichen Fabrik war nur von kurzer Dauer, denn schon 1867 starb der junge Familienvater an einem Lungenleiden.

Der ältere Sohn Paul erhielt eine gründliche kaufmännische Ausbildung. Wie sein früh verstorbener Vater wurde er Teilhaber der Pferdehaar-Spinnerei in Wangen. Seine Verbundenheit mit Wiedlisbach bezeugen seine Tätigkeit als Präsident der Schützengesellschaft im Jahr 1889 und seine Heirat mit der Wirtstochter Ida Knuchel von der «Krone» in Wiedlisbach. Die Ehe blieb kinderlos. Im Alter von 38 Jahren verstarb er 1900 an einer heimtückischen Krankheit.
Sein jüngerer Bruder Arnold war ebenfalls Kaufmann und selbständiger Unternehmer. Er beschäftigte Heimarbeiterinnen, die für ihn Blusen nähten, mit denen er die Kleiderfabriken in Wangen an der Aare belieferte. Südwestlich seines Elternhauses am Friedhofweg liess er ein Waschhaus bauen und in einem Anbau an das Wohnhaus eine Glätterei einrichten. 1906 heiratete er Maria Anna Mägli (1872–1946), die Tochter von Grossrat Mägli vom Läusbühl in Wiedlisbach. Von 1907 bis 1925 war er Gemeindepräsident.

Das Wohnhaus, dessen Fassaden ursprünglich ein symmetrisches Erscheinungsbild aufwiesen, ist von der Familie Roth wahrscheinlich in den 1880er Jahren um einen östlich angebauten Trakt erweitert worden.

In seiner Publikation «Die politisch wirtschaftliche Entwicklung des Amtes Bipp», herausgegeben von der Druckerei Dr. R. Baumann in Balsthal 1912, beschreibt Dr. Hans Freudiger die Erwerbsverhältnisse der Heimarbeiterinnen im Bipperamt zu Beginn des 20. Jahrhunderts:
«Die Blousenfabrikanten in Wangen a.A. und in Wiedlisbach zahlen für ½ Dutzend Blousen, je nach der Arbeit, die sie erfordern, Fr. 1.90 bis Fr. 2.60. Eine Näherin muss nun sehr geschickt sein, will sie diesen Taglohn verdienen und von 6 Uhr morgens bis 12 Uhr mittags und von 1 Uhr nachmittags bis abends 7 Uhr arbeiten. Zudem muss sie noch den Faden selbst liefern und die Blousen ihrem Arbeitgeber überbringen.»

Ansicht von Norden: links die herrschaftliche Villa mit dem ostseitigen Anbau, rechts das eher bescheiden wirkende Bauernhaus.
Fotos Gottlieb Holzer

Ansicht von Süden: rechts im Bild der Anbau Ost mit dem Doppelfenster, links der Pferdestall.

Arnold Roth-Mägli wird seine Heimarbeiterinnen nicht besser entlöhnt haben. Eine Zeitzeugin erzählte, dass der Fabrikant bei einem abendlichen Spaziergang an einem Kleinbauernhaus vorbeigegangen sei, wo eben eine Kuh getränkt wurde. Aus Höflichkeit habe er der Bauersfrau, die für ihn als Heimarbeiterin tätig war, die Kuh gerühmt und sie gefragt, ob ihr Mann diese kürzlich gekauft habe. Darauf habe die Frau spitz geantwortet: «Ömu mit däm Hungerlöhnli, won i bi euch verdiene, hei mer se nid chönne choufe.»

Arnold Roth-Mägli hat über seine Einnahmen und Verluste aus seinen Kapitalanlagen akribisch Buch geführt. 1930 betrug das Vermögen der Familie 424'000 Franken. Davon waren 287'000 Franken in Aktien, Obligationen und auf Sparheften angelegt oder an öffentlich-rechtliche Körperschaften und private Schuldner ausgeliehen. Der Schatzungswert der Liegenschaften am Friedhofweg betrug 137'000 Franken. Dieses Vermögen betrüge nach heutiger Kaufkraft ungefähr 3 Millionen Franken. Die jährlichen Einnahmen aus den Aktien und Zinsen von den Obligationen, Sparheften und verliehenen Kapitalien beliefen sich auf 12'400 Franken, der Pächter des Bauernhofes am Friedhofweg 5 hatte 2'917 Franken und 25 Rappen Zins zu bezahlen. Diese Einnahmen entsprächen heute einer Kaufkraft von etwas über 100'000 Franken.

Das einzige Kind der Eheleute Arnold und Maria Anna Roth-Mägli, Hans Robert, geboren 1907, verstarb bereits 1908. Weil die Ehe danach kinderlos blieb, adoptierte das Ehepaar das Mädchen Christine Laura, geboren 1913 in Gryon. Nach dem Tod von Arnold Roth im Jahr 1935 führte seine Witwe den Haushalt am Friedhofweg mit ihrer Tochter und einer Haushälterin weiter. Die Haushälterin Martha Bill bezog 1939 einen Monatslohn von 75 Franken.

Stine

1939 heiratete Christine Laura, genannt Stine, den Musikanten Daniel Favez von Servion. Ihre Aussteuer kostete 864 Franken (beinahe einen Jahreslohn der Haushälterin Martha Bill).

Mit einem Fiat 1500 schockierte Christine Roth in den 1940er Jahren die Wiedlisbacher Bevölkerung. Bild Wikipedia

Der Ehe entsprossen zwei Kinder, Elie André, geboren 1939, und Nelly Christine, geboren 1940. Die Ehe wurde geschieden und Stine nahm wieder ihren Ledignamen an. Sie war eine extravagante Frau. Sie machte die Autofahrprüfung – im damals noch sehr ländlich geprägten und konservativen Wiedlisbach eine Sensation – und kaufte ein Auto. Nach dem Tod ihrer Mutter im Jahr 1946 war sie als Alleinerbin eines grossen Vermögens auf sich allein gestellt.

Mit einem Lebensabschnittspartner, einem Architekten, plante sie auf der Parzelle südlich des Wohnstockes eine grosse Überbauung. Allein, der Gemeinderat von Wiedlisbach erhob gegen dieses Bauvorhaben Einsprache. Vordergründig stellte er die Sicherheit der Finanzierung in Frage, aber der eigentliche Grund dürfte Stines Lebenswandel gewesen sein, der nicht den damals gängigen Normen und Moralvorstellungen entsprach. Aus Wut und Enttäuschung über die Haltung des Gemeinderates verkaufte sie 1948 sämtliche Liegenschaften in Wiedlisbach dem damaligen Pächter ihres Landwirtschaftsbetriebes, Ernst Reinmann-Reinmann von Walliswil bei Niederbipp (1894–1962).

Mit ihren Kindern und ihrem Vermögen verlegte sie ihren Wohnsitz nach Sementina im Kanton Tessin. Von dort aus unternahm sie mit ihren Kindern noch im selben Jahr eine Reise nach Rio de Janeiro, wo sie im exklusiven Hotel Central abstieg.

Gemäss mündlichen Informationen von einer ihrer ehemaligen Schulkameradinnen soll sie später nach Costa Rica gezogen sein, wo sie offenbar völlig verarmte. Hier verlieren sich ihre Spuren und damit auch die Spuren des Familienzweiges der Roth von Wangen an der Aare in Wiedlisbach und deren grossem Vermögen.

Der Landwirtschaftsbetrieb am Friedhofweg 5

Geblieben sind die Liegenschaften am Friedhofweg. Das Bauernhaus wurde erst rund vier Jahrzehnte nach dem Wohnhaus in den 1880er Jahren von der Familie Roth erbaut. Anfänglich betrieb die Familie die

Die Einreisegenehmigung der brasilianischen Behörden für Christine Roth. Bild Internet

REPÚBLICA DOS ESTADOS UNIDOS DO BRASIL
FICHA CONSULAR DE QUALIFICAÇÃO
365.066
Esta ficha, expedida em duas vias, será entregue à Polícia Marítima e à Imigração no pôrto de destino
Nome por extenso Christine Roth
Admitido em território nacional em caráter temporário
Nos termos do art. 7 letra a do dec. n. 7967, de 1945
Lugar e data de nascimento Gryon, Suíça 30-12-1913
Nacionalidade suíça Estado civil div.
Filiação (nome do Pai e da Mãe) Pai: Arnold Roth; Mãe: Anna nasc. Maegli Profissão prendas domest.
Residência no país de origem Sementina
FILHOS MENORES DE 18 ANOS
NOME IDADE SEXO
Elie André Favez 19-2-1939 masc.
Nelly Christine Favez 17-11-1940 fem.
Passaporte n. 811079 expedido pelas autoridades de Direcção da Polícia do Cantão de Berna na data de 27 de junho 1945
visado sob n. 374
ASSINATURA DO PORTADOR
Christine Roth
Consulado Geral do Brasil em Zurique
20 de agôsto de 1948
O CÔNSUL

Ernst Reinmann-Reinmann
Fotonachlass Paul Reinmann-Gloor

Landwirtschaft mit Knechten. Alte Einheimische berichteten, dass im Turm auf dem Dach des Herrschaftshauses auf einem Stativ ein Fernrohr montiert war, mit dessen Hilfe die Besitzerfamilie den Arbeitseifer ihrer Knechte auf den Feldern überwachte. Später wurde der Landwirtschaftsbetrieb verpachtet. Der erste, im Kassabuch von Arnold Roth genannte Pächter, war Johann Ryf von 1911 bis 1921. Auf ihn folgte Emil Althaus-Kopp von 1921 bis 1933, und der letzte Pächter war ab 1933 Ernst Reinmann-Reinmann, der das Bauernhaus 1948 kaufte.

Im Zuge der Planung der Autobahn durch das Wiedlisbacher Moos Anfang der 1960er Jahre versuchte der Bund, Heimwesen zu kaufen, um Landwirten, die für den Autobahnbau Land hergeben mussten, Realersatz anbieten zu können. Gegen den Willen seines zweitältesten Sohnes Willy Reinmann-Kurt (1927–1996), der den Landwirtschaftsbetrieb weiterbetreiben wollte, veräusserte Ernst Reinmann dem Bund sein Heimwesen. Das Wohnhaus am Friedhofweg 3 verkaufte er seinem jüngsten Sohn Paul Reinmann-Gloor (geboren 1932), der heute noch darin lebt. Willy Reinmann kaufte vom Bund das Bauerhaus mit der Hofparzelle zurück und führte den Landwirtschaftsbetrieb bis zu seinem Tod 1996 mit Pachtland weiter. Seine heute nicht mehr in Wiedlisbach lebenden Söhne bauten das Bauernhaus schliesslich zu einem Mehrfamilienhaus um.

Geschlechter kommen und gehen. Das Andenken an die einst sehr wohlhabende und einflussreiche Familie Roth in Wiedlisbach ist in Vergessenheit geraten, und der Bauernbetrieb der Familie Reinmann am Friedhofweg ist seit über zwanzig Jahren Geschichte. Wie gewonnen – so zerronnen.

Ansicht von Osten.
Foto Gottlieb Holzer

Nicht im Text erwähnte Quellen

Grundbucheintragungen im Grundbuchamt Wangen / Kirchenbücher der Kirchgemeinde Oberbipp / Auszug aus «200 Jahre Roth-Rosshaar, Wangen, 1748-1948, Wangen a.A. 1947», zur Verfügung gestellt von Peter Patrik Roth, Wangen a.A. / Kassabuch und Haushaltungsbuch der Familie Roth-Mägli, zur Verfügung gestellt von Paul Reinmann-Gloor, Wiedlisbach / Mündliche Angaben von Paul Reinmann-Gloor / Mündliche Angaben von Marie Obrecht-Kunz (1917–2017), Wiedlisbach.

Triumph des Unsinns

Vor 75 Jahren in Langenthal: Nachfolgende Seiten sind am 2. September 1943 in «Die Nation» erschienen. Der Text stammt von Peter Surava, die Fotos machte Paul Senn.

Dieses prachtvolle Berner Patrizierhaus, das nach den Plänen des Schlosses Hindelbank gebaut worden sein soll, ist nicht einer Fliegerbombe, die zufällig eine Fliegende Festung fallen liess, zum Opfer gefallen, wenn auch die Zerstörung auf diese Weise nicht minder unsinnig wäre als sie heute durchgeführt wird. Der über alle Massen schöne Bau, der das Herz jedes Freundes edler Baukunst höher schlagen lässt, wird abgerissen. Wenn man durch ein vornehmes Tor in die herrlichen Parkanlagen dieses Prachtsitzes eintritt und dann plötzlich einem Trupp Arbeiter mit braungebrannten Oberkörpern gegenüber steht, die mit Hacken und Pickeln das Haus niederreissen, möchte man am liebsten ausrufen:

«Seid Ihr verrückt geworden?!»

Doch nein, diese Arbeiter sind nicht verrückt geworden. Sie tun ihre Arbeit, fleissig und gründlich, wenn sie auch den Kopf schütteln und auf unsere Fragen, warum dieses schöne Haus dem Untergang geweiht sei, keine Antwort geben können.

Das Haus, das unsere Leser auf nebenstehendem Bild sehen, steht im

Millionärsdorf

Langenthal, wo es – wie der Volksmund sagt – bald mehr Millionäre als andere Leute gibt. Daneben steht ein nicht minder schöner Bau – er soll der Firma Wirtz & Co. in Eriswil gehören, die unseren Lesern ja von unserer Heimarbeiterreportage her bekannt ist. Das obige Haus gehört der steinreichen Familie Gugelmann, die Tausende von Arbeitern beschäftigt und es sich seinerzeit vor etwa 30 Jahren wohl leisten konnte, diesen Millionenbau aufzustellen. Wir mögen es dem Besitzer von Herzen gönnen, ja wir würden uns glücklich schätzen, auch einmal ein paar Wochen in einem so schönen Haus wohnen zu dürfen. Und darum tut es uns in der Seele weh, wenn dieser herrliche Sitz nun mutwillig, scheinbar einer Laune zuliebe, abgerissen wird bis auf die Grundmauern.

Wir leben in einem freien Land. Wer ein Haus bauen will, soll es bauen dürfen, und wenn es ihm Freude macht, es abzureissen – à la bonne

heure – aber es ist Krieg heute. Wir leben in ausserordentlichen Zeiten. Wer Geld und Besitz hat, sollte nach unserer Meinung auch Pflichten haben gegenüber der Öffentlichkeit. Langenthal leidet unter der

Wohnungsnot.

Hätte man nicht mit wenig Geld aus den etwa 20 Zimmern einige Wohnungen unterteilen können? Und wie steht es eigentlich mit der Rasenfläche von etwa 2000 m² vor dem Haus? Warum wird nicht angebaut? Wo bleibt da die Mehranbaukontrolle, die den kleinen Leuten das Leben sauer macht und sie manchmal zwingt, jeden Ecken, wenn er noch so ungünstig ist, zu bebauen?

Wir schreiten durch das Haus: Ein unbeschreibliches Bild der Verwüstung. Das herrliche Cheminée aus edelstem Marmor wird zerschlagen. Durch die schönen Decken scheint die Sonne.

Ein unglaubliches Bild der Zerstörung tritt uns entgegen. Durch die schöne Decke gähnen Löcher, der prachtvolle Kamin aus edelstem Marmor wird abgerissen, die Böden, aus bestem Nussbaumholz, sind herausgerissen: Triumph des Unsinns!

Es ist ein Jammer

Um dieses Gebäude, das ein begabter Baumeister hier vor 30 Jahren aufgestellt und mit den letzten Schikanen versehen hat. Eine riesige Küche, grosse Keller, Garage, unzählige Zimmer, ein herrlicher Spielraum für Kinder, einige Badezimmer – was das Herz begehrt ist vorhanden. Jede Treppe, jedes Stück Holz ist gesund bis aufs Gerippe. Welches Hirn kam auf die ausgefallene Idee, diese Augenweide zu vernichten? Das Dach ist gebaut für Jahrhunderte. Unter Schweiss und mit grosser Kraftanstrengung muss es auseinander gerissen werden.

Wir gehen durch die weiten Parkanlagen

Der Tennisplatz ist hoch überwuchert von Unkraut. Überall Anbaumöglichkeiten! Ein idyllischer Spielplatz für Kinder ist da. Hätte das einen Kindergarten abgegeben! Vor dem Haus liegen ganze Haufen schönstes

Nur noch das Mauerwerk steht. Es ist zu spät, der unsinnigen Zerstörung eines prächtigen Hauses in den Arm zu fallen. Das Dach – für Jahrhunderte gebaut – muss mit äusserster Kraftanstrengung auseinandergerissen werden. Wo bleibt die Vernunft?

Nussbaumholz – die ehemaligen Böden des Hauses. Es ist ein Hohn! Die Gemeinde Langenthal hat sich redlich bemüht, das Haus vor der Vernichtung zu bewahren – vergeblich –, hier ist der

Geist der Dekadenz

am Werk. Der Geist eines Systems, das in den letzten Zügen liegt, das auf der einen Seite verfallene, ungesunde Arbeiterhütten bestehen lässt und ein prächtiges, gut gebautes und gesundes Haus, das für viele Menschen ein Segen sein könnte, zusammenreisst. Und das sogar noch im Krieg, in Zeiten der Materialknappheit!

Wir gehen durch das Dorf und kommen am alten, ärmlichen Altersheim vorbei. Im Garten sitzt ein altes, schlafendes Mütterlein. Das ist es! Hätte sich die Familie Gugelmann nicht für alle Zeiten ein Denkmal setzen können, wenn sie der Gemeinde Langenthal Hand geboten hätte, in ihrem nun der Vernichtung anheim gefallenen Schloss ein Altersheim und einen Kindergarten einzurichten?

Wir sehen im Geiste die alten Leute, die ihr Leben lang geschuftet haben, durch die stillen Rasenwege des Parks zu gehen oder fröhliche, lachende Kinder sich auf den bereits vorhandenen Spielplätzen tummeln. Oder wie wäre es mit einem Erholungsheim für Soldaten? – Tausend Möglichkeiten tun sich auf, wenn man nur will. Aber man will nicht. Und weil man nicht will, weil man nirgends auf der Welt will, wird man eines Tages müssen.

Foto rechts: Das ist das Altersheim von Langenthal. Schön wäre es, wenn sich die alten Leute in den weiten, herrlichen Parkanlagen der Villa Gugelmann ergehen könnten, die nun scheinbar einer Laune zuliebe der Vernichtung anheimfällt.

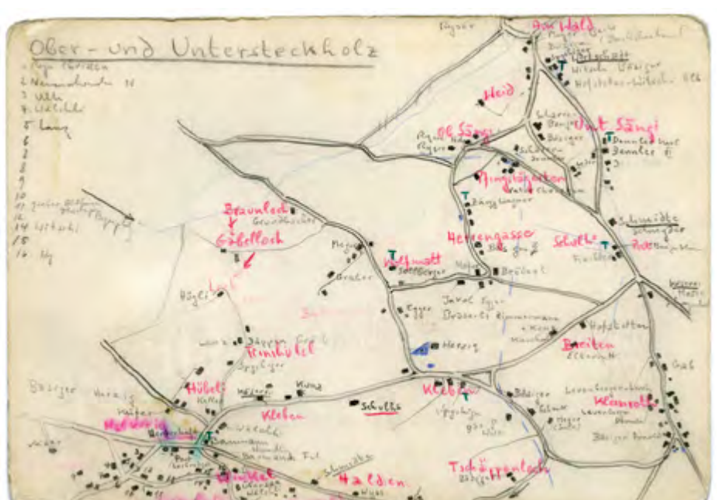
Ärztlicher Hausbesuch – ein Schwanengesang?

Entwicklung der Hausbesuchskultur im Oberaargau

Christoph Blum

Unlängst hat mir Vera Le Grand drei Krokis in Postkartenformat gezeigt, die aus dem Nachlass ihres Vaters, Dr. med. Eduard Le Grand, stammen. Er war von 1940 bis 1954 Hausarzt in Langenthal. Auf diesen Karten hatte er kunstvoll das Strassennetz in Thunstetten und Bützberg gezeichnet. Bei den eingezeichneten Häusern stehen die Namen seiner Patienten. Mit Hilfe dieser Karten konnte er seine Klienten auf Hausbesuchen leichter finden.

Rechts: Kroki Ober- und Untersteckholz. Unten jenes über Thunstetten, ganz unten über Bützberg
Fotos Familiennachlass Le Grand



Dieser Fund hat Erinnerungen an meine eigene Zeit als Hausarzt wachgerufen. Ich erlebte, wie in den 34 Jahren meiner Praxistätigkeit die Zahl meiner Hausbesuche stetig abgenommen hat. Welches sind die Gründe dafür? Welche Bedeutung hatten Hausbesuche zu Beginn meiner Praxiszeit im Oberaargau? Wie wurden die Besuche vereinbart? Wie gelangten wir früher zu unseren Patienten und wie fanden wir sie?
Um solche Fragen zu beantworten, las ich zunächst neu Gotthelfs Romane, vor allem diejenigen Stellen in ihnen, wo er über ärztliches Wirken schreibt. Dann befragte ich Vera Le Grand über die Hausbesuchspraxis ihres Vaters. Zudem schildere ich Eindrücke weiterer Hausärzte aus verschiedenen Generationen über die Bedeutung der Hausbesuche in ihrem ärztlichen Alltag. Schliesslich versuche ich zu begründen, warum heute praktizierende Ärzte nur noch sehr selten ihre Patienten zu Hause besuchen.

Ärzte in Romanen Gotthelfs

Ärzte, die in Erzählungen von Jeremias Gotthelf auftreten, haben mein Berufsbild schon in der Jugend beeinflusst. Gotthelf kannte durch sein Vikariat in Herzogenbuchsee von 1824 bis 1829 die Verhältnisse im Oberaargau. Eindrücklich ist in *Anne Bäbi Jowäger* die tragische Gestalt des jungen Landarztes Rudi, der sich für seine Patienten aufopfert. In finsterer Nacht geht er je zwei Stunden hin und zurück auf Schneestübeli, um einer Mutter zahlreicher Kinder bei der schweren Geburt beizustehen und medizinische Hilfe zu erbringen.

Aus «Ueli der Knecht» mit Holzschnitten von Emil Zbinden
© Staatsarchiv des Kantons Bern

Aus «Anne Bäbi Jowäger», illustriert von A. Bachmann
© Verlag F. Zahn, La Chaux-de-Fonds

Auf ein Entgelt verzichtet er angesichts der unbeschreiblichen Armut der Familie: *«Nach nichts durfte man fragen, an allem fehlte es.»*
Nach einigem Zögern ist er – allenfalls in der Nacht – bereit, den an Diphtherie erkrankten Knaben seines beruflichen Widersachers und Quacksalbers, Veh-Hansli, zu versorgen. Auf dem Rückweg vom Besuch bleibt der Doktor mit einem schweren Kolikanfall liegen. Jakobli findet ihn und bringt ihn heim. Das Sterben des noch jungen Doktors ist gewissermassen ein Opfertod. *«Keine Nacht war so strub, dass sie abhielt zu gehen, wenn irgendwo Gefahr war, und nie kam er zu müde heim, um nicht noch die Mittel zu besorgen, welche sobald als möglich angewendet werden sollten.»* Im Doktorhaus versucht die Haushälterin Käthi, ihren ledigen «Ruedeli» vor zu vielen Patienten zu schützen, die zur Unzeit läuten und wohl meist einen Besuch verlangen. *«Sie verleugnete den Doktor, wollte seine Stiefel beim Schuhmacher, seinen Mantel beim Schneider haben.»*
In *Ueli der Pächter* liegt Ueli nach dem verheerenden Hagelschlag in einem «Nervenfieber» abgespannt darnieder. *«Der Doktor ward berufen, sah den Zustand lange an und sagte endlich, er wisse nicht recht, wo das hinauswolle, er wolle etwas geben und ein oder zwei Tage die Wirkung abwarten.» […] «Eines Abends wars, als ob der Arzt nicht fortkonnte vom Bette; er nahm eine Prise nach der andern, endlich kehrte er sich um, stäubte den Schnupftabak von den Kleidern und sagte: Fraueli, wenn es was geben sollte in der Nacht, so lass mich rufen». […] «Hochauf fuhr es (Vreneli) vom Stuhle; es war helle im Stübchen; der Arzt, den die Teilnahme unberufen hergetrieben, stund am Bette und prüfte den Kranken.» […] «Der Arzt trappete mit den Händen in den Taschen ums Haus herum und las dem Dienstbotenpersonal in seiner barschen, aber heitern Weise tüchtig den Text.»*
Der wahre Arzt war für Gotthelf der *«Landarzt, wenn auch ohne Klinik im Rücken, aber im Lebenskreis seiner Patienten wirkend»*.

Familie Le Grand

Emil Le Grand 1931 in seiner Praxis. Und Emil Le Grand auf Hausbesuchen unterwegs mit Kutsche und Schlitten (beides 1904) und mit dem Auto (1934)
Fotos Familiennachlass Le Grand

Emil Le Grand, der Vater von Eduard, übernahm 1904 in Langenthal die Arztpraxis seines späteren Schwiegervaters. Neben seiner Praxis hatte Emil auch die Funktion eines stellvertretenden Spitalarztes. Dabei musste er oft den politisch und militärisch stark engagierten Nationalrat, Obersten und Chefarzt August Rikli vertreten. Am Spital betreute er 80 bis 90 Patienten, das noch ohne Assistenten. 1904 kaufte er sich für seine Hausbesuche ein Pferd, das aber oft nach längeren Strecken lahm ging. Um trotzdem seiner Arbeit ungehindert nachgehen zu können, durfte er sich zuweilen das Pferd des Tierarztes ausleihen. 1903 wurde im Schloss Thunstetten das Telefon eingerichtet, wo Emil einmal in der Woche eine Sprechstunde abhielt. Wehe, wenn ein Hausbesuch eilte. Emil hatte bei Regen mit Reiten oft seine liebe Not. Erst 1914 kam der Wechsel vom Pferd zum Auto. Vorerst konnte er vom Tierarzt einen kleinen Opel ohne Windschutzscheibe leihen. In dieser Zeit war er neben einem Kollegen im Langetental der einzige Arzt. Zur Zeit des Ersten Weltkriegs in den Jahren 1914 bis 1916 erhielten die Ärzte im Oberaargau eine Benzinzuteilung von 60 Litern monatlich. Ein Liter kostete 1.25 Franken. Im Winter bewältigte Emil Le Grand Besuche oft mit Schlitten und Pferd. Von 1940 bis zum 1. April 1946 war das Benzin auf 50 Liter pro Monat rationiert; dies bei hohem Verbrauch der damaligen Autos. Autofahren war nur Ärzten mit Praxistätigkeit erlaubt.

Eduard Le Grand 1934
Foto Familiennachlass Le Grand

1940 trat Emils Sohn Eduard Le Grand in die väterliche Praxis ein. Sie arbeiteten je 50% nebeneinander in den kleinen Praxisräumen. Eduard übernahm alle Notfälle und Nachtbesuche. Im September 1949 erkrankte er an Kinderlähmung. Im Sommer 1950 konnte er mit einem Stock wieder alleine gehen und zur Not schreiben. Im November 1950 nahm Edi mit der aufopfernden Hilfe seiner Frau Verena die Praxistätigkeit wieder auf und führte sie bis 1954 weiter. Etwa 1952 musste er bei viel Schnee in Thunstetten einen Kranken besuchen. Verena begleitete ihn. Im Rank in Thunstetten blieb das Auto in einem Feldweg stecken. Mit zwei Pferden wurde es wieder auf die Strasse gezogen. Erst um Mitternacht waren sie wieder zu Hause. Lag viel Schnee, wurde Eduard oft mit einem Schlitten beim Auto abgeholt, um zum Haus des Patienten zu gelangen.

Eindrücke von Arztkollegen

Der Haus- und Dorfarzt B. praktizierte von 1958 bis 1992. Er meint heute, er hätte es nicht besser treffen können. Besuche machte er nachmittags mit dem Auto. In seiner Zeit wurde noch oft zu Hause gestorben. Die Zahl der Hausbesuche sei stabil gewesen, drei bis vier pro Tag, sie hätten aber in Grippezeiten bis gegen zwölf ansteigen können. Allein an einem Donnerstag hatte er, falls er nicht Notfalldienst hatte, frei. Er führte seine vergleichsweise wenigen Besuche darauf zurück, dass er sich strikte auf sein Dorf und die unmittelbar benachbarten Gemeinden beschränkte. Auch hätten ihn seine treuen Patienten möglichst schonen wollen. Besuche wurden nur verlangt, wenn es den Patienten unmöglich war, die Praxis aufzusuchen. Die häusliche Situation kennen zu lernen, sei für ihn nicht im Vordergrund gestanden. Während der ganzen Praxiszeit hatte er das Glück, dass er sich immer auf dieselbe treue Praxishilfe verlassen konnte, die einfach alles wusste. Diese legte ihm die Krankengeschichten der zu besuchenden Patienten der Reihe nach auf einen Stoss und gab bei Bedarf Auskunft darüber, wo sie wohnten. Anhand der Reihenfolge konnte abgeschätzt werden, bei welchem Patienten er wohl war, falls er dringend verlangt wurde. Am Abend hütete dann die Ehefrau. Es waren weder Pager noch Handys bekannt. Einen Ortsplan brauchte er in seinem Dorf nicht. Er kannte die Häuser und die Menschen. Bei unklaren Situationen bat er, dass jemand auf der Strasse warte, und dass nachts Licht gemacht werde. Einmal hätte ihn der Hund nicht ins Haus gelassen. So musste er zurück in die Praxis und telefonisch verlangen, dass der Hund weggenommen werde.

Auch Hausarzt D. praktizierte 30 Jahre (von 1973 bis 2003) im gleichen Dorf. Ihm waren Hausbesuche wichtig, auf diesen spürte er die «Atmosphäre», und sei es bloss ein Schnapsgeruch gewesen. Anfangs waren es durchschnittlich vier bis fünf, höchstens etwa zehn Besuche pro Tag. Im Verlauf seiner Praxistätigkeit hätte die Häufigkeit der Besuche abgenommen, zum Teil dadurch bedingt, dass in der Gemeinde ein weiterer Arzt seine Praxis eröffnete. Die Zusammenarbeit sei gut gewesen. Die Besuche wurden in aller Regel telefonisch verlangt. Die Praxisassistentin hatte eine kleine Checkliste, anhand derer sie die Dringlichkeit besser abschätzen konnte. Internet bzw. E-Mails spielten noch keine Rolle. Die Besuche wurden nachmittags nach der Sprechstunde gemacht, bei grossem Zeitbedarf eventuell unterbrochen durch das Nachtessen. Anfangs sei es wegen fehlender Hausnummern und Strassenschilder mühsam gewesen. Dieser Mangel wurde etwa 1978 behoben. Hilfreich waren jeweils die Ortskarte sowie eine Luftaufnahme der Ortschaft. Bei unklaren Zielen bat er darum, dass jemand auf der Strasse oder einem bekannten Einweisungspunkt auf ihn wartete. Auch er benützte noch kein Handy oder Navigationsgerät. Die Ehefrau musste die Reihenfolge der Besuche kennen, um ihn bei Notfällen unterwegs erreichen zu können.

Persönliche Eindrücke

Ich selber praktizierte als Hausarzt von 1977 bis 2011. Trotz des unverhältnismässig hohen Zeitbedarfs gaben mir Hausbesuche wichtige Einblicke in das Leben meiner Patienten. Gerade in den ersten Jahren fragten mich immer wieder neue Patienten: «*Sie machen doch auch Hausbesuche?!*»
Ich besuchte die Patienten in ihren Wohnungen nach der nachmittäglichen Sprechstunde, bei dringenden Fällen auch morgens früh oder über Mittag. In Stosszeiten, zum Beispiel bei Grippeepidemien, konnten sich

Dr. med. Christoph Blum 1994 in seiner Praxis im Postgebäude beim Bahnhof Langenthal
Foto Dr. med. C. Affolter

bis spät in die Nacht ausdehnen. Dazwischen hatte ich kurz Zeit, um meinen Kindern zu Hause das Gutenachtlied zu singen. Anschliessend brauchte es doch einige Überwindung, nochmals in die Nacht hinaus zu starten. Diese Praxis konnte ich nur dank der Ehefrau durchhalten. Sie hielt mir stets den Rücken liebevoll und selbstverständlich frei. Die Zahl der Besuche verringerte sich mit den Jahren, besonders die Nachteinsätze wurden seltener. Immer mehr Patienten merkten, dass sie bei Tag und bei Nacht als Notfälle direkt das Spital aufsuchen konnten. Darüber war ich nicht unglücklich. In der Regel vereinbarte ich die Besuche telefonisch. Meine unentbehrliche und tüchtige Praxisassistentin stapelte die Krankengeschichten in der Reihenfolge der Besuche, und sie erstellte eine entsprechende Liste mit den Telefonnummern für die Ehefrau. So konnte sie mich stets unterwegs erreichen. Etwa ab 1990 erleichterte ein Pager die Suche. Mit seiner Hilfe konnte ich nach einem Signal zu Hause zurückfragen. Nach dieser Zwischenlösung brachte das Natel eine grosse Erleichterung. Nun war meine Ehefrau abends während meinen Besuchszeiten nicht mehr angebunden. Allerdings vermisste sie die wegfallenden Kontakte mit den Patienten und die Anteilnahme an ihren Schicksalen. Das Finden der Patienten war manchmal wegen der teilweise chaotischen

Links: Arztkoffer von Eduard Le Grand. Mitte und rechts: Die Arztkoffer von Christoph Blum
Foto Daniel Gaberell

Anordnung der Strassenschilder und Hausnummern zeitraubend und brachte mich bei einem echten Notfallbesuch zum Verzweifeln. Nach Interventionen bei der Stadt besserte es. Einmal fand ich nachts einen Patienten nur dadurch, dass ich ständig das Natel am Ohr hatte und mich vom Patienten leiten liess, bis ich schliesslich vor seinem Zimmer stand. In der Gemeinde machte ich die Besuche mit Vorliebe mit dem Velo. Das ging oft schneller als mit dem Auto. Zudem war die Suche einfacher. Einmal parkierte ich bei einem Besuch nach Mitternacht das Fahrrad vor der Wohnung des Patienten, leider ohne es abzuschliessen. Nach dem Besuch war es verschwunden. Mit dem Arztkoffer in der Hand marschierte ich durch die stille Mondnacht nach Hause. Es gab auch Patienten, die wechselten den Arzt, weil sie einen Doktor, der seine Besuche mit dem Velo macht, als unzuverlässig, ja als suspekt taxierten. Mit den Jahren empfand ich es zunehmend als eine Last, mitten in der Nacht aufstehen zu müssen. Ich versuchte, am Telefon Zeit zu gewinnen und den Besuch auf den Morgen zu schieben. Doch auch wenn das gelang, konnte ich darauf keinen Schlaf finden. Ich grübelte dem Fall nach und schliesslich ging ich doch. Für Besuche in Nachbardörfern war das Auto natürlich praktisch. Einmal, bei einer nächtlichen Rückkehr, stoppte mich vor dem Wohnhaus die Polizei. Der einsame Autofahrer schien ihr verdächtig, sie glaubte, er habe etwas auf dem Kerbholz. Erst nach dem Vorzeigen des Arztkofferinhalts liessen mich die Ordnungshüter als unverdächtig ziehen.
Ich habe die Praxis der Hausbesuche eigentlich ohne gross zu hinterfragen von meinem älteren Kollegen übernommen. Auch im Rückblick möchte ich sie nicht missen. Ich bedaure einzig, dass sie mir viel Zeit, die ich auch meiner Familie gegönnt hätte, geraubt haben.

Heute

Und heute? Der junge Arzt L. arbeitet seit 2011 in einer grossen Gruppenpraxis. Hausbesuche sind selten. Er schätzt, dass im Schnitt etwa ein Besuch alle zwei Wochen nötig sei. Er erwartet aber eine gewisse Zunahme, weil vermehrt Menschen daheim sterben möchten, unterstützt durch die Palliativspitex. Die Besuche erfolgen nachmittags nach der

Chronologie der Kommunikationsmöglichkeiten
Fotos zvg

Sprechstunde oder am Donnerstag. Er macht die Besuche mit Velo, Vespa oder Auto. Selbstverständlich benützt er das Navigationsgerät und ist mit dem Smartphone immer erreichbar.
Seit 2009 versorgen die Oberaargauer Hausärzte ausserhalb der Sprechstundenzeiten Erkrankte und Verletzte in der Notfallpraxis im Spital SRO. Daneben haben sie zusätzlich einen Hintergrunddienst für Besuche zu Hause angeboten. Da sich aber dieser Dienst als unbeliebt erweisen sollte, wurde er am 1. Januar 2016 an die Organisation «Mobile Ärzte» ausgelagert. Ein weiterer Schritt weg von Besuchen durch den Hausarzt.

Fazit

Von Gotthelf bis heute: Wir haben gesehen, wie die Hausbesuche des Arztes immer seltener verlangt und nötig geworden sind. Welches sind die Gründe? Bringt ein Hausbesuch dem Patienten beziehungsweise dem Arzt überhaupt einen Vorteil?

Die Sicht der Patienten: Der Hausbesuch durch den Hausarzt ist vor allem noch bei immobilen, bettlägerigen Kranken und ihren pflegenden Angehörigen willkommen. Allerdings steht heute fast in jedem Haushalt ein Auto zur Verfügung, und so kann jeder transportfähige Patient in die Hausarztpraxis gebracht werden. Falls der Hausarzt verhindert ist oder erst am Abend kommen kann, ist die Schwelle niedrig, den Notfallarzt im Spital aufzusuchen. Dort herrscht ein 24-Stunden Notfallservice. Die Ungeduld ist gewachsen. Während früher die Patienten warten konnten, bis der Hausarzt am Abend für die Visite Zeit fand, muss «jetzt sofort etwas gehen». Die Patienten erwarten, dass im Spital alle Apparate für den vollen Service zur Verfügung stehen.

Die Sicht des Hausarztes: Heutigen Praktikern ist wohl bewusster als älteren Kollegen, dass das Kosten-Nutzenverhältnis für Hausbesuche ungünstig ist. Sie wollen über mehr Freiraum verfügen und finden das «Haus mit dem Schnapsgeruch» oder den Blick ins Medikamentenschränkli auf die nicht eingenommenen oder gehorteten Medikamente nicht mehr so wichtig. Hinzu kommt, dass Haus oder Wohnung durch Umzüge und die

Veränderung von Familienverhältnissen häufig wechseln. Am Krankenbett in der Wohnung fehlt die Unterstützung durch ein Labor und diagnostische Apparate. Hier muss sich der Hausarzt auf die klinische Untersuchung und seine Erfahrung verlassen und oft eine einsame Entscheidung fällen. Bei einem unglücklichen Ausgang einer Krankheit aufgrund einer bestimmten ärztlichen Entscheidung ist mehr als in früheren Zeiten mit einer Klage des Patienten oder seiner Angehörigen zu rechnen. Deshalb wird auch als Selbstschutz heute nach einer Triage am Telefon eher entschieden, den Patienten mit möglichem Herzinfarkt oder Verdacht auf Nierenkolik direkt ins Spital einzuweisen, anstatt daheim einen Notfallbesuch zu machen.
Die Tradition der Hausbesuche schwindet. Das hat, wie wir festgestellt haben, viele und nachvollziehbare Gründe. Man mag dies, wie ich, bedauern. Aber es ist an den Patienten und den heutigen Hausärzten, zu entscheiden, ob für sie die persönliche Begegnung Arzt-Patient in vertrauten Räumen eine positive Auswirkung auf das Gesundwerden hat.

Dank

Der Autor dankt den drei Kollegen, die ihm Interviews gewährt haben, Dr. med. A. Wick, Konolfingen, für die Durchsicht und insbesondere Vera Le Grand für ihre wertvolle Hilfe und das Überlassen von Bildern aus dem Familienarchiv. Ein Dank gilt auch Peter Regenass vom Museum Enter in Solothurn – er war bei der Suche nach historischen Telefonapparaten behilflich.

Quellenangaben

- Gotthelf,Gesamtausgabe, Eugen Rentsch Verlag
- Jeremias Gotthelf, Ueli der Knecht, mit Holzschnitten von Emil Zbinden, Büchergilde Gutenberg, Zürich
- Jeremias Gotthelf, Anne Bäbi Jowäger, illustr. von A. Bachmann, Verlag von F. Zahn, La Chaux-de-Fonds
- Carl Müller, Jeremias Gotthelf und die Ärzte, Verlag Paul Haupt, Bern,1959
- Samuel Kislig, Gesund und krank bei Gotthelf: persönliche Mitteilung

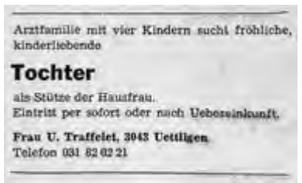
1968

Johann Aeschlimann

Im Nu sassen wir oben im Baum, plötzlich. Ein Maitag war es, warm, in der Luft lag eine Grenzenlosigkeit. Wen der Teufel zuerst gestüpft hat, kann ich nicht mehr sagen, ich vermute, es war das Lotty, das vorschlug, auf den Baum zu steigen, der sich an der Aarwangenstrasse in einem Garten anbot. Jedenfalls sassen wir im Geäst und freuten uns am Leben, bis auf einmal der Mann unten stand, sicher der Hausbesitzer, ein führender Langenthaler war es, man kannte ihn, der Name begann mit M, wenn die Erinnerung nicht trügt. Er war sichtlich aufgebracht. Fragte, was wir da oben machten, forderte uns auf, herunterzusteigen, «sofort», und bei jedem «sofort» schlug sein Teint stärker in ein ungesundes Rot. Wir blieben im Baum oben hocken, unerreichbar, er pöchelte unten weiter wie ein Rumpelstilz, als der Teufel ein zweites Mal stüpfte. Ich begann, den Anfang der Odyssee zu rezitieren, Urtext, Herr Beyeler hatte unlängst das Auswendiglernen nahegelegt, weil man nie wisse. Aus schierer Tollkühnheit kamen die Verse hoch, ἄνδρα μοι ἔννεπε, μοῦσα, πολύτροπον, ὃς μάλα πολλὰ ... Auf Herrn M. wirkten sie wie die Notbremse auf einen Schnellzug. Er äugte verstört nach oben, schüttelte den roten Kopf und trollte sich. Wir gingen dann kurzum auch weiter.
Das war mein Mai 68. Ein «acte gratuit» ohne Rücksicht auf Gepflogenheit, Eigentum, Vernunft oder Verluste.
Mai 1968 in Langenthal

1968 ist eine historische Überschrift. Wende und Aufbruch, Aufstand gegen das Establishment, wie man damals sagte, Studentenrevolte, Rock 'n Roll, «sexuelle Revolution», neue Mode, antiautoritäre Erziehungsmethoden, indische Religiositäten, Drogen – zum Fünfzigsten in diesem Jahr alles in die Einzelteile seziert von siebzigjährigen Veteranen, die sich an der Tastatur noch einmal die Haare wachsen lassen.
Zu 1968 ist alles gesagt, aber nicht alles erzählt. Nicht erzählt ist, wie der Schwung in den Städten die abseitigeren Gebiete ergriff, zum Beispiel eben Langenthal, das damals als Dorf firmierte, obwohl auf den Poststempeln «Metropole des Oberaargaus» stand. Darüber gibt es kaum geschriebene Zeugnisse, die Lektüre von Jahrgang 1968 des *Langenthaler Tagblatts* gibt wenig her. Man muss aus der Erinnerung schöpfen und jene fragen, die dabei gewesen sind. 1968 war ich 17 Jahre alt, Gymnasiast in Klasse IIa, Mitglied des Jugendparlaments und der Musikgesellschaft «Harmonie», Organist in der Schülerband «Lonely Potatoes», regelmässiger Gast bei der Studentenverbindung «Iuventa» und zum ersten Mal in versicherter Gegenseitigkeit verliebt. Das macht die Erinnerung. Nachgefragt habe ich im März und April bei allen ZeitzeugInnen, deren ich habhaft werden konnte: MitschülerInnen, Bekannte, Zufallsbegegnungen in den Gaststuben. Die meisten haben Antwort gegeben, einige nicht. Ihnen allen ein grosses Danke!

Das Ergebnis ist gewiss einseitig, weil subjektiv. Ausgeklammert bleibt zum einen die Welt der Arbeiterklasse, damals ein eigenes Universum aus Gewerkschaften, Vereinen und Sozialdemokratischer Partei, vom tonangebenden Bürgertum aus- und abgegrenzt. Wer nicht dazugehörte oder darin aufwuchs, wusste wenig von dieser Welt. Im *Tagblatt* ist davon nichts zu erfahren.
Ausgeklammert bleiben viele, die 1968 eine Rolle spielten, aber abgehauen sind und sich nicht mehr finden lassen. Das ist typisch. Bevor «1968» eine Revolte wurde, war es eine grosse Flucht. Die Hauptfiguren der Bewegung waren alle von anderswo: Rudi Dutschke aus dem brandenburgischen Luckenwalde agierte in Berlin, Daniel Cohn-Bendit aus Montauban in Paris, Tom Hayden aus Royal Oak an der University of Michigan.
Unser Tom Hayden hiess Rudolf Hofer, Klasse I B am Gymnasium, vulgo «Murx». Er las Sartre und Marx und den «Spiegel», und er brachte die Ideen der revoltierenden Studenten an die Weststrasse. «E gopfertecku längwilige Ort» nennt Hofer sein damaliges Langenthal. «Mein Wunsch war, so rasch wie möglich wegzukommen.» Er ging für immer. Ein anderer, der nicht mehr zurückkam, ist der Gewerkschafter Hans Ulrich Scheidegger, Jahrgang 1953. Er zog zum Studium nach Basel («Bern war zu nahe, Zürich zu gross, Basel ganz weit weg») und schlug dort politische Wurzeln.


Arztfamilie mit vier Kindern sucht fröhliche, kinderliebende

Tochter

als Stütze der Hausfrau.
Eintritt per sofort oder nach Uebereinkunft.

Frau U. Traffelet, 3043 Uettligen
Telefon 031 82 62 21

Inserat im *Langenthaler Tagblatt* am 19. Februar 1968.

Keine Frauen, kein Geld

Das erste Fazit der Feldforschung lautet: In dieser Geschichte gibt es keine Frauen. «1968 in Langenthal» war Männersache. Mit wenigen Ausnahmen (unsere Mitschülerin Gina Codoni war eine Mode-Ikone) fand sich in den Gesprächen mit ZeitzeugInnen keine einzige Frau, der eine eigenständige Rolle unter den Bewegten von damals zugeschrieben würde. In der Szene waren Frauen Anhängsel, in den Rudeln störten die festen Freundinnen. «Wir taten jeweils so, als ob wir nun heimgingen», erinnert sich ein Jahrgänger. «Dann verschwand der mit der Freundin, und fünf Minuten später hockten wir wieder beieinander im Schlag.» Das war beim Establishment nicht anders. In den Todesanzeigen hatten Frauen keine vollen Namen («Frau Marti-Lerch»), und die Stelleninserate suchten eine «Tochter» oder «junge nette Frau oder Fräulein für den Schallplatten-Verkauf». Paradoxerweise waren im öffentlichen Leben aber Langenthals Frauen die starken Persönlichkeiten. Lydia Eymann, Spross eines Bärenwirts, hängte ein ungebundenes Maul in alles, wonach ihr der Sinn stand. Marianne Zurlinden, früh verwitwete Mutter von vier Kindern, war Pfadfinderin, FHD-Veteranin, unermüdliche Leserbriefschreiberin, Kolumnistin, Gründerin des Frauenvereins und mehrerer Kulturinstitutionen. 1968, als der Kanton Bern und wenig später Langenthal das Frauenstimmrecht auf Gemeindeebene eingeführt hatten, wurde sie als eine der drei ersten Frauen in den Grossen Gemeinderat gewählt, neben den Sozialdemokratinnen Bertha Steinmann-Haltiner und Marie Schaffer-Murri. Später war Zurlinden die erste Präsidentin des Dorfparlaments.
Ein zweites Fazit: Wir hatten alle kein Geld. Nach Zürich oder Bern zu reisen, wo man näher an einer Szene war, lag für die meisten nicht drin. «Fürs Kaufen eigener LPs haben die Finanzen nicht ganz gereicht», berichtet Gina Codoni. «Vor allem, weil ich dauernd per Stopp nach Bern abhaute und dann mit dem Spätzug – Billett nur bis Burgdorf gelöst! – nach Hause kam.»

Ein drittes Fazit: «1968 in Langenthal» war nicht in erster Linie eine politische Angelegenheit und auch keine der Mehrheit. Die Proteste der Studenten, die «Krawalle» wie jener beim Zürcher Globus-Provisorium, wurden zur Kenntnis genommen, aber hauptsächlich ging es um Musik, Mode und ein Lebensgefühl. «Love, peace, happiness, beatlemania und Cannabis», bringt es Hugo Sommer, Jahrgang 1952 und einer der ersten Langhaarigen im Dorf, auf den Punkt.

Von links nach rechts:
Hugo Sommer, Ueli Furrer, Barbara Dubach und Reinhard Bieri. Aufgenommen im Juli 1972 in Nabeul, Tunesien.
Foto zvg Hugo Sommer

«Was mich an den ganzen Krawallen interessierte, waren nicht politische Hintergründe, sondern ein diffuses Anti-Establishment-Gefühl, die Forderung nach Freiheit von gesellschaftlichen Zwängen, das Brechen von altmodischen Regeln», schreibt Gina Codoni, später politische Journalistin bei der *Schweizerischen Depeschenagentur.* «Befreiung, Anderssein, Zugehörigkeit zu etwas, das sich gegen das Establishment richtete», sagt Erich Kovacs, damals ein Bewegter der ersten Stunde: «Es war eine Minderheit, die das gespürt hat.» Die Mehrheit tickte anders. Am jungen Gymnasium hatten die Schüler eine Studentenverbindung gegründet und wenig später einen «Sportverein Gymnasium Langenthal», dem sich quer durch die Reihen alles – alles Männliche – anschloss, vom späteren Bundesrat Johann Schneider-Ammann über den späteren Stadtpräsidenten Thomas Rufener bis zum späteren Basler Linksaussen Hansueli Scheidegger.

Sportverein Gymnasium Langenthal zurück vom Eidg. Turnfest 1972. Oberste Reihe, rechts neben Fahne Thomas Rufener (später Stadtpräsident); mittlere Reihe, links aussen: Hannes Schneider (später Bundesrat); unterste Reihe, zweiter von links: Hansueli Scheidegger (später Unia-Gewerkschaftsführer). Foto Privatarchiv

Das Tagblatt und die Alte Welt

Zu den Gespürigsten für das Neue und Ungewohnte gehörte das *Langenthaler Tagblatt*. Schon bevor der erste Langenthaler Pilzkopf in Sichtweite war, kommentierte es die Ereignisse in der Ferne, buchstäblich reaktionär und immer mit Häme. Der Globus-Krawall in Zürich hatte seine Ursache «darin, dass die Demonstranten Gewalt anwendeten und damit

Im *Langenthaler Tagblatt* nie zu sehen: Das Bild von der Siegerehrung des 200-Meter-Laufs an den Olympischen Spielen in Mexico City. Die US-Amerikaner Tommie Smith (Gold) und John Carlos (Bronze) protestieren während der Nationalhymne mit gesenktem Kopf und gestreckter, schwarz behandschuhter Faust gegen Rassendiskriminierung und für Menschenrechte. Das Internationale Olympische Komitee schloss sie von den Spielen aus. Links im Bild Silbermedaillengewinner Peter Norman aus Australien.
© Keystone/AP Photo

die Ordnungskräfte zwangen, mit Gewalt zu antworten». Beim Mordanschlag auf Rudi Dutschke im April 1968 hatte «das Opfer selbst diese Tat provoziert». Bedeutende historische Marksteine wurden kleingehalten oder verschwiegen. Der Mord am «Negerführer» Martin Luther King war eine Nachricht unter anderen, und die geballte Faust der amerikanischen 200-Meter-Olympiasieger Tommie Smith und John Carlos – eine photographische Ikone des 20. Jahrhunderts – bekamen die Leser des *Tagblatts* nie zu sehen.

Die Welt, die das *Tagblatt* verteidigte, war geordnet, kontrolliert, aufs Kleine bedacht und in Selbstbescheidung konditioniert. «Prächtiger Erfolg für unsere Nationalmannschaft» titelte es nach einem 0:0-Fussballländerspiel gegen Deutschland. Aber diese Welt war nicht rückwärtsgewandt und auch nicht kulturlos. Das Theater bot ein volles Programm, 13 Schauspiele, 6 Opern, 7 Operetten in der Saison 67/68, gelegentlich versehen mit ideologischen Leitplanken: «Wir möchten darauf hinweisen, dass das Stück für Schulpflichtige kaum geeignet ist», hiess es in einer Vorankündigung von Brechts «Herr Puntila und sein Knecht Matti». Schlechthin grossartig war das Kino. Im «Capitol» und im «Scala» wusste der Besitzer Louis Kurt dafür zu sorgen, dass die meisten grossen Filme der Saison zu sehen waren. Einmal pro Monat präsentierte der «Filmstudioabend» ein Meisterwerk mit Einführung auf Hochdeutsch.

Schon vor «1968» waren die sechziger Jahre ein Jahrzehnt des Aufbruchs. Der Nationalstrassenbau, der Gewässerschutz, der Ausbau des Spital- und Mittelschulwesens waren in vollem Gang. Die Wirtschaft brummte, die Schliessungen der Schuhfabrik Hug in Herzogenbuchsee oder der Tuchfabrik Lotzwil mit hunderten von Arbeitsplatzverlusten wurden weggesteckt. Langenthal beschloss 1968 den Bau des Schulhauses Elzmatte, im Gemeindewahlkampf jenes Jahres stritten die Parteien darum, wie der Infrastrukturrückstand am besten zu priorisieren und zu finanzieren sei (eine Steuererhöhung um einen Zehntelpunkt war an der Urne erst im zweiten Anlauf bewilligt worden). Die Ideologie, dass der Staat sich aus der Gestaltung der wirtschaftlichen Rahmenbedingungen herausnehmen und alles Weitere dem «freien Markt» überlassen sollte, war fremd.

Bank in Langenthal

Dividende pro 1967 auf 9%

Inserat im *Langenthaler Tagblatt* am 13. März 1968.

1968 kam die Porzellanfabrik Langenthal – grösster Arbeitgeber der Gemeinde – mit dem blauweissen «Opera» heraus und zahlte die Bank in Langenthal 9 Prozent Dividende. Der alte Bahnhof wurde abgerissen, die Unterführung Aarwangenstrasse gebaut, das katholische Kirchgemeindehaus eingeweiht, 67 tschechoslowakische Flüchtlinge willkommen geheissen und zwei Dorffeste gefeiert, eines im Mai zugunsten des Spitals, das andere im September für ein Altersheim. Der SCL spielte eine letzte Saison in der Nationalliga B, der FC begab sich mit der Trainerwahl des 28jährigen Norddeutschen Jürgen Wähling auf den Weg dorthin. Am 14. Juni machte die *Tour de Suisse* ihren ersten Etappenhalt in der Hasenmatte (*Tagblatt*: «überwältigende Publikumsmassen», «autogrammbesessene» Jugend), und am Wochenende darauf feierte die schlagende Studentenverbindung «Helvetia» ihr «Zentralfest», bei dem die Aktiven sich am Musterplatz die Erkennungsmarken ins Gesicht säbelten und nach dem Samstagabendball (mit zugeteilten Tanzpartnerinnen aus dem Gymnasium) am Sonntag im Löwensaal einer Festrede von Bundesrat Nello Celio lauschten. Sein Thema: «Die Jugend – ein Problem unserer Zeit.»

Eine aufdringliche, in die ganze Gesellschaft ragende Rolle spielte das Militär. Militärischer Vorunterricht, Rekrutenschule, Offiziersaspiration waren Fraglosigkeiten für jeden Buben, der Wiederholungskurs gehörte zur Folklore. Dienstverweigerung wurde sehr hart bestraft. Beifällig berichtete das *Tagblatt* über ein Urteil des Divisionsgerichts 4 gegen ein «Mitglied einer extremistischen Studentenorganisation», der im Wiederholungskurs das Gefechtsschiessen verweigert hatte. Der Auditor hatte drei Monate Gefängnis verlangt, der «Grossrichter» stockte um zwei auf, unbedingt. «Verweigert einer Dienstleistungen und Befehle, um das Funktionieren der Armee zu erschweren, und hetzt er zudem noch Kameraden auf, so gibt es keine Nachsicht», schrieb das Tagblatt. «Für solche Leute kommt nur eine exemplarische Bestrafung in Frage.» Um derartiger Wehrkraftzersetzung vorzubeugen, taten die Erzieher das Ihre. Unser Lehrer Konrad Beyeler liess eines samstagmorgens (die Schule hatte damals Sechstagebetrieb) den Griechischunterricht ausfallen, um uns das Abschlussdefilee des 16. Regiments an der Mittelstrasse vorzuführen, in erklärter Absicht, unsere Staatstreue zu festigen. Wie der Anblick von stumpfsinnig im Gleichschritt stampfenden Nagelschuhen dies bewerkstelligen sollte, blieb sein Geheimnis. Abgetragen hat es jedenfalls nichts.

Die Jugend hatte in dieser alten Welt ihren festen Platz. Wir trafen uns bei Jaime Romagosa in der Spanischen Weinhalle («Tschaimes»), dessen Sangria den billigsten Rausch im Dorf abgab. Oder auf der Terrasse des «Kreuz» – damals noch eine richtige Wirtschaft – wo Kellner René auch dem klammsten Teenager die Stange mit gallischer Grandezza kredenzte. Zentraler Treffpunkt war «der Alex», das Tea-Room Möhr vis-à-vis vom «oberen» Kino Scala. Dort spielte man Karten (das Spielglück definierte die finanziellen Parameter für das Wochenende), fütterte die Musikbox und flipperte im hinteren Raum am «Big-Chief», oft zum Verdruss des immer bleichen, etwas übermüdet scheinenden Konditors Järmann: «düet nid so ufe Chaschte chlopfe.» Fast jeder Befragte hat eine «Alex»-Story auf Lager. Mein Mitschüler Urs Zurlinden verrät einen Trick, für den wir damals viel gegeben hätten: «Der Zigarettenautomat war mechanisch, mit etwas Geschick konnte man innen einen Deckel heben, so dass das Päckli Gauloises kostenlos herausfiel.» Fahrlehrer Fred Heiniger, Stammgast und lokaler Rocker, erinnert sich, dass man im «Alex» am späteren Abend «zirka um 9 Uhr» die nicht verkaufte Patisserie gratis erhielt.

Für die Jugend gab es die Vereine, die Pfadfinder, das Kino und den Tanzkurs. In der 9. Klasse besuchte man die Tanzschule Müller im Hotel Bären (mit Abschlussball), um für die Waldfeste, Festhüttennächte und Wirtshaustänze gerüstet zu sein. Zu solchen Anlässen sei sein Jahrgang 1947 noch «im weissen Hemd und Konfschale» erschienen, sagt Fred Heiniger. Uns, nur vier Jahre jünger, wäre das nicht im Traum in den Sinn gekommen.

«Jugendarbeit» oder ein «Jugendhaus» existierten nicht. Was bestand, wurde von den Kirchen organisiert. «Unsere Jugendgruppe hiess Wiking», erinnert sich Hans-Jürg Käser, Jahrgang 1949, der spätere Regierungsrat. «Wir trafen uns einmal pro Monat im Kirchgemeindehaus, um zu diskutieren, Musik zu hören, etwas zusammen zu unternehmen.» Später, zwischen 1973 und 1975, wirkte der Oschwander Lehrer Lehmann, als Autor Lukas Hartmann ein Grosser der deutschsprachigen Literatur, in Bleienbach als Jugendberater des Kirchgemeindeverbands Oberaargau.

Inserat im *Langenthaler Tagblatt* am 22. Mai1968.

Hartmann will über diese Periode nicht reden, aber er schreibt: «Über diese Zeit habe ich in der damaligen *Weltwoche* einige Berichte veröffentlicht, von denen dann zwei als mein erstes kleines Buch bei *Zytglogge* erschienen, unter dem Titel ‹Madeleine, Martha und Pia, Protokolle vom Rand ›.»
Die katholische Minderheit im Dorf hatte ihre eigenen Pfadfinder, die «Jungwacht», und sie hatte vor allem den Vikar Peter Rüegger. Der rührige Kirchenmann hatte ein offenes Ohr für die Jugend. «Die katholische Kirche war auf der Seite der Jungen», sagt der damalige Messdiener Erich Kovacs. «An der Mitternachtsmesse zu Weihnachten durfte ich von der Kanzel reden. Mein erstes Wort war ‹peace›. Dann sagte ich: ‹das isch änglisch u heisst Fride›.»

Solche Kanzelbotschaften machten Angst. Die Jugend war «ein Problem unserer Zeit». «Helvetia»-Festredner Celio zeigte sich fassungslos ob dem Studentenprotest, der «mit einem Schlag alle Grundsätze und Methoden in Frage stellte, die man im allgemeinen für anerkannt hielt», und dankbar nahm er die gemeinhin auf Armeslänge gehaltene Arbeiterschaft in Beschlag, welche die Rebellion nicht zu erfassen vermochte: «Der Arbeiter, der sein Brot verdient, hat keinen Anlass, einer Schicht von Privilegierten beizustehen.» Im Tagblatt suchten anonyme Autoren nach Ursachen, meist ins «Geistige» und «Seelische» abschwurbelnd. Ein Leitartikel zum Jahresanfang beklagte die Absenz eines «gültigen Leitbilds, welches das Leben lebenswert macht», was zur «seelischen Aushungerung» führe, wofür «die Gammler und Hippies in der Bundesrepublik Deutschland» als «erste Symptome» zu verstehen seien. Der Schriftsteller Eugen Wyler jammerte im 1. August-Artikel über eine «Gesellschaft, in der sich das Leben zwischen Maschinen, Paragraphen und hunderten geistigen Fussgängerstreifen abspielt», womit «das elementare Bedürfnis nach Einbettung» unbefriedigt bleibe.

Inserat im *Langenthaler Tagblatt* am 18. Oktober 1968.

Befreiung und ihre Formen

Die gemeinte Jugend litt aber nicht an «seelischer Aushungerung», und sie wurde auch nicht von einem «Bedarf nach Einbettung» geplagt. Wir wollten Freiheit – Befreiung vom Zwang und die Möglichkeit etwas anderes, Unerwartetes zu unternehmen. Wie Lotty und ich auf dem Baum von Herrn M. an der Aarwangenstrasse.

Wie sich das äussern sollte, war den wenigsten bewusst. Bei einem der seltenen Ausflüge nach Bern oder sogar nach Zürich liess sich das «kleine rote Schülerbuch» beschaffen oder die legendäre «Mao-Bibel», in der chinesischen Botschaft am Kalcheggweg von einem beflissenen Unterling zwischen Tür und Angel in die Hand gedrückt. Einige von uns hatten es beschafft – aber was wir damit anfangen sollten, wurde aus der rasch beiseite gelegten Lektüre nicht klar.
Am deutlichsten liess die Wende sich an der Haltung zum Militär ablesen. «Die Hälfte meiner Sek-Klasse wurde Offizier», erinnert sich mein Freund Bruno Bögli damals 22jährig und bereits aus der RS. «Dann kippte es.» Er selber sei zunächst Feuer und Flamme für eine Offizierslaufbahn gewesen, sagt Bruno, aber bereits in den ersten Tagen Rekrutenschule habe ihn ein Oberer so zusammengestaucht, dass er für immer genug hatte. Die Abneigung gegen das Militär hatte viel mit Abscheu gegen den Vietnam-Krieg, dem Anlass der Studentenproteste in aller Welt, zu tun. «Uns einigte die Haltung gegen den Krieg, insbesondere gegen Vietnam, aber sofort nach dem Einmarsch in die Tschechoslowakei auch gegen die Russen» sagt Hugo Sommer. «Fuck the system, fight the army». An der Aushebung eröffnete Sommer dem verhassten Kreiskommandanten Grütter, er sei «Pazifist», was diesen zu einem Wutausbruch verleitete: «Auch für euch hat das Militär eine Lösung.» Sommer wurde HD.

Was in Langenthal an Vietnam-Protest zustande kam, war klein geschrieben. «Einmal fuhren Jürg und ich und ein Gymeler aus einer oberen Klasse nach Bern und zündeten vor der amerikanischen Botschaft drei Kerzen an», erzählt Gina Codoni. Jürg Hafen aus Herzogenbuchsee, ebenfalls in unserer Klasse, war der Avantgardist. Er trug geblümte Hemden wie der französische Popstar Antoine, ging an die Konzerte der Rolling Stones

und der Jimi Hendrix Experience in Zürich, und er trug das Symbol der Atomwaffengegner aus den Ostermärschen um den Hals. Damit legte er eine Mathematikstunde lahm. Rektor Kaufmann, ein hoher Offizier, befahl Hafen, sein Kreuz in die Tasche zu stecken und traktierte die Klasse mit einem weitläufigen Vortrag über den Sinn einer nuklearen Bewaffnung der Eidgenossenschaft. Hafen wurde aus dem Gymnasium weggeekelt und machte seine Matura in Burgdorf, wo sie mit einem Skandal um das schwule Buch «Gilgamesch» einen grösseren Fisch an der Angel hatten. Später wurde er ein gefragter Mode- und Szenephotograph in Bern.

Sichtbarstes Zeichen der Veränderung war die Mode. Mann liess sich die Haare wachsen, zuerst zaghaft über die Ohren, Paul-McCartney-mässig, dann als «Zopf» weit über die Schultern hinunter. Wer in Langenthal als erster richtig lang trug, ist unter den Gewährsleuten umstritten. Hugo Sommer gehört dazu, auch sein Bruder «Digge», Sam Zimmerli aus Lotzwil, Ueli Furrer, Aldo Dell'Uomini, René Keusen, René Marti. Mädchen trugen seit «Dr. Schiwago» den «Maxi-Mantel», der in krasser Ausprägung das Radfahren verunmöglichte und so den Schulweg verlängerte. «Darunter trug man eher Mini», sagt Gina Codoni. «Und Stiefel und Lederschmuck. Ich bin manchmal in Grossmutters Mottenkiste fündig geworden und habe einen alten Rock, ein Gilet oder ein Jäckchen adaptiert. Es war nicht immer vorteilhaft, aber sehr kreativ.» Es kamen die Schlaghosen mit den ganz weiten Hosenbeinen, oft mit selbstgeschneiderten Einnähern veredelt. Die ersten in Langenthal hatte «Schnadi» Schneider, Jahrgang 1952: «Lee, geschenkt von Onkel Beni, der im Ausland arbeitete und sie als Geschenk heimbrachte.» Schnadi weist auch auf die College-T-Shirts aus den USA hin – «die mit den grossen Buchstaben» –, und Guido Bardelli, Jahrgang 1950, damals ambitionierter Rocksänger und heute erfolgreicher Unternehmer, spricht von «Hemden mit langen Kragen». Den Vogel schoss der Coiffeurlehrling Heinz Fehlmann ab. Er trug als einziger in Langenthal einen «Sgt. Pepper Kittel», dem Plattencover der Beatles nachempfunden. «Ich hatte damals in der Brockenstube eine alte Offiziersuniform mit Stehkragen für ganz wenig Geld erworben», schreibt Heinz. «Die Jacke habe ich dann teuer (ca. 3x so teuer wie der Anschaffungspreis) in drei Versuchen in ein Lila umfärben lassen.» Er werde noch heute darauf angesprochen. «Leider, leider gibt es keine Foto.»

Auch an der Haar- und Kleiderfront leistete das Establishment Widerstand. «Mit dene Hoor chömit der nid düre», habe ihn Herr Schwalm, der Rektor der Kaufmännischen Berufsschule, vor der Lehrabschlussprüfung gewarnt, erzählt Erich Kovacs. Er trimmte ein wenig, bestand die Prüfung, und liess es wieder wachsen. Am Gymnasium wurden Schüler unter Druck gesetzt, den Haarschnitt demjenigen der Lehrer anzupassen. Unser Mitschüler Manfred Rodel erboste den Rektor mit einem hellblauen Pullover und einer dunkelvioletten Hose («an der Carnaby Street in London erstanden»). Manfred schreibt: «Meine Eltern wurden benachrichtigt, ich musste vortraben, und der Rektor teilte mir mit, dass ich in Zukunft nicht mehr mit diesem ‹Weiberpulli› und dieser ‹Fasnachtshose› in der Schule erscheinen dürfe.» Die Klasse protestierte auf elegante Art: Am «Tag der gymnasialen Haltung» erschien sie in corpore in den Konfirmationskleidern, die Buben im Anzug, die Mädchen im kleinen Schwarzen.

Protest in Konfirmationskleidern. Hinterste Reihe, rechts, Manfred Rodel, der Stein des Anstosses. Foto zvg

Sex …

Zu den nachhaltigsten Impulsen von «1968» gehört der freizügigere Umgang mit dem Geschlechtlichen. Das hatte nicht zuletzt pharmazeutische Gründe. Seit 1961 war in der Schweiz die Antibaby-Pille erhältlich, die von Ärzten unter dem Namen «Anovlar» als Medikament gegen Menstruationsbeschwerden verschrieben wurde, im Wissen um die schwangerschaftsverhütende «Nebenwirkung». Die Pille war im Wortsinn eine Revolution. Sie kehrte das Verantwortungsverhältnis um. Bis dahin war es der Mann, der eine ungewollte Schwangerschaft zu vermeiden hatte – vor allem durch die Verwendung von Gummikondomen («Pariser»), die man(n) geschämig in der Apotheke oder beim Coiffeur Nyfeler und anderen Herrensalons erstand. Nun lag die Last auf der Frau. Sie konnte die Verhütungsnot beheben, indem sie Medikamente schluckte. Wie, wann und unter welchen Umständen die «Pille» nach Langenthal gelangte, ist nicht präzise auszumachen. «Die Pille wurde mangels anderer Verfügbarkeit über ältere Geschwister oder Bekannte besorgt, heute medizinisch eher bedenklich und unverantwortlich», schreibt «Fasnachtshosen»-Manfred Rodel, heute Arzt. «Ich nehme an, dass das über Rezept in der Apotheke geschah.» Aber Apotheker Christian Lanz hat die Rezeptbücher seines Geschäfts für das Jahr 1967 konsultiert und keine entsprechenden Einträge gefunden. Der Gynäkologe Hanspeter Vogt sagt, dass die Präparate «für verheiratete Frauen mit Kindern» beim Arzt abgegeben worden seien, aber «eigentlich nie auf Rezept beim Apotheker».
Hanspeter Vogt, ein an der Medizingeschichte der Region interessierter Arzt, hat Patientinnen der in Frage kommenden Jahrgänge befragt und schreibt, die meisten hätten erst in den siebziger Jahren mit der Pille begonnen: «Die meisten Befragten geben an, dass sie wohl von der Pille wussten, aber 1968 als Ledige nicht danach zu fragen getrauten. Überhaupt sei die Pille nur für Reiche erschwinglich gewesen.» Eine Frau habe ihm erzählt, dass sie die Pille 1968 von ihrem Hausarzt bekommen habe, weil sie aus medizinischen Gründen nicht mehr schwanger werden sollte. «Eine andere Frau erzählte mir, dass sie die Pille nicht erhalten habe und schliesslich ‹heiraten musste›, als sie schwanger wurde.» Hanspeter Vogt: «Nicht selten ist es zu unerwünschten Schwangerschaften gekommen. Es wurde auch abgetrieben. Dafür ging man nach Genf.»

An der Universität Bern verfügte die Studentenschaft über eine Adressliste von Ärzten, die die Pille verschrieben. «Für die Pille hatte ich meine Bern-Connections und bin bei einem verständigen Dr. X gelandet, ohne jemandem davon zu erzählen», schreibt eine Bekannte. «Wie ich sehr viel später von meiner Mutter erfahren habe, war es genau dieser Dr. X, der mir seinerzeit auf die Welt geholfen hat.» Aber Bern war weit weg. Wenn eine ledige junge Frau das Präparat wollte, musste sie – oder ihre Eltern – einen Arzt kennen. Eine Arzttochter schreibt: «Ich war bei meinem Vater an der Quelle und habe die Pille ohne grosse Diskussionen erhalten.»
Das «Establishment» wehrte sich gegen die «Sexuelle Revolution» mit den Mitteln, die es kannte: Strafen, Schlagen und Schweigen. Die Austauschschülerin Sue aus den USA, etwas erfahrener als die meisten, provozierte Warntelefonate und Ausgehverbote bei ahnungslosen Eltern. Als ein sehr junges Paar auf dem Schulhof beim näheren Kennenlernen erwischt wurde, erhielt der Junge von einem Lehrer eine Ohrfeige. Das offene Wort war verpönt. Über den populären Aufklärungsfilm «Wunder der Liebe» von Oswalt Kolle rümpfte das *Tagblatt* die Nase. In der Schule fand «Aufklärung» in der 9. Klasse statt, im Singsaal der Sekundarschule, wo eine Dame aus Bern spitzfingrig über das Biologische dozierte und anschliessend zu Fragen einlud. Unser Mitschüler Jürg aus dem Allmen wollte wissen, ob es da nicht so etwas wie einen Gummiüberzug gebe, der den Fluss der Dinge unterbinde? Die Dame aus Bern antwortete des Langen, Breiten und Verwedelnden – Schulkollege Max erinnert sich an Ausführungen über die Beschaffenheit des menschlichen Samens unter dem Mikroskop, ich selbst an eine Empfehlung, viel Sport zu treiben. Rektor Bützberger – ein autoritärer Oberst, der in seinem Büro fehlbare Schüler («Rumpfbeugen») mit dem Rohrstock züchtigte – klemmte das *Q and A* umgehend ab.
Und nur der Vollständigkeit halber sei es erwähnt: Homosexualität gab es damals nicht – weder in der Aufklärungsstunde, noch in den Filmen und auch nicht in den Gesprächen unter uns Jungen. Nicht, dass sie nicht existiert hätte. Aber sie wurde «tatsächlich totgeschwiegen», bestätigt ein Jahrgänger, der es weiss.

... Drugs ...

Drogen? Man kannte vor allem Haschisch, «roter Libanon», «grüner Marokkaner», «schwarzer Afghani», die als «Chnübi» erworben und konsumiert wurden. Auch in Langenthal. «Aber in Langenthal hat man das nicht erhalten», sagt Erich Kovacs. «Da musste man nach Olten gehen, in den Hammer. Oder nach Zürich ins Black.» Kovacs und Hugo Sommer («mein erster Joint war 1969») gehörten zu denjenigen, die diese Sachen schon damals rauchten, «vereinzelt, zum Musikhören» und zur «Bewusstseins-Erweiterung». Der grosse Rest lernte die verbotenen Substanzen vom Hörensagen kennen und begnügte sich mit der akzeptierten Jugenddroge Alkohol. Freund Bruno Bögli, Jahrgang 1946, machte seine erste Bekanntschaft mit Cannabis in der Rekrutenschule: «Wir hatten einen aus dem Aargau, der immer schlapp machte und niemand wusste, wieso.» Der Kamerad habe ihm dann gebeichtet, was er regelmässig zu sich nehme, und herausgefunden habe es niemand.
Eine besondere Rolle spielten die Laborantenlehrlinge, die bei den Chemischen in Basel stifteten und Wissen und Können nach Langenthal brachten. Was sie produzierten, ist Legende – je nach Quelle LSD oder Speed. Tatsache ist, dass ihr Drogenlabor ausgehoben und sie bestraft wurden.

... and Rock 'n Roll

Zuoberst und zuerst kam die Musik. Sie ist das erste, was die ZeitgenossInnen erwähnen, wenn die Rede auf 1968 kommt, querbeet durch alle Unterschiede. Der Rock 'n Roll der weissen Angelsachsen, abgekupfert vom schwarzen Amerika, definiert die Generation.

1968 spielten Led Zeppelin ihr erstes Konzert und Cream ihr letztes. Die Rolling Stones kamen mit Beggars Banquet heraus, die Beatles mit dem White Album und Cliff Richard («Congratulations») gewann den Grand Prix Eurovision. Die grossen Bands begannen damals in der Schweiz aufzutreten, die Stones und Jimi Hendrix in Zürich, die Bee Gees in Bern, wenig später auch in der Region. «Sobald ich aus der Schule kam, ging ich an Konzerte», sagt Markus Bösiger, Jahrgang 1954, heute Unternehmer

und ehemaliger Gemeindepolitiker. «John Mayall oder Emerson, Lake and Palmer in Zofingen.» Das erste Rockkonzert in Langenthal fand 1969 statt, als Erich Kovacs – bis heute Konzertveranstalter – die «Gents» aus Zürich in das katholische Kirchgemeindehaus holte: «Es kamen 500 Leute.»

Den meisten von uns reichte das Sackgeld nicht, um nach Zürich zu reisen und ein Konzert zu besuchen. Wir holten die Musik aus dem Radio. «Unter dem Vorwand, Latein-Vokabeln zu lernen, hatte ich mir von meinen Eltern ein Sony-Tonbandgerät ertrotzt, und wenn abends ein Konzert-Mitschnitt kam, stellte ich das Mikrophon vors Radio und nahm auf», reminisziert mein Mitschüler Peter Willener, heute Pfarrer im Berner Oberland. Massgebende Sendung war «Salut les Copains» von Europe I auf Langwelle. Dort lief auch die Pariser yé-yé-Welle, weshalb unsere Musik 1968 noch einen französischen Einschlag hatte.

Schläge und Beats

Musik hören, wirklich hören, die Nadel auf die Langspielplatte setzen und 22 Minuten zuhören, war damals eine Hauptbeschäftigung. «Zusammenhocken, diskutieren und die Welt verändern, aber vor allem zusammen Musik hören war wichtig», sagt Erich Kovacs. Dafür war der «Alex» nicht geeignet, man brauchte einen «Schlag». Ein Schlag war eine sturmfreie Wohnung, wo man ungestört zusammensein konnte. Den ersten hatten die Lehrlinge Erich Kovacs und Bänz Schär, Freunde aus der Kinderzeit mit drei, vier weiteren Freunden im oberen Stock der Firma Ruckstuhl («vom Balkon aus konnte man herrlich in die Langete pissen»), danach am Greppenweg. Sie fanden bald Nachahmer, zum Beispiel den etwas jüngeren Markus Bösiger, der als Lehrling mit vier Kollegen eine leere Wohnung im Gärtnerhaus einer alten Villa an der Jurastrasse mieten konnte – für 10 Franken pro Monat. «Im Schlag hörten wir Musik, debattierten über antiautoritäre Erziehung, erzählten uns von unseren Reisen», sagt Markus. Auch Thomas Rufener hatte einen Schlag, in einem Bauernhaus in Busswil. «Und meine Schwester verkehrte im *Cosmos*, einem Schlag an der Ecke Melchnaustrasse/Allmengasse», erzählt Rufener. «Die treffen sich noch heute.»

Mit der Musik kam der Tanz. Den hatte es immer gegeben, in Wirtshaussälen und Festhütten. Dort gab das Orchester «Rialto» mit den Gebrüdern Sägesser und dem legendären Willi Hofer («Ringgi Solo») den Ton an. «Wo sie spielten, ging man hin», sagt Fred Heiniger. Aber «es war halt auch die Zeit des grossen Umbruchs. Man schaute nach Zürich und Bern, was so lief und wollte natürlich auch dabei sein».

Deshalb Disco. Die erste gab es im «Turm» im ersten Stock, in den Jahren 1967 und 1968, am Mittwochabend bis kurz nach zehn. Gespielt wurde Soul, Rock 'n Roll und «Beat», dazwischen auch «Hudigäggeler», sagt Fred Heiniger: «Nicht zur Freude des Volkes.» Der grosse Renner sei «Monja» von Roland W. gewesen, Fred weiss genau, warum: «Da konnte man geschlossen tanzen und knutschen.» Er ist nicht der einzige, dem diese Erinnerung festsitzt. Urs Zurlinden spricht vom «Sexualschlepper», Manfred Rodel von «subtilen Kennenlern-Ritualen».

Weitere Tanzgelegenheiten schufen die Kirchen. Peter Willener erinnert sich, dass Pfarrer Michael Dähler in den Räumen der Kirchgemeinde Melchnau eine Disco eingerichtet habe. Die Katholiken hatten im Keller ihres neuen Kirchgemeindehauses den «Club 69». Dort organisierte die Jungwacht Schülerdiscos. Als DJs legten René Keusen und René Marti auf, der eine heute Wirt in der Brauerei, der andere eine lokale Fasnachts- und Musiklegende.

Und dann gab es das «Kreuz». Im Sous-Sol öffnete die Bar, Freitag und Samstag bis 2 Uhr. Zum ersten Mal hatte Langenthal ein Nachtleben. Am Donnerstagabend und am Sonntagnachmittag gab es Disco für die Jungen, für 5 Franken Eintritt, eine Konsumation inklusive. DJ war Heiri Hofer aus Wynau, als Rock-Sänger der «Winners» der Langenthaler Mick Jagger. «Meine Gage war 20 Franken pro Nacht, und die Platten musste ich selber kaufen», sagt Hofer. Eine grosse Hilfe war Max Leuenberger, der spätere Wirt in der «Traube» und in der «Spanischen Weinhalle». Er nahm damals am Donnerstagabend Kunstzeichnen-Unterricht in Bern, «und auf dem Hinweg reichte die Zeit gerade, um bei Musik Bestgen die neuesten 45-er-Singles einzukaufen, die ich auf dem Rückweg zu Hofer brachte». Das «Kreuz»-Dancing war so aktuell wie die Stadt.

Musik hören war eines, selber spielen das andere. Die «Beat-Bands» sprossen wie die Pilze aus dem warmen Boden. Ein erster grosser Name waren die «Vampires». Sie imitierten die Stones und die Beatles. «Es war völlig neu, dass es eine Band gab, die nur zwei Gitarren, Bass und Schlagzeug hatte», sagt Fred Heiniger, wenig später als Lead-Sänger der «Sapphires» Langenthals Rock-Gott. Die «Sapphires» hatten eine Hammond B-3 und spielten Covers der Bee Gees (ein Burgdorfer Konzertkritiker hatte sie «Swiss BeeGees» genannt) und der Small Faces («All or Nothing»). Die «Winners» aus Murgenthal waren auf Rolling-Stones-Covers spezialisiert, ihr Höhepunkt war ein Gig mit dem damals in der ganzen Deutschschweiz bekannten Priester-Barden Kaplan Flury (Sänger Heiri Hofer: «weil die Begleitband ausfiel»). Guido Bardelli sang bei den «Devils» und den «Travelins» («wir konnten zum Manor-Jubiläum im Bärensaal spielen und wurden ausgepfiffen, da diese Art von Musik fremd war und nicht verstanden wurde»), René Keusen trommelte bei den «Freedom», die in der Burri-Grube übten.

Die Besten schafften den *Crossover* auf die Tanzböden, wo Geld zu verdienen war. «Ich durfte jeweils mit dem Orchester Rialto ein paar Nummern singen», sagt Fred Heiniger. «Die Texte konnte ich nicht alle, also habe ich improvisiert, es musste ‹Englisch› tönen, und fast niemand hat es gemerkt, da alle mit Knutschen beschäftigt waren.»

«The Devils» mit Beat Niklaus, Heinz Sidler, Guido Bardelli (von links nach rechts).
Foto Archiv Guido Bardelli

Die «Sapphires», von links nach rechts: Markus «Lukas» Moser, Andreas «Röschti» Weber, Hanspeter «Josua» Lanz (oben), Hansruedi Blaser (unten), Fred Heiniger. Foto Archiv Fred Heiniger

Es hat in Langenthals «1968» nie eine Vietnam-Demonstration gegeben, nie einen Schülerstreik, weder ein Sit-In noch ein Teach-In.
Der politische Jugendprotest fand auf der anderen Seite statt. Der populäre Turnlehrer Ernstpeter Huber kandidierte damals auf der freisinnigen Liste für den Grossen Rat, und die Jungfreisinnigen funktionierten den 1.-Mai-Umzug der Gewerkschaften zur Wahlpropaganda um. Bei der Unterführung an der Aarwangenstrasse schlossen sie sich mit Huber-Transparenten an und marschierten mit. «Ich war der Fahnenträger», sagt Urs Zurlinden, heute Präsident des Stadtrates (FDP). Edwin Bucheli, der sozialdemokratische Platzhirsch, habe ihn vom Wuhrplatz abzuhalten versucht, aber er habe auf die Versammlungsfreiheit gepocht, sagt Zurlinden. «Das ist für mich 1968.»
Die grossen politischen Streitfragen des Jahres waren der «Kunststreit» um den Schmuck der neuen Mittelschulanlage und das Auftreten des Landesrings der Unabhängigen in den Gemeindewahlen. Eine Kulturkommission des Kantons hatte für den Schmuck des Seminars zwei stilisierte, eng nebeneinander liegende Figuren von Franz Gertsch und für das Gymnasium eine Tapisserie von Lily Keller sowie eine Eisenskulptur von Robert Müller ausgelesen. Das lokale Establishment lief Sturm, auch unterstützt von Lehrer- und Schülerschaft. Den *Tagblatt*-Redaktor Ochsenbein erregten namentlich Gertschs Liebende, welche die Erziehung «zur Disziplin, zur Verantwortung und zwar nicht zuletzt auf dem Gebiete der Erotik» unterliefen. Der Kunstsinn der Langenthaler obsiegte, die Werke wurden nicht angebracht. Viele Jahre später holte die Mittelschule Müllers Plastik auf den Pausenplatz, als sie in Zürich bei Bauarbeiten im Wege stand.

Das andere grosse Dorfpolitikum war der Landesring der Unabhängigen. In Langenthal hatte der Gymnasiast Rudolf Hofer, unser Rudi Dutschke, 1967 eine Sektion der Migros-Partei gegründet, die in jenen Jahren einen fortschrittlich-sozial-liberalen Kurs pflegte. «Die Bürgerlichen flippten aus», erinnert sich Hofer. Sein Onkel, der Polizeiinspektor Otto Hess, sei bedrängt worden, «um den jungen Mann einem anderen Tätigkeitsfeld zuzuführen, aber er hat es gar nicht erst versucht». Das freisinnige *Tag-*

blatt, bereits durch einen Aufruf an die katholische Wählerschaft zugunsten der bei der Bürgerpartei (heute SVP) politisierenden katholischen Kandidaten alarmiert («Kulturkampf»), betrieb eine schamlos parteiische Berichterstattung, aber am Wahltag im Dezember nahm der Landesring gleich mit drei Mann (keine Frau) Einsitz im Grossen Gemeinderat.

Wir – damals noch nicht stimmberechtigt – politisierten im Jugendparlament. Dort standen sich der linke Landesring um Rudolf Hofer mit einer Reihe von Gymnasiasten und eine Rechtsaussen-Fraktion um die Oltener Gymnasiasten Urs Schmid und Hans-Jürg Käser gegenüber. Sie führten das Wort. Die bürgerliche Mitte, repräsentiert durch einige Honoratiorensprosse, und die traditionelle Linke, die meisten Lehrlinge, spielten keine grosse Rolle. In den Sitzungen im alten Gewerbeschulhaus fetzte man sich über alles Denkbare, danach ging es im Bierhaus weiter, wo namentlich Schmid ziemlich regelmässig auf die grossen Tugenden der SS in Hitlerdeutschland zu sprechen kam und für den Umgang mit allem, was links und 68-bewegt war, die ganz harte Linie propagierte: «Keine Freiheit für die Feinde der Freiheit.» Zumindest die Sitzungen des «JP» wurden scharf beobachtet. Meine leider verschollene Staatsschutz-Fiche vermerkt mit Akribie, dass ich einen Vorstoss auf «Abschaffung der Armee» eingebracht hatte. Die Substanz wird im Eintrag nicht gewürdigt, sie schien fraglos suspekt, aber umso mehr Gewicht legte der Zuträger der Inlandspionage auf Herkunft, Beruf und politische Haltung meines Vaters, die alle im grünen Bereich lagen. Wer der Spitzel war, und ob die Staatssicherheit auch die Bierhausparolen der Rechten ins Visier nahm, wird – «Datenschutz» – nie zu eruieren sein.
Beide Seiten unternahmen Ausflüge in die richtige Politik. Wir vom Landesring nahmen den Kampf gegen die Stiftung Schloss Thunstetten auf, die – in Umkehrung der Kunststreit-Fronten – von den Bürgerlichen gewollt und von uns mit den Argumenten bekämpft wurde, wie sie heute von rechts gegen staatliches Engagement in der Kultur vorgetragen werden: Zu teuer, nur für die Oberen, zu weit weg vom gemeinen Volk. Wir gewannen – die Abstimmung vom Mai 1970 ergab ein klares Nein gegen den Einsatz von Steuergeldern für die Stiftung. Die Rechtsextremen exponierten sich im gleichen Jahr für die Schwarzenbach-Initiative gegen die «Überfremdung». An einer stark besuchten Veranstaltung mit James Schwarzenbach waren Schmid und Käser die einzigen, die zugunsten des Zürchers das Wort zu ergreifen wagten. Sie verloren, aber hinter ihnen stand eine schweigende Masse, die in der Volksabstimmung 46 Prozent der Stimmen ausmachte.

Die Politik, die die 68er meinten, wurde auch in der Schule ausgetragen. Durch alle Poren sickerte der Widerstand gegen den autoritären Schulbetrieb, die strikte Ordnung und die Kleidermandate, die im militäraffinen Gymnasiumsrektor Kaufmann verkörpert waren. Dieser setzte sich gleichermassen engagiert für das Bestehende ein, mit ähnlich klarer Kante. Ich erinnere mich an ein «Gymerfest», als es gegen den Schriftsteller Friedrich Dürrenmatt ging, der vor den Militärgerichten Dienstverweigerer verteidigte. Kaufmann scharte eine Gruppe von Quartanern um sich, mit denen er «Dr Dürrematt isch e Löu, dr Dürrematt isch e Löu» in die Runde brüllte.

Was geblieben ist

«1968» kam in Langenthal erst nach 1968. Es ging langsamer als in den Städten. «Diejenigen, die das 68er Zeug in Langenthal machten, waren die Generation danach, die Leute, die damals noch in die Schule gingen», sagt Markus Bösiger. Er erzählt, wie er 1969 als Schulbub mit seiner grossen Schwester ins Kino durfte und unseren Mitschüler Jürg Hafen bestaunte, «mit langen Haaren, barfuss, ein grosses Pöstlerportemonnaie um den Hals». Und wie er im «Alex» den späteren Zigarrenhändler Christian Egger über die Gründe für den Widerstand gegen das Atomkraftwerk Graben referieren hörte. Das habe bleibenden Eindruck hinterlassen. «Ich habe die 68er Zeit nicht sehr bewusst erlebt», sagt Bösigers Jahrgänger Thomas Rufener. «Viel mehr die Vorgänge um das AKW Graben.» Als Sekretär des Oberaargauischen Bauernvereins habe er Briefe gegen das Vorhaben nach Bern geschickt. «Ohne die 1968er wäre das Thema nicht am Kochen und die mächtige BKW nicht auf Trab gehalten worden», sagt Christian Röthlisberger, Mitorganisator des Grabenfestes von 1975.
Erst ein, zwei Jahre später erreichte der linke 68er Diskurs die Langenthaler Dorfpolitik in Gestalt des jungen Lehrers Rolf Maurer aus Bern.

Maurer, auch in der Musikszene aktiv, engagierte sich in der Sozialdemokratischen Partei, wo er rasch zum Gegenspieler des mächtigen Traditionalisten Edwin Bucheli wurde. Dieser betrieb als Chef von Coop im Verein mit bürgerlichen Schwertbrüdern eine gross angelegte Abriss-Aktion des gesamten Areals vom Restaurant «Tell» bis zur unteren Marktgasse, wo eine neue Überbauung mit dem Coop als Kernstück hochgezogen werden sollte. Maurer und andere, auch sie mit bürgerlichen Alliierten im Verbund, nahmen den Kampf auf, der in einem Unentschieden endete. Der «Tell» wurde abgerissen, der Coop steht. Aber das «Chrämerhus», ebenfalls auf der Abrissliste, wurde bewahrt und entwickelte sich zu einem nachhaltigen Kultur- und Begegnungszentrum – «auch dank den Langenthaler 1968ern, die als erste am Karren zogen», wie Christian Röthlisberger, lange Jahre ein Motor der Institution, sagt.

Niemand aus der damaligen Generation von Langenthalern hat sich weiter und immer weiter aus der Gesellschaft hinaus radikalisiert. Hansueli Scheidegger wurde Trotzkist, Begründer der Basler Basta!-Gruppe, Gewerkschaftsführer der Bau- und Holzarbeiter, Mitglied der obersten Leitung von UNIA und einer der wichtigsten Sozialpartner in der Schweiz. Der theoretische Marxist Rudolf Hofer hielt dem Landesring die Nibelungentreue bis zum Verschwinden der Partei und arbeitete danach als Protokollführer von Kommissionen der Eidgenössischen Räte. Für Hans-Jürg Käser blieben die politischen Jahre mit seinem rechtsextremen Mitschüler Urs Schmid Episode. «Nach der Erfahrung mit Urs Schmid habe ich politisch immer mehr die Haltung entwickelt, dass der Mensch für seine persönliche Freiheit einstehen muss, und dass es in der Politik darum geht, Lösungen zu finden und Kompromisse zu machen.» Käser wurde Gemeinderat, dann Stadtpräsident, Grossrat und 2006 Regierungsrat. Er sagt: «Für mich war immer die Freiheit zentral, die persönliche Freiheit.»

Geblieben ist vielleicht eine Spur Lebensgefühl, auch ein Unbehagen gegenüber der allgegenwärtigen Verkäuflichkeit. «Eigentlich ist es wie ein Verrat, was heute mit unserer Musik gemacht wird», sagt der Unternehmer Markus Bösiger, kein Gegner von Markt und Marketing.
Ähnlich wie die 48er aus der gescheiterten deutschen Revolution des 19. Jahrhunderts bleiben den 68ern ein paar Reflexe sozialer, kultureller oder

auch politischer Art. Die kriegt man nicht weg, auch wenn man es wollte. Ich verabscheue den Raubtierkapitalismus und den Rassenhass der extremen Rechten – aber ich sehe, wie gekonnt sie auf der Klaviatur von 1968 spielt, gegen das Establishment, gegen die Staatsmacht, gegen Bevormundung und Sprachmandate, und ich gestehe eine klammheimliche Freude, wenn die Hüter des Bestehenden darüber die Nerven verlieren. Ich achte diejenigen Soldaten, die sich den Völkermördern und Kriegsverbrechern dieser Welt in den Weg stellen – aber wenn einer weitermacht, im Militär sträuben sich weiterhin Nackenhaare. Ich zuckte zusammen, als ein hoher SBB-Funktionär Mick Jagger, der für ziemlich alles steht, dem man sich widersetzen soll, als Rollenmodell angab – aber bei «Gimme Shelter» juckt es noch immer.

Und wenn ich «All or Nothing» höre, denke ich an den Auftritt der «Sapphires» im dampfenden «Beat-Keller» des Spitalneubaus. Mai 1968 in Langenthal.

Im Englischen sagen sie: *You can't teach an old dog new tricks.*

75 Jahre Gewerbeverein Gondiswil

Jürg Rettenmund

Nyfeler Holzwaren und die Würfel, die sogar in Japan Furore machen

Eiger, Mönch und Jungfrau, Breithorn, Blüemlisalp, Doldenhorn, Balmhorn, Altels, Niesen, Wildstrubel und Stockhorn, um nur die bekanntesten Gipfel zu nennen: Die Aussicht vom Bifang in Gondiswil auf die Alpen ist an klarsichtigen Tagen atemberaubend. Ein Ausflugsrestaurant würde man hier wenn schon erwarten. Doch statt Kaffeemaschine und Rahmbläser kreischen CNC-gesteuerte Maschinen, die Würfel herstellen so genau wie ein einzelnes Menschenhaar, und Löcher in diese bohren, die sogar eine 90-Grad-Kehre machen.
Es war allerdings nicht die prächtige Aussicht, die Ernst Nyfeler veranlasste, seine Rechenmacherei 1948 hierher zu verlegen, wo er einen bestehenden Betrieb übernehmen konnte. Sondern die Möglichkeit, hier hobbymässig Tiere für die Selbstversorgung halten zu können. In Rohrbach, wo er in engen Verhältnissen im Dorf seine Werkstatt elf Jahre zuvor eingerichtet hatte, war dies nicht möglich gewesen. Rechenmacher: Diesen Beruf lernte auch Sohn Hans Nyfeler – als einer der letzten Lehrlinge in der Schweiz, wie er sich erinnert. Die Berufsbezeichnung täuscht allerdings, denn dahinter steckt ein Handwerk, das darauf spezialisiert ist, mit hartem Holz umzugehen, zum Beispiel auch für Behälter aller Art und Spielzeuge. Hans Nyfeler setzte nun ganz auf letztere, fand Kontakt zum Schweizer Spielentwickler Kurt Naef. Für ein Labyrinth tüftelte er ein spezielles Werkzeug aus, mit dem dieses Geschicklichkeitsspiel in einem Arbeitsgang hergestellt werden konnte. Innerhalb weniger Jahre verkaufte Naef davon drei Millionen Stück -– und Hans Nyfeler brachte es den Ruf ein, der Mann für knifflige und hochpräzise Arbeiten in Holz zu sein. So wurde auch Matthias Etter, der Erfinder von Cuboro, auf ihn aufmerksam und liess seine Marmelbahnen, die aus Würfeln zusammengebaut werden, fortan bei Nyfeler in Gondiswil herstellen.
Dies ist auch der Grund, warum die Firma Nyfeler Holzwaren immer noch auf dem Bifang arbeiten kann. Denn zur Präzision trägt auch bei, dass

Spielzeuge aus in luftiger Höhe getrocknetem und verarbeitetem Holz: Remo und Margret Nyfeler. Foto Daniel Gaberell

das Holz auf diesem windexponierten Höhenzug getrocknet und gleich verarbeitet werden kann. Nur so erreichen die Holzwürfel die Genauigkeit von fünf Hundertstel Millimeter, die es braucht, damit die Abweichungen sich beim Stapeln nicht so summieren, dass die Kugeln den Weg durch die Marmelbahnen nicht mehr finden.
Hans Nyfeler wusste aus seiner langjährigen Erfahrung um diesen Vorteil des Bifang gegenüber der Industrie- oder Arbeitszone in einer Siedlung, die die Raumplanung heute für seinen Betrieb bevorzugen würde. Doch das genügte nicht, um dort bleiben zu können. «Wir mussten das mit teuren Gutachten wissenschaftlich bestätigen lassen», sagt Sohn Remo, der den Familienbetrieb seit 2006 leitet. Als Glücksfall bezeichnet es Vater Hans Nyfeler, dass mit seinem Sohn ein Nachfolger bereitstand, der sich bereits in der Schule für Computer interessierte und dieser Leidenschaft auch neben seiner Schreinerlehre frönte. Ohne CNC-Bearbeitungszentrum und Industrieroboter wäre heute eine rationelle Produktion nicht mehr möglich, sind sich Vater und Sohn einig. Diese aber ist nötig, damit das Spiel in einem bezahlbaren Rahmen bleibt.
Kürzlich hat sich Remo Nyfeler eine kleine Spielerei erlaubt: Würde er all die Cuboro-Würfel aneinanderreihen, die er und seine Mitarbeitenden bereits fabriziert haben, würden diese viel weiter reichen als bis zu den Schneegipfeln der Alpen: bis nach Paris. Gar bis nach Japan reicht der Ruf des Spiels. Dort erlebte es 2017 gar einen richtigen Boom. Sota Fujii war mit 14 Jahren der jüngste Profi in Shogi, der japanischen Variante von Schach. Nachdem seine Mutter in den Medien berichtet hatte, Sota habe als Kind sein Gehirn mit dem Cuboro-Spiel trainiert, explodierte im Land der aufgehenden Sonne die Nachfrage nach diesem. Die Spielhändler aus Japan kauften die Regale in der ganzen Welt leer. Auf dem Bifang in Gondiswil hatte man jedoch nicht nur Freude an diesem Boom. «Wir kommen mit Produzieren fast nicht mehr nach», hält Remo Nyfeler fest. Er kann nicht einfach expandieren, bis auch die Schlange der produzierten Würfel Japan erreicht. Immerhin: Pro Jahr wächst sie um 45 Kilometer über Paris hinaus Richtung Atlantik.
In der Geschichte des Familienunternehmens Nyfeler gab es einen kritischen Zeitpunkt: Im März 1959 starb Ernst Nyfeler, erst 55-jährig, an den Folgen eines hartnäckigen Herzleidens. Er hinterliess eine Frau und vier Kinder, darunter drei noch minderjährige Söhne. Hans Nyfeler hatte seine

Lehre erst angetreten. Er erinnert sich: Die Mechanisierung der Landwirtschaft war damals voll im Gange. Damit verschwand der grösste Teil der Handarbeit. Werkzeugstiele gingen kaum mehr zu Bruch. Er löste ein Hausiererpatent, um das grosse Lager abzubauen. «In der Gegend von Walkringen fand ich noch Abnehmer, während im tiefer gelegenen und flacheren Seeland die Maschinen ihren Siegeszug bereits angetreten hatten.»

1943: Der Gewerbeverein wird gegründet

Der Gewerbeverein Gondiswil war 1943 gegründet worden. Mitten im Zweiten Weltkrieg fanden sich die Handwerker und Gewerbetreibenden in dieser von der Landwirtschaft geprägten Gemeinde zusammen, um ihre Interessen besser einbringen zu können. Dahinter stand die Überzeugung, die Präsident Otto Schär 1970 so treffend formulierte: «Ich habe aber die feste Überzeugung, dass der kleine Mann ebenso wichtig wie der grosse ist, und der grosse Mann ebenso unwichtig wie der kleine.» An der Gründungsversammlung am 1. Mai 1943 lag bereits ein Statutenentwurf vor, den ein designierter Vorstand nach einem Vorbild des Gewerbevereins Melchnau und einem Musterentwurf des kantonalbernischen Gewerbeverbandes entworfen hatte.
Seine Interessen einzubringen, das hiess auch, sich in den Kommissionen der Gemeinde und dem Gemeinderat zu engagieren. Bereits Ende 1943 konnten die Gewerbler der Gemeindeversammlung einen Vertreter für die Schulkommission vorschlagen, und ein Jahr später auch einen für den Gemeinderat. Sie begrüssten lebhaft, dass in Gondiswil eine erweiterte Oberschule eingeführt werden sollte, nahmen aber auch zur Kenntnis, dass Huttwil eine Vergrösserung des Sekundarschulhauses plante und die Huttwiler Bahnen elektrifiziert werden sollten. Sie unterstützten zudem, dass sich Gondiswil dem Bezirksspital Huttwil anschloss. Daneben prägte weiterhin der Weltkrieg die Aktivitäten. So sprach sich der Vorstand gegen Arbeitseinsätze für Internierte aus; wo es Beschäftigung gab, sollte diese den einheimischen Arbeitskräften vorbehalten sein. Auch das Braunkohlewerk bei der Haltestelle sollte angewiesen werden, «möglichst hiesige Handwerker zu berücksichtigen».

Im ersten Jahresbericht hielt Präsident Fritz Hofer unter anderem fest: «Was die Bautätigkeit anbelangt, kann gesagt werden, dass dieselbe zu wünschen übrig lässt, und dies schreiben wir dem ausschliesslich ländlichen Charakter unserer Gemeinde zu. Industrie ist wenig vorhanden, und durch den Mehranbau und die Grenzbesetzung ist die Landwirtschaft so in Anspruch genommen, dass nur die allernotwendigsten Reparaturen ausgeführt wurden.» Zwei Jahre später notierte er zur Bautätigkeit:
«Private: Hauptsächlich Umbauten und Reparaturarbeiten. Wohnkoloniebauten gibts eben hier nicht. Öffentliche: Nichts von Bedeutung.»
Nach wie vor mussten Betriebe ihre Lehrlinge für das Anbauwerk, den Plan Wahlen, zur Verfügung stellen. Doch Fritz Hofer hielt dazu fest: «Unbefriedigend, sollte abgebaut werden. Der Handwerker ist nicht Landwirt.» Die Kriegszeit hatte aber auch zu einem Zusammenrücken der Wirtschaftskreise geführt. Man hatte die Lehren aus dem Ersten Weltkrieg gezogen, der für die Schweiz im Landesstreik geendet hatte und war auf sozialen Ausgleich bedacht. Der Präsident des Gewerbevereins Gondiswil hielt dazu fest: «Gesamtarbeitsverträge sollten nicht zu weit gehen.»
In seinem letzten Jahresbericht, dem zum ersten Nachkriegsjahr, konnte Fritz Hofer festhalten: «Wenn man während des Krieges immer glaubte, nach Friedensschluss werde eine Krise eintreten, und Arbeitslosigkeit herrschen, wenn unsere Grenzbesetzungsarmee wieder in den Arbeitsprozess eingeführt ist, so täuschte man sich gewaltig, und das Gegenteil ist eingetreten, eine Hochkonjunktur hat eingesetzt, die ungesunde Formen anzunehmen droht.»

Thomas Thierstein und der Mammutkäse

«Wir machten genau das Gegenteil von dem, was uns die Berater empfahlen», sagt Thomas Thierstein. Der Käser von Gondiswil ist der Präsident im 75. Jahr des Gewerbevereins. Er lacht und stellt fest: «Wir investierten.» Deshalb wird heute in Gondiswil nach wie vor Käse hergestellt. Käse, der in Gondiswil die «Kohle» einbringt, wie das Kunsthaus Langenthal kürzlich titelte, als es das Werk des Dorffotografen Johann Schär vorstellte. «Was willst Du hier auch anderes machen», fragt Thomas Thierstein im ersten Stock der Käserei am Stubentisch und zeigt zum Fenster hinaus auf die Dorfstrasse: «Kein Auto fuhr in den letzten Minuten vorbei, Passanten gibt es praktisch keine. Wer durch Gondiswil fährt, will hierhin.» Ein Käsereiladen kann da praktisch nur auf die Einwohner zählen. Für Milch, Joghurt oder andere Milchprodukte ist der Markt zu klein.
Weiter schweift der Blick auf die Hügel rund um Gondiswil. «Das ist Milchland», stellt der Käser fest. 26 Lieferanten halten ihm die Treue, verkaufen ihm den Rohstoff und haben in den letzten Jahren kräftig in die Liegenschaft investiert, die ihnen gehört. Sie kommen nicht nur aus Gondiswil, sondern vereinzelt auch aus der luzernischen Nachbarschaft sowie aus Auswil und Madiswil, seit dort die Käsereien in Hermandingen und Wyssbach ihre Produktion einstellten.
1847 gründeten die Landwirte von Gondiswil eine Käsereigenossenschaft. 1908, 1954, 1978, 2006 und zuletzt 2015 erweiterten und modernisierten sie den Betrieb, so dass Thomas Thierstein ihre Milch heute in modernsten Anlagen verarbeiten kann. Die Milchannahme ist automatisiert, wie von selbst wird jeder Lieferung eine Probe entnommen. Wie viel davon für was verwendet wird, entscheidet der Käser am Touchscreen. Gekäst wird in einem 10'000 Liter fassenden Fertiger, in den die Milch ebenso automatisch gepumpt wird, wie der Käsebruch anschliessend in die Pressen gelangt und schliesslich ins Salzbad. Schwere Lasten zu heben war in der Käserei Gondiswil gestern.
Und trotzdem bleibt der Käse ein Naturprodukt. Längst sei nicht bis ins Detail geklärt, was sich bei der Verkäsung der Milch abspiele, hält Thomas Thierstein fest. Das ist für ihn Faszination und Herausforderung zugleich, verlangen doch die Grossverteiler, dass er ihnen ein Lebensmittel liefert, das nicht nur geschmacklich immer gleich ist, sondern auch den normier-

ten Folien entspricht, in die es verpackt werden muss: Nicht dicker als 18,7 Zentimeter sollten die Laibe sein. Es sei heute denn auch bedeutend einfacher, in der Migros etwas zu kaufen, als ihr etwas zu verkaufen, hält der Gondiswiler Käser fest.

Thomas Thierstein kam 2005 nach ausgedehnten Wanderjahren nach Gondiswil. Aufgewachsen ist er in Brenzikofen, zwei Onkel waren Käser. 200 Tonnen Emmentaler produziert er mit einem Angestellten und einem Lehrling. Esther, seine Frau, führt mit zwei Teilzeitangestellten den Laden. Ein «Stadtmeitschi», wie er sagt, und ursprünglich gelernte Buchhändlerin. Heute teilt sie mit ihm die Begeisterung dafür, aus der Milch, die die Kühe praktisch in Sichtweite geben, ein Lebensmittel herzustellen. Der Gondiswiler Emmentaler wird gegenwärtig vor allem in Luxemburg konsumiert.

Schränkt jedoch die Sortenorganisation die Produktionsmenge ein, geht Thomas Thiersteins Milch nicht in die Industrie, sondern wird zu dem Käse, den er erfunden hat: Mammutkäse. Hergestellt wird dieser jedoch nicht aus Elefantenmilch, wie die Berner Zeitung zum 1. April 2012 berichtete. Am Anfang seien die Urzeitriesen diesem überhaupt nicht Pate gestanden, erinnert sich der Gondiswiler Käser. «Ich probierte einfach ein neues Rezept aus.» Erst als es um die Namensgebung ging, erinnerte er sich an die «Mammutmania», die in Gondiswil Ende der 1970-er Jahre ausgebrochen war. Am Anfang standen zwei grosse Dorffeste für die Aufrichte und Einweihung der neuen Mehrzweckhalle im Herbst 1977 und im Sommer darauf. Thomas Thierstein inspirierte jedoch nicht, wie man vielleicht erwarten würde, der Alpabzug in sieben Bildern, den die Gondiswiler zur Aufrichte organisiert hatten. Sondern ein Sujet des Umzuges zum «grössten Fest aller Zeiten», wie das Organisationskomitee die Einweihung im «Dorffest-Blatt» nannte. In einer Vorschau hatte dieses über die Entstehung dieses Sujets berichtet: «Ein Holzgerüst entsteht, die Stosszähne werden eingesetzt, später wird haariger Stoff darübergelegt und fertig ist das Mammut. In Lebensgrösse.» Und stellte gleich die entscheidende Frage: «Was hat dieses Urviech in Gondiswil zu suchen?» Die Antwort lieferte es nach: «Vor bald 120’000 Jahren stapfte es in unserem Hochtal herum. Heute sind davon nur noch die pfundbrotgrossen Backenzähne in der Gondiswiler Vitrine im Naturhistorischen Museum in Bern zu bewundern.» Zum Vorschein gekommen waren sie

Der Beginn der Mammutmania in Gondiswil, des Mammutkäses und vielleicht gar des Mammutlandes: Schüler von Lehrer Edi Hodel (rechts vom Mammut) mit ihrem Urtier am Umzug des Gondiswiler Dorffestes 1978.
Foto Ernst Lanz

Emmentaler und Mammutkäse aus dem Milchland. Esther und Thomas Thierstein.
Foto Daniel Gaberell

beim Abbau von Braunkohle während des Ersten Weltkrieges. Nun baute Lehrer Edi Hodel mit seinen Schülerinnen und Schülern ein Mammut für den Umzug.[1] «Es ist heute leider verschwunden», sagt Thomas Thierstein. «Ich fand bei meinen Recherchen lediglich heraus, dass es zuletzt bei einer Fasnachtsclique in Meilen am Zürichsee im Einsatz war.»
Dafür gibt es heute den Mammutkäse, der inzwischen nicht nur in Gondiswil hergestellt wird, sondern auch in Dürrenroth, Aarwangen und Koppigen, und den es auch in den Regalen von Coop zu kaufen gibt. Mit seinem Käse spielte Thomas Thierstein auch eine Vorreiterrolle für den Tourismus in der Region Huttwil, ja im Oberaargau. Von ihm erfuhr Walter Rohrbach, der Geschäftsführer von Pro Regio Huttwil, von der Existenz der Tiere, die für den Namen seines Käses Pate standen. Walter Rohrbach entwickelte daraus zusammen mit Uschi Tschannen, der Tourismusverantwortlichen der Region Oberaargau, sowie dem Büro Pronatur aus Wien die Idee für einen Eiszeit- und Mammutpark. Ob dieses Mammut-Projekt in jedem Sinn des Wortes jedoch je verwirklicht wird, darüber lässt sich heute am Stubentisch im ersten Stock der Käserei in Gondiswil bei Brot, Wein und Mammutkäse erst spekulieren, während der Blick über die sanften Hügel des Milchlandes schweift.

Theres Schärli und der Dorflade

Wenn frühmorgens die Landwirte ihre Milch in die Käserei bringen, ist auch auf der andern Strassenseite, im Dorflade von Theres Schärli, Hochbetrieb. Entsprechend beizeiten muss auch sie aus den Federn. Von Montag bis Samstag hat sie von 6.45 Uhr bis 11.45 Uhr offen, dazu am Dienstag, Mittwoch und Freitag von 14.00 bis 18.45 Uhr. Spargeln von der Oschwand werden an diesem sonnigen Frühlingsmorgen auf der Tafel am Strassenrand angepriesen. «Nussgipfel, Schnecken und verschiedene Brote» müssen deshalb an diesem Tag auf der Rückseite bleiben.
Generell sei allerdings das frische Brot ihr gefragtestes Produkt, hält Theres Schärli fest. Vor knapp drei Jahren übernahm sie den Laden von Liegenschaftsbesitzerin Ursula Schär, die sich damals, mit rund 70 Jahren, zurückziehen wollte. Schärli wohnt in Ufhusen, ihr Ehemann betreibt in Gondiswil eine Spenglerei. So habe sie davon gehört, dass im bernischen

Nachbardorf ein Laden frei werden könnte. Sie habe den Entscheid nie bereut, hält die 56-Jährige fest, denn sie könne auf eine treue Kundschaft zählen. Sie räumt zwar ein, dass nur ein sehr kleiner Teil ihrer Kundschaft auch den grossen Wocheneinkauf bei ihr tätigt. Für diesen ist die Fahrt in die Grossverteiler nach Huttwil oder Langenthal ebenfalls die Regel. Doch der tägliche Bedarf werde von vielen Gondiswilerinnen und Gondiswilern nach wie vor bei ihr gedeckt. Neben den Landwirten sind es vor allem ältere Einwohner, die wüssten, dass der Dorfladen nicht überleben kann, wenn man ihn nur aufsucht, wenn man in der Migros oder im Coop etwas vergessen hat. Dazu sind die Gondiswiler Vereine regelmässige Kunden von Theres Schärli.

Die Präsenzzeiten sind zwar lang im Dorfladen von Gondiswil, doch sie habe ihr Auskommen, hält die Inhaberin fest. Mit der Zeit konnte sie sogar Johanna Burger anstellen, die jeweils montags und donnerstags in der Frühe den Laden öffnet. Auch das Problem mit den Mindestmengen, die die bekanntesten Grossisten verlangen, damit sie einen Verkaufspunkt überhaupt anfahren, hat Theres Schärli gelöst: Hauptlieferant ist Cadar aus Fleurier im Val de Travers, von Mundo aus Rothenburg ergänzt Theres Schärli Lebensmittel, die sie von diesem nicht erhält. Dazu, «ganz wichtig», die Lieferanten aus der Umgebung, «denn regional ist auch in Gondiswil zunehmend gefragt»: Der Gemüsebauer aus dem Dorf, die Bäckerei Wagner in Zell, die Metzgereien Haas aus St. Urban und Bigler aus Büren an der Aare. Eine Kaffeeecke lädt zudem zum Verweilen und sich Austauschen ein, wenn die Zeit dafür reicht.

Theres Schärli hat ein Haushaltlehrjahr gemacht, und als sie danach in einer Käserei in Wolhusen arbeitete, gehörten Ablösungen im Laden auch zu ihren Aufgaben. Sie hat im Verlauf ihres Berufslebens Verschiedenes kennengelernt, arbeitete längere Zeit auch am Wochenende in der Autobahnraststätte Neuenkirch bei Sempach. Während ihres Berufslebens hat sich im Detailhandel einiges verändert. Was das für Gondiswil bedeutet, erfährt man wieder auf der andern Strassenseite, ein paar Häuser weiter Richtung Melchnau.

Trotzt dem Lädelisterben, auch wenn sie dafür früh aus den Federn muss: Theres Schärli. Foto: Daniel Gaberell

Franz Schär, Schuhmachermeister, und das Lädelisterben

Das Ladenschild an der Strasse und das grosse Schaufenster auf der Seite verraten, dass dort gearbeitet wird. 1970 baute Franz Schär das neue Geschäftshaus für den elterlichen Betrieb, den er zwei Jahre zuvor übernommen hatte. «Reparieren ist in, wegwerfen ist out», verkündet ein Aufkleber an der Tür, die noch täglich ausser Donnerstag von 8.30 bis 12.00 Uhr geöffnet ist, obschon Franz Schär inzwischen «im 85. Lebensjahr geht», wie er es ausdrückt. Einen Laden führt er allerdings nicht mehr, hat sich dort dafür seine Werkstatt eingerichtet, in der er Schuhe repariert.

Gut ein halbes Dutzend Läden kommen ihm in den Sinn, wenn man ihn nach dem Detailhandel im Dorf von damals fragt: Die Metzgerei im Rössli, Frau Reinhard und Frau Eggimann, später Nyfeler, die neben Stoffen und Geschirr auch Lebensmittel führten, die Bäckereien Flückiger und Lüthi, die jeden Tag frisches Brot buken, dazu Fuhrmann Schär, der ebenfalls Lebensmittel anbot. Schliesslich Frau Tanner, in deren Laden man nur durch eine Rauchküche gelangte. Alle nannten sie nur die «Steingass-Migros». Bei Frau Reinhard lieferte die Firma Gugelmann ihre Stoffballen vierspännig an, erinnert sich deren Enkel Paul Studer. In den 1970-er Jahren, als ein Laden nach dem anderen schloss, gehörte Franz Schär dem Gemeinderat an. «Niemand profitierte vom Verschwinden», hält er fest. «Im Gegenteil, mit jedem, der weniger wurde, ging auch bei den verbliebenen der Umsatz zurück.»

Auch in den Protokollen und Akten des Gewerbevereins hinterliessen das «Lädelisterben» und seine Ursachen ihre Spuren. Dass Hausierer vermehrt mit dem Auto unterwegs waren und damit ein weit grösseres Sortiment mitnehmen konnten als früher auf dem eigenen Rücken, war am 15. Dezember 1948 ein Thema. 1951 hiess es: «Die meisten Berufe leiden sehr unter dem Grosshausiererhandel, vergeht doch fast keine Woche dass nicht ein Auto mit irgend einer Ware in der Gemeinde herumfährt und unsern Gewerblern Konkurrenz macht. Warenhäuser, Hausiererhandel, und noch andere derartige Geschäfte sind unsere grössten Konkurrenten.» Dass mit den «anderen derartigen Geschäften» die Migros gemeint war, kann angenommen werden. Im November 1955 orientierte ein Mitglied, «dass vom Rabattverein bekannt gegeben wurde, dass die

Geht im 85. Lebensjahr und hat trotzdem noch jeden Morgen ausser am Donnerstag offen: Franz Schär.
Foto Daniel Gaberell

Migros beabsichtige, mit den Wagen im Lande herum zu fahren, was die Detaillisten gewaltig schädigen würde, und wenn jemand etwas sicheres wisse, es sofort den Vorstand wissen zu tun. Ferner gibt er noch bekannt, dass es bei unseren Mitgliedern noch solche hat, die diesen Schädling unterstützen und besonders ein Mitglied fast alles dort beziehe. Den Namen gibt er nicht bekannt, da ihn fast alle kennen.» In der Tat findet sich im Vereinsarchiv ein als «streng vertraulich» bezeichnetes Schreiben des Kantonalverbandes an die Präsidenten der Gewerbevereine, in dem über verstärkte Aktivitäten der Migros im Raum Bern informiert wird. Die Mitstreiter Gottlieb Duttweilers suchten die Konsumenten damals mit mobilen Verkaufswagen auf, von denen es gemäss dem Schreiben in der Schweiz bereits 74 gab, 38 davon im Kanton Zürich. Bereits 1933 hatte die Migros zudem in Langenthal einen Laden eröffnet.[2]

Die Detailhändler in Gondiswil wurden jedoch nicht nur von der Migros konkurrenziert, sondern auch im eigenen Dorf: von der Landwirtschaftlichen Genossenschaft. Als diese 1961 Schaufeln, Gabeln, Salatöl und Stiefel anbot, wandte sich der Gewerbeverein neben dem Kantonalverband, auch an die bernische Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB), die Vorgängerin der SVP. Die Hoffnung, dass deren Statuten so etwas verbieten, zerschlug sich allerdings. Es blieb bei der Zusicherung der Parteileitung, dass «ein harmonisches Verhältnis zwischen dem gewerblichen und landwirtschaftlichen Flügel» für die Partei «von besonderer Bedeutung» sei.

Zurück in der Werkstatt von Franz Schär. «Auch mein Vater und ich hätten von den Gondiswilerinnen und Gondiswilern allein nicht überleben können», räumt der Schuhmachermeister ein. «Unsere Kunden kamen aus einem weiteren Umkreis, von Aarwangen bis Sumiswald und ins Luzernische bis nach Luthern und Willisau.» Zudem hatten die beiden Gondiswiler Schuhmacher einen grossen Auftrag der Armee und fabrizierten Militärschuhe. Dieser war ideal, sorgte er doch für eine regelmässige Auslastung, half flaue Zeiten in Laden und Werkstatt überbrücken. Doch nicht nur dieser Vertrag wurde mit der Zeit reduziert, auch die Technik der Schuhherstellung und die Schuhmode sowie die Konditionen der Grossisten änderten sich. Franz Schär reagierte darauf, indem er sich auf Reparaturen beschränkte, die er heute für teure Schuhe im traditionellen Umkreis nach wie vor ausführt. In seiner Familie blieb die Handwerkstradition sogar erhalten: Sohn Thomas lernte ebenfalls Schuhmacher, machte die Meisterprüfung und vervollständigte seine Ausbildung in der Orthopädie. Er arbeitete in der Industrie, wo er bei Bally Produktionsleiter und Qualitätsfachmann war, und in der Rehaklinik der Invalidenversicherung in Bellikon als Abteilungsleiter. Vor vier Jahren machte er sich selbständig, allerdings in Schlieren in der Agglomeration Zürich und nicht in Gondiswil. «Hier hätte er keine Chance», gibt sich auch der Vater realistisch.

Für den Gewerbeverein Gondiswil war Franz Schär wichtig, weil er den Verein in die Gegenwart rettete. Mit einer Ausnahme in den 1950-er und 1960-er Jahren hatten sich die Präsidenten die Vereinsleitung im Zwei- bis Dreijahresturnus weitergegeben. Doch nachdem der Schuhmachermeister das Zepter 1983 übernommen hatte, fand sich während 13 Jahren kein Nachfolger mehr.

Die Ladenöffnungszeiten

Theres Schärli und Franz Schär müssen sich heute nicht mehr absprechen, wann sie ihre Geschäfte offen haben. Im Gewerbeverein waren die Ladenöffnungszeiten jedoch immer wieder ein Thema. Recht einfach ging das Geschäft am Ende des Gründungsjahres über die Bühne: «Als letztes wurde kurz das Ladenschlussproblem behandelt und wie folgt festgesetzt:», heisst es im Protokoll vom 30. Dezember 1943,

«Winter um 20 Uhr
Sommer um 21 Uhr.
Wird im Anzeiger Amt Aarwangen Nr. 2 publiziert.»

Bereits komplizierter wurde es, als die Bestimmungen 1961 überarbeitet werden sollten, weil die Ladeninhaber einen freien Nachmittag und abends früher Feierabend wollten. Ersteren hätten Melchnau, Huttwil, Rohrbach, Ursenbach und andere bereits eingeführt, wurde argumentiert. Nun brauchte es ein Reglement. Ein Vorbild aus Rohrbach lag vor, zudem hatte die Versammlung Informationen über Ursenbach aus einem «Zeitungsausschnitt». Das Reglement musste zudem dem Gemeinderat vorgelegt und von der Gemeindeversammlung genehmigt werden. Schliesslich wurde folgende Regelung eingeführt:

«Alle Ladengeschäfte schliessen
a. Vom 1. April bis 30. Okt., Montag bis Samstag um 19.30 Uhr.
b. Von 1. Nov. bis 31. März, Montag bis Samstag um 19.00 Uhr.
Sie bleiben an Sonn- und gesetzlichen Feiertagen sowie am 2. Jan., Ostermontag und Pfingsmontag den ganzen Tag geschlossen.
Alle Ladengeschäfte sind zudem jeden Donnerstag ab 12.00 Uhr geschlossen zu halten.
Bezüglich der allgemeinen Schliessungszeiten gelten folgende Ausnahmen:
a. Den Bäckereien ist der Brot- und Backwarenverkauf an Sonn- und gesetzlichen Feiertagen von 10.15 bis 11.30 Uhr gestattet.
b. Die Käserei bleibt während der Milchannahme am Morgen und am Abend, sowie an Sonn- und gesetzlichen Feiertagen von 10.15 bis 11.30 Uhr offen.
c. Der allgemeine Schliessungshalbtag gilt nicht für die Woche, in welcher Silvester auf einen Donnerstag fällt, den Gründonnerstag und die zwei Donnerstage vor Weihnachten.
d. Schliessungshalbtag des Coiffeur- und Coiffeusengeschäftes ist der Montag ab 12.00 Uhr. Dienstag bis Freitag schliesst das Geschäft um 20.00 Uhr, am Samstag und Tagen vor Feiertagen um 19.30 Uhr.»
Sechs Jahre später wurden die längeren Öffnungszeiten im Sommer gestrichen und für Samstage ein früherer Ladenschluss um 17 Uhr eingeführt. Abendverkäufe, die man im Jahr zuvor lanciert hatte, wurden mangels Interesse nicht ins Reglement aufgenommen. In den umliegenden Gemeinden, wurde im Schreiben an den Gemeinderat festgehalten, gälten diese Neuerungen längst.

Die Waldgänge im Amtsbezirk Aarwangen

Als Gewerbeverein waren die Gondiswiler eingebettet in eine regionale, kantonale und nationale Organisation. Regelmässig tauchen in den Protokollen Bemerkungen auf, dass für deren Versammlungen Delegierte bestimmt wurden. Am nächsten stand ihnen der Verband im damaligen Amtsbezirk Aarwangen. Bereits an der ersten Vorstandssitzung am 27. Mai 1943 lag von diesem ein Begehren vor: Er wollte eine eigene Kasse gründen, die von jeder Sektion mit einem Beitrag von einem Franken pro

Kommunikation unter Gewerbepolitikern und Gewerblern im Amt Aarwangen im Vor-Fernseh-Zeitalter: Waldgang 1973 in Gondiswil.
Foto Paul Studer

Mitglied geäufnet werden sollte. Damit wollte der Amtsverband die besten austretenden Lehrlinge mit Preisen auszeichnen. Die Gondiswiler sahen sich dazu in ihrem ersten Vereinsjahr ausserstande, versprachen aber, ab dem folgenden Jahr 50 Rappen einzuziehen.
Der Amtsverband war im sogenannten Vorortsprinzip organisiert: Eine Sektion führte als Vorort die Geschäfte. Gondiswil war 1962 an der Reihe. An der Vorstandssitzung vom 12. November dieses Jahres nahm auch eine Delegation aus Aarwangen teil, das bis dahin den Amtsverbandspräsidenten stellte. Die Aarwanger beknieten die Gondiswiler, den Vorort zu übernehmen. Coiffeur Charly Grossrieder scharte einen Kreis zusätzlicher Mitglieder um sich und übernahm im Folgejahr nicht nur das Präsidium des Gewerbevereins, sondern auch den Vorsitz im Amt Aarwangen.
Regelmässig führte der Amtsverband Aarwangen sogenannte Waldgänge durch. Die Wälder dienten dabei lediglich als angenehme Kulisse für die Kontaktpflege und die Meinungsbildung. Diesem persönlichen Kontakt kam eine grössere Bedeutung zu als heute, als noch kein Fernsehen die Sachgeschäfte und Köpfe der nationalen Politik in jede Stube trugen.

1947 hatten die Gondiswiler erstmals an einem Waldgang in Aarwangen teilgenommen. Bereits zwei Jahre später sollten sie selbst Gastgeber werden. Wegen schlechten Wetters fand dieser Waldgang dann allerdings erst 1950 statt. 120 Gewerbler und Politiker wurden durch den Heidwald und den Kriechwald geführt, wo das «Zobe» wartete und «es bald fidel zuging und ein flotter Männerchor gebildet wurde.» In den Jahren 1962, 1973 und 1983 waren die Gondiswiler erneut Gastgeber. Franz Schär erinnert sich selbst an den regen Gedankenaustausch an diesen Treffen. Während seiner Präsidialzeit wurden diese dann allerdings eingestellt, weil sich immer weniger Gewerbler einen halben Tag dafür frei nehmen konnten oder wollten. Einen zeitgenössischen Eindruck davon gibt ein Zeitungsbericht von 1973, der sich im Archiv des Gewerbevereins erhalten hat.[3]

«Gegen 13 Uhr erschienen aus allen Richtungen der Windrose die Gewerbetreibenden mit ihren Angehörigen, über 200 Personen an Zahl, meist per Auto, so dass die vorgesehenen Parkplätze bald besetzt waren. Der Präsident des Amtsgewerbeverbandes, Herr Fritz Bösiger, Holzwarenfabrikant, Melchnau, begrüsste auf dem Dorfplatz alle Anwesenden. Der Präsident der durchführenden Sektion, Herr Otto Schär, Kaminfegermeister, gab ebenfalls seiner Freude Ausdruck über den unerwartet zahlreichen Besuch der Veranstaltung.

Hierauf setzte sich die ‹Kolonne›, angeführt von Förster Alfred Müller, Melchnau, in Richtung ‹Heidwald› in Bewegung. Im ‹Mittler›, einer Burgerwaldung, angelangt, erklärte er anhand eines Planes die Lage der Burgerwaldungen in unserer Gemeinde. Er betonte, dass die Bodenbeschaffenheit in diesen Wäldern besser geeignet wäre für Laubhölzer wie Eiche und Buche als für Nadelhölzer wie die Fichte (Rottanne), denn die Fichte sei ein Flachwurzler, so dass bei Sturmwind viel Windfall entstehe. Unsere Wälder seien aber zum allergrössten Teil mit Fichten besetzt, ein Nadelholz, welches besonders vom Schreiner geschätzt sei. Die Ausführungen von Förster Müller wurden mit Interesse angehört.

Hierauf setzte sich die ‹Kolonne› wieder in Bewegung, Richtung ‹Türliweg›. Dort angelangt, am sonnigen Waldrand, wurde Rast gemacht und eine Zwischenverpflegung eingenommen.

Herr Walter Nyfeler, Präsident der hiesigen Burgergemeinde, begrüsste die Anwesenden ebenfalls bestens; er berichtete über das Wohl und Wehe der Burgerwälder. Man spürte förmlich, wie ihm die gedeihliche Entwicklung der Wälder am Herzen liegt.

Dann ergriff Fritz Hofer, Maurermeister, Gemeindepräsident, das Wort. Dieser umriss in grossen Zügen die Gegenwarts- und Zukunftsaufgaben der Gemeinde, so den Strassenbau, die Kanalisation, den Unterhalt der Schule und der öffentlichen Gebäude, den Bau einer Turnhalle usw. Die aufmerksamen Zuhörer erhielten den unbedingten Eindruck, dass mit Fritz Hofer der richtige Mann auf dem richtigen Posten ist.

Dann wurde wieder aufgebrochen und durch den Horbenwald marschiert. Das frische, helle Grün des Buchenlaubes und der Gesang der Vögel in den Zweigen, welche einen langen, strengen Winter hinter sich haben, erzeugten auch im Wanderer eine fröhliche Stimmung. Auf der Höhe des Horbenwaldes, höchster Punkt in unserer Gemeinde (722 m ü. M.), hart an der Grenze zum Kanton Luzern, hatten emsige Geister Tische und Bänke für die 200 bereitgestellt, so dass man sich setzen konnte. Die Wirtsfamilie W. Mathys-Ebner, Gasthof Rössli, hatte aus Küche und Keller alles herbeigeschafft, so dass ein leckeres Mahl eingenommen werden konnte, was die festliche Stimmung der ‹Gewerbler› noch zu steigern vermochte.

Mittlerweile, ca. 16 Uhr, traf, direkt aus Moskau kommend, Herr Rudolf Etter, Nationalrat, Präsident des Schweiz. Gewerbeverbandes, auf dem Festplatz ein, wo er allseits begrüsst und herzlich willkommen geheissen wurde. Herr Etter weilte mit einer eidgenössischen Parlamentarierdelegation in der Sowjetunion, war um 7 Uhr noch in Moskau und bereits 9 Stunden später auf dem Festplatz auf der Horbenhöhe. Herr Etter ergriff das Wort und führte aus, dass die Schweizer Delegation von den Sowjetbehörden mit ausgesuchter Freundlichkeit und Aufmerksamkeit empfangen und behandelt worden sei. Sie seien in verschiedene Städte geflogen und in mannigfaltige Betriebe geführt worden und hätten somit Gelegenheit gehabt, das kommunistische Wirtschaftssystem mit dem unsrigen zu vergleichen. Sie hätten Vorteile und Nachteile gegenseitig abwägen können. Er sei aber überzeugt, dass wir nicht mit den Russen tauschen würden.

Der Präsident des Amtsverbandes, Herr Fritz Bösiger, begrüsste auch Herrn Nationalrat Dr. O. Fischer, Herrn Dr. Riesen, Sekretär des Kant.-bern. Gewerbeverbandes, Burgdorf, und Herrn Grossrat Jenzer, Bützberg.

Am Morgen noch in Moskau, am späten Nachmittag im Horbenwald: Rudolf Etter, Mostereibesitzer in Aarwangen, Nationalrat und Präsident des schweizerischen Gewerbeverbandes.
Foto Paul Studer

Der Präsident der Ortssektion, Herr Otto Schär, begrüsste ganz besonders freundlich die Gäste aus dem Gewerbeverein Huttwil, welche unter der Leitung von Herrn Werner Aebi, Möbelfabrikant, zahlreich zu unserem Waldgang erschienen sind. Er betonte, dass die Bevölkerung von Gondiswil von alters her stets in bester Beziehung mit dem Gewerbe des Kyburgerstädtchens Huttwil gestanden sei und wünschte, dass dies auch weiterhin der Fall sei.
Herr Werner Aebi verdankte die Einladung zum heutigen Waldgang bestens und wünschte sich für den Gewerbeverband des Amtsbezirks Trachselwald auch eine derart starke Beteiligung.
Auch für die Folklore war gesorgt. Ein Alphornbläser und ein Fahnenschwinger gaben ihr Können zum Besten.
Herr Dir. Krummenacher von der Amtsersparniskasse Langenthal hat der Festgemeinde einen Kaffee gespendet, was ihm an dieser Stelle auch bestens verdankt sei.
Kein fröhlicher Anlass ohne Lied; deshalb wurden am Schluss noch Volkslieder gesungen. Das Schlusslied ‹s Ramseiers wei go grase› wurde von Herrn Nationalrat Rud. Etter höchst persönlich dirigiert.»

Paul Studer und die H. Reinhard AG

Ende der 1960-er Jahre fragte Paul Studer die Mitglieder des Gewerbevereins, ob er in ihrem Kreis weiterhin willkommen sei. Er hatte seinen Betrieb, die H. Reinhard AG, eben nach Huttwil verlegt. In Gondiswil hatte er ihn nicht erweitern können, weil der Platz fehlte oder der Baugrund ungeeignet war. Paul Studer jedoch konnte im Kreis der Gewerbler bleiben, was ihm wichtig war, wurde er doch durch die Beschäftigung mit dem Fotonachlass seines Onkels Johann Schär zu einem intimen Kenner seiner Wohngemeinde und ihrer Geschichte. Eine Beschäftigung, die kürzlich in der von ihm angestossenen grossen und viel beachteten Ausstellung über den Dorffotografen im Kunsthaus Langenthal gipfelte. Im Gewerbeverein habe er den Gedanken- und Erfahrungsaustausch geschätzt sowie die gepflegte Geselligkeit an den Anlässen und besonders den gemeinsam unternommenen Reisen, sagt er. Ein Vereinsamt hat er nie bekleidet, war jedoch oft zur Stelle, wenn es etwas zu organisieren gab.

Initiant der Ausstellung über den Gondiswiler Dorffotografen Johann Schär im Kunsthaus Langenthal: Paul Studer (rechts) mit Kurator Markus Schürpf.
Foto Katerzyna Malec

Die H. Reinhard AG war 1908 von Paul Studers Grossvater Hans Reinhard gegründet worden. Bereits 1878 waren dessen Eltern nach Gondiswil gezogen. Johann und Maria Reinhard-Iff stammten aus dem Wyssbachtal in der Gemeinde Madiswil, er aus der Schwangi, sie aus dem Gruenholz, wo ihre Eltern Landwirtschaftsbetriebe geführt hatten. In Gondiswil konnten sie eine Liegenschaft erwerben, wo Maria ihren bereits in Gruenholz betriebenen Laden weiterführte, während Johannes eine Existenz als «Zementer» aufbaute. Das Unternehmertum lag der Familie offenbar im Blut, denn Sohn Emil gründete in Melchnau die Teppichfabrik, während dessen Bruder Hans in La Chaux-de-Fonds Mechaniker lernte und sich darauf am Technikum in Burgdorf zum Techniker weiterbildete. 1907 rief ihn seine Mutter nach Gondiswil zurück, weil sie krank wurde. Als sie ein Jahr später starb, musste der Sohn den Laden weiterführen.
Den Bäuerinnen von Gondiswil den Stoff zuzuschneiden und zu verkaufen war jedoch nicht das Ding des gelernten Technikers. Deshalb kaufte er vom Bauern nebenan eine Scheune und begann, Landmaschinen zu reparieren. Für diese Werkstätte brauchte er elektrischen Strom, den es in Gondiswil damals noch nicht gab. Die Wynauer Werke konnten diesen wohl liefern, jedoch die nötigen Installationen nicht einrichten. Deshalb

übernahm Hans Reinhard dies gleich selbst und sorgte dafür, dass 1908 die Elektrizität im Dorf Einzug hielt. Er begann, selbst Maschinen zu konstruieren, zum Beispiel Schubkarren mit Elektromotor und Riemenscheiben, mit denen die Landwirte Jauchepumpen, Dreschmaschinen oder Brennholzfräsen antreiben konnten. Für die Huttwiler Bahnen fertigte er einige Kohlenaufzüge an.
1928 stellte Hans Reinhard Hans Studer ein, ebenfalls ein Absolvent des Technikums Burgdorf. Sechs Jahre später heiratete dieser Reinhards ältere Tochter. Er brachte neue Impulse ins Unternehmen, und die Präzisionskreissägen aus Gondiswil wurden ein Grosserfolg, auch international. Hans Studer konstruierte zudem viele Sondermaschinen. Für die Bürstenfabrik Walther in Oberentfelden zum Beispiel konnte er vier Spezialfräsmaschinen zur Herstellung von Zahnbürsten anfertigen. Damals bestanden sie noch aus Holz. Gebaut wurden auch Sonderkonstruktionen für die anspruchsvollen Weberschiffchen von Webstühlen. Hans Studer starb 1963. Ein Jahr zuvor war sein Sohn Paul nach Hause gerufen worden, um ihn und den Grossvater zu unterstützen und die Nachfolge zu planen. Auch er war ein Absolvent des Technikums Burgdorf und setzte weiter auf Maschinen für die Holzbearbeitung und nun auch für Kunststoff und Plexiglas, die sich durch Langzeitgenauigkeit, Einfachheit in der Bedienung, Sicherheit und geringen Wartungsaufwand auszeichneten. Er lieferte zum Beispiel Hans Nyfeler die ersten Maschinen für seine Spielzeugproduktion. Zum Kundenkreis gehörten aber auch Schreiner-Ausbildungszentren, Architektur-Modellbauer und Hersteller von Mosaikparkett. Besondere Aufträge waren ein Fräsautomat für Hüftgelenkpfannen, die aus ultrahochmolekularem Niederdruck-Polyaethylen bestehen, oder Dämpfungselemente mit eingebauter Hydraulik mit bis zu 400 Tonnen Tragkraft, eingesetzt in thermischen Kraftwerken. Für ein Kraftwerk wurden 70 bis 80 Elemente benötigt.

Geselliges und Gemeinnütziges

Wenn vom geselligen Leben die Rede ist, dann gehörten dazu die Vereinsreisen, die Paul Studer erwähnte. Zum 25-jährigen Bestehen des Vereins hielt Präsident Otto Schär dazu 1968 fest, «es bestünde eine

Lücke in der Berichterstattung, wollte man nebst dem Pflichtenheft des Vereins nicht auch noch die gesellschaftliche und angenehme Seite beleuchten. Dazu zählen wohl die Vereinsausflüge und Reisen, die stets in bester Erinnerung bleiben. Dem ersten Ausflug auf den Menzberg folgte der Besuch der Mustermesse. Reiseziele waren ferner: Napf, Ohmstal, Gewerbeaustellung Kirchberg, Lüdern-Chuderhüsi, Col du Pillon, Les Rangiers, Einsiedeln-Albis, Grimselkraftwerk 1958, Kloten, Klausenpass, Niesen 1962, Seebodenalp, Expo 1964, Blapbach, Moléson, Schwägalp-Säntis, Schmiedenmatt, Lötschberg 1967.»
Doch bereits zur Hauptversammlung gehörte ein zweiter Teil. 1948 wurde beschlossen, an dieses «Znüni» einen Franken aus der Vereinskasse zu bezahlen. Zur Versammlung vom 17. Januar 1958 heisst es im Protokoll: «Der Rest des bald zu Ende gehenden Tages wird nun noch der langen Gewerbewurst gewidmet.» Zeitweise wurden zwischen den Versammlungen «Zusammenhöcke» organisiert, an denen kein Protokoll geführt wurde. 1982 wurde ein «Brätliabend» ins Leben gerufen, zu dem der Jahresbericht festhielt: «Die Stimmung der zahlreichen Teilnehmer war sehr heiter.» Dieser Anlass hat bis heute Bestand.
Doch der Gewerbeverein organisierte nicht nur für seine Mitglieder gesellige Anlässe. 1960 führte er einen öffentlichen Film- und Vorleseabend durch, an dem der Madiswiler Mundartautor Jakob Käser vorlas und vom Filmarchiv in Zürich zwei Filme gezeigt wurden: «Bally seit 1851» und «Marianne, die angehende Hausfrau und Mutter». Zwei «Töchter» trugen Jodellieder zum Anlass bei. Drei Jahre später wurde der Lotzwiler Lehrer Fritz Junker eingeladen, seinen Oberaargauer Film zu zeigen, wobei die Vorführung von der Dorfkapelle umrahmt wurde. Dieser Anlass musste mit dem Spinnet im Bären abgestimmt werden, damit es zu keiner Terminkollision kam.
Bereits 1955 hatten die Gewerbler die Idee aufgegriffen, für die Senioren der Gemeinde eine Reise zu organisieren. Die eigentliche Organisation wurde dann zwar dem Frauenverein übergeben, doch die Gewerbler stellten die benötigten Autos und Chauffeure. Als der Frauenverein 1959 den Gewerbeverein um eine Spende an die Kosten der Carfahrt anfragte, lehnte dieser das Gesuch ab, erneuerte aber das Angebot, wieder Privatautos zu organiseren. Immerhin hielt der Sekretär im Protokoll fest: «Jedoch sollten dann die Bauern auch nicht zurückstehen und so könnte sicher mit weniger Kosten den alten Leute Freude bereitet werden.»

Kaum im Gewerbeverein Gondiswil, schon Präsident, und OK-Präsident der ersten Gewerbeausstellung: Kurt Kleeb.
Foto Daniel Gaberell

Kurt Kleeb und die Gewerbeausstellungen

Immer wieder hatte Präsident Franz Schär einen Nachfolger gesucht, wenn seine zweijährige Amtszeit dem Ende zuging – vergeblich, bis 1996, als ihm Kurt Kleeb zusagte. Dieser hatte sich frisch als Sanitär-Installateur selbständig gemacht, zuerst im Dorf, ehe er in der Haltestelle ein verwaistes Baugeschäft mieten konnte. Er habe sich nach einem Ort umgesehen, wo er nicht einen bestehenden Betrieb konkurrenziere, blickt dieser auf seine Anfänge in Gondiswil zurück. Dort erledigte ein Schmied auch Sanitärinstallationen, war jedoch bereits im fortgeschrittenen Alter und dachte ans Aufhören. Kurt Kleeb etablierte sich seither erfolgreich. Er ist im Umkreis von Gondiswil bis nach Melchnau und nach Huttwil tätig und beschäftigt sechs Mitarbeitende. Rund einen Viertel des Umsatzes erzielt er in Gondiswil selber.
Um sich im neuen Wirkungsort zu verankern, trat Kurt Kleeb in den Gewerbeverein ein – und war wenig später bereits Präsident. Irgendwie hatte es wohl so sein müssen, denn das Baugeschäft, dessen Liegenschaft er übernahm, hatte auch Fritz Hofer geführt, der erste Präsident des Gewerbevereins. Der Neu-Gondiswiler übernahm jedoch nicht nur die Leitung des Vereins in einer Zeit, als niemand in diese Verantwortung treten wollte, er organisierte zugleich die erste Gewerbeausstellung im Dorf als OK-Präsident.
Gewerbeausstellungen hatten seit den Anfängen zu den gemeinsamen Ausflugszielen der Gondiswiler Gewerbler gehört. Bereits im Jahr 1946 standen je eine in Niederbipp und Kirchberg zur Auswahl. Der Vorstand entschloss sich für Kirchberg. Eine erste Notiz darüber, dass dabei auch Überlegungen gemacht wurden, selbst eine zu organisieren, findet sich im Protokoll vom 22. November 1955. Gemäss diesem wurden die Mitglieder ermuntert, die Gewerbeschau in Ursenbach zu besuchen «und zu schauen, was dieser kleine Verein veranstalten kann, um eventuell auch einmal so etwas zu unternehmen». Bis es so weit war, sollte es allerdings noch etwas dauern. Noch 1992, als sich die Gewerbler Gedanken machten, wie sie das 50-jährige Bestehen ihres Vereins begehen wollten, lehnten sie in einer anonym durchgeführten Umfrage eine Gewerbeausstellung ab. Die Unterlegenen scheinen sich mit diesem Resultat jedoch nicht abgefunden zu haben. Kurt Kleeb jedenfalls relativiert,

dass er als Neuer, der von aussen kam, den entscheidenden Impuls dazu gegeben habe. «Das Thema kam immer wieder aufs Tapet, bis die Mehrheitsverhältnisse kehrten.» Und dass die Gondiswiler nicht bereit wären, etwas gemeinsam auf die Beine zu stellen, lässt sich mit Blick auf die beiden grossen Dorffeste für die Mehrzweckhalle auch nicht behaupten. Sie fuhren sogar am 10. September 1977 mit einem «Lastwagen mittlerer Grösse» voller selbst gebackener Brote, Züpfen, Bretzeli und Schlüfchüechli an den Samstagmarkt auf dem Bundesplatz in Bern, um einerseits Geld zu verdienen, aber andererseits auch auf ihre grossen Feste aufmerksam zu machen.[4] Fast 200'000 Franken spülten die beiden Feste denn auch schliesslich in die Kasse.[5]
Nicht an einem finanziellen Ertrag, sondern am Aufmarsch der Besucher lässt sich der Erfolg der ersten Gondiswiler Gewerbeausstellung im Jahr 1999 ablesen, obschon sich auch dieser nur schätzen lässt. Zwischen 5000 und 7000 Personen dürften es gewesen sein, die den Aufwand der 43 Aussteller belohnten. Die allgemeine Zufriedenheit war so gross, dass man sich zehn Jahre später an die zweite wagte, in deren Rahmen auch die Feuerwehr ein neues Kleinlöschfahrzeug einweihen konnte. Die Vorbehalte sind damit gefallen, so dass auch der 75. Geburtstag nun vom 5. bis 7. Oktober 2018 im Rahmen einer Ausstellung gefeiert werden kann. Das OK-Präsidium hat Kurt Kleeb zwar seinem Nachfolger an der Vereinsspitze, Thomas Thierstein, weitergegeben. Als Verantwortlicher für Ausstellungsplanung, Bau und Technik packt er aber auch diesmal wieder mit an.

Barbara Rathgeb, die Wirtschaft zum Bahnhof und die Haltestelle

Als 1895 die Huttwil-Wolhusen-Bahn gebaut wurde, berührte der Schienenstrang zwar die Gemeinde Gondiswil, Zug hielt dort jedoch keiner. Erst 1912 wurde dort eine Haltestelle eingerichtet. Heute ist diese zwar auch bereits wieder Geschichte, doch der Weiler um sie hat ihren Namen behalten. Und er hat sogar eine Wirtschaft zum Bahnhof. Dort wirtet seit 2011 Barbara Rathgeb. 1936 sei das Restaurant gebaut worden, weiss diese. Drei Jahre später stiegen dort der Vater und der Onkel ihrer Schwiegereltern ein. Fritz Anliker, Wirt in der Haltestelle, taucht denn auch im

Sorgt für traditionelle Gastfreundschaft in der Haltestelle, die wieder keine mehr ist: Wirtin Barbara Rathgeb mit Tochter Natalie.
Foto Daniel Gaberell

ersten Mitgliederverzeichnis des Gewerbevereins Gondiswil von 1943 auf. In den vier Jahren dazwischen hatte seine Wirtschaft eine stürmische Zeit erlebt. Während des Zweiten Weltkrieges wurde bei der Haltestelle wieder Braunkohle abgebaut. Bis zu 50 Arbeiter aus den Gruben hätten die Wirtsleute in dieser Zeit am Mittag verpflegt, weiss Barbara Rathgeb. Die Arbeiter störten sich bloss an einem: Weil sich die beiden Wirte im Dorf gegen die neue Konkurrenz gewehrt hatten, durfte im «Bahnhof» kein Alkohol ausgeschenkt werden. Familie Anliker intervenierte erfolgreich und erhielt 1942 oder 1943 provisorisch ein erweitertes Patent. Es sollte auslaufen, wenn die Kohlengruben geschlossen wurden. Das war mit dem Kriegsende 1945 der Fall. Doch inzwischen hatte sich die Haltestelle auch unabhängig von den Kohlentransporten wirtschaftlich entwickelt, und zwar sowohl im Personen- wie im Güterverkehr. Deshalb wurde das provisorische Alkoholpatent 1950 in ein definitives überführt, auch weil sich Bevölkerung und Behörden dafür einsetzten.[6]

Sein Restaurant mochte auch weiterhin den Bahnhof im Namen tragen, Fritz Anliker setzte zusätzlich auf den aufkommenden Individualverkehr. Er hatte ursprünglich Mechaniker gelernt und nebenbei Fahrräder sowie Motorräder repariert, auch in einer einfachen Holzbaracke neben dem «Bahnhöfli». 1960 baute er eine BMW-Garage. In den Mitgliederlisten des Gewerbevereins wechselt seine Berufsbezeichnung zu Beginn der 1950-er Jahre denn auch zu Mechaniker, zu Beginn der 1980-er Jahre wird er dann als Garagier geführt.

Das Restaurant führte nun seine Frau Hedwig. Als sie 1966 starb, trat Tochter Ursula Anliker in ihre Fussstapfen und legte ein Jahr später die nötige Wirteprüfung ab. Sie bekam schliesslich noch direkt mit der Bahn zu tun: Die Haltestelle hatte nämlich einen eigenen Vorstand. Ab 1935 war dies eine Frau, Frieda Nyffeler. Als diese 1967 in den Ruhestand trat, wurde sie nicht mehr ersetzt. Nun bediente Ursula Anliker, die nach der Heirat Ursula Rathgeb hiess, die Barrieren und verkaufte die Billette, bis die Schranken ferngesteuert wurden und für die Fahrkarten ein Automat aufgestellt wurde. Seit 2011 setzt nun also Barbara Rathgeb die Familientradition in dritter Generation fort. Als gelernte Konditorin-Confiseurin sei es ihr ein Anliegen, den Betrieb als traditionellen Treffpunkt für die Stammgäste weiterzuführen, erklärt diese und gibt sich überzeugt: «Mit jedem vertrauten Wirtshaus, das in der Region verschwindet, steigen unsere Überlebenschancen.» Auf guten Anklang stiessen auch die Mittagessen, die sie anzubieten begann, obschon eine eigentliche Gastroküche fehlt. Eine solche einzubauen, beabsichtigt sie vorderhand allerdings nicht. Die Investition dafür wäre zu gross. «Zudem müssten wir dann wohl zusätzliches Personal einstellen, alles zusammen würde sich nicht rechnen.»

Im Restaurant Bahnhof in Gondiswil Haltestelle bleibt also vorerst alles wie es war. Etwas, was in Zeiten, in denen sich so vieles rasant ändert, geschätzt wird. Auch im Weiler Haltestelle hat sich vieles verändert, seit der Gewerbeverein gegründet wurde. Der Bahnanschluss war in den Protokollen denn auch immer wieder ein Thema. Es begann noch mit einer positiven Nachricht. Am 26. Mai 1944 wird festgehalten, die Gemeindeversammlung werde sich mit der Elektrifikation der Huttwiler Bahnen befassen müssen. «Die Mitglieder werden aufgerufen, diese zahlreich zu besuchen.» An der Haltestelle herrschte denn auch noch reger Betrieb. Frieda Nyffeler, die letzte Bahnhofvorständin, erinnerte sich 1979: «Eier und Nidle wurden jeden Tag mit der Bahn nach Huttwil geschickt. Zudem brachten die Bauern Harassen, Säcke und Körbli mit Obst, die ich mit Eilgut für die Töchter und Söhne in den Städten oder im Welschen abfertigen musste.»[7]

Von der Bedeutung der Bahn für Gondiswil zeugt auch eine lustige Episode, die Frieda Nyffeler erzählte: «Ein Bauer wollte mit seiner Kuh nach Langenthal. Ich bestellte also einen Viehwagen, aber den hängten sie in Gettnau ab. Der Zug kam, der Bauer und seine Kuh standen auf der Rampe, aber wir wussten nicht wohin mit ihr. Kurzerhand schoben wir sie in den Gepäckwagen und banden sie an. In Huttwil gab es natürlich en Geschrei, weil die Kuh aus Schreck … naja, es war alles braun.» Frieda Nyffeler sorgte auch dafür, dass die Fenster und der Warteraum stets prächtig mit Geranien geschmückt waren, sehr zur Freude auch der Durchreisenden. Sie tat dies auch über ihre Pensionierung hinaus. Sie hörte erst auf, nachdem Nachtbuben im Mai 1978 alle Blumen auf die Geleise geworfen hatten.

Das Ende der betreuten Station zeichnete sich bereits 1962 ab. Am 20. Juni machte der Präsident des Gewerbevereins «noch auf die Bahnstationsfrage aufmerksam»: Gewisse Gerüchte und Umstände wiesen darauf hin, «dass unsere Bahnstation wiederum in eine Hal-

testelle umgewandelt werden soll, wobei dann die Güter teilweise wieder in Huttwil oder Hüswil geholt werden müssen». Darüber wurde, wie im Protokoll steht, «rege diskutiert». Sechs Jahre später kam die Abfertigung der Güter erneut zur Sprache. Die Preise für die Camionage sollten auf mehr als das Doppelte ansteigen. Ein Mitglied rief dazu auf, sich dagegen zu wehren. Die Einstellung des Güterverkehrs war jedoch nur der Anfang vom Ende der eigentlichen Haltestelle Gondiswil: Ab 1986 hielten die Züge nur noch auf Verlangen, ab 2009 gar nicht mehr. Ein Durchschnitt von zwölf Kunden pro Tag waren der BLS zu wenig.[8] Zu dieser gehören die Huttwiler Bahnen unterdessen.

Roland Fankhauser, Fankhauser AG Landmaschinen & Service

Als Ort an der Kantonsgrenze unterhielt Gondiswil stets rege Kontakte zu den Nachbarn im Kanton Luzern. Besonders eng sind diese in der Haltestelle, der Robert Schedler in seinem Wanderbuch für Oberaargau und Unteremmental sogar den Namen Engelprächtigen gab[9] – nach dem nahen Weiler in der Gemeinde Ufhusen. Zu dieser Gemeinde gehört auch der Teil der «Haltestelle» zwischen den Bahngeleisen und der Hauptstrasse Huttwil-Willisau – genau betrachtet macht der Bach die Grenze. Ufhusen siedelte dort ebenfalls Gewerbebetriebe an. Auf Gondiswiler Boden liegt jedoch die Landmaschinenwerkstätte von Roland Fankhauser. Als dieser 1999/2000 den elterlichen Betrieb übernahm, verlegte er ihn vom Dorf Ufhusen in den Gondiswiler Teil der Haltestelle.
In Ufhusen hatte Vater Walter Fankhauser den Betrieb 1987 gegründet. Doch mit den immer grösser werdenden Maschinen war der Platz dort zu eng geworden und ein Ausbau war nicht möglich. Dass er schliesslich in Gondiswil neu baute, sei auch ein bisschen Zufall gewesen, erklärt Roland Fankhauser. Beziehungen über die Kantonsgrenze hätten zwar immer bestanden, so stamme auch seine Mutter aus dem Berner Nachbardorf. «Die Kantonsgrenze ist hier kein Thema», hält Ruedi Morgenthaler fest, der Werkstattchef, der seit 26 Jahren bei Fankhauser Landmaschinen arbeitet und somit auch den Umzug mitmachte.
Auf einer 6500 Quadratmeter grossen Parzelle konnte Roland Fankhauser 1999/2000 einen Neubau mit 1600 Quadratmeter Werkstatt und Lager

In der Haltestelle ist die Kantonsgrenze kein Thema: Roland Fankhauser stammt aus Ufhusen, verlegte die elterliche Landmaschinenwerkstätte aber in den Gondiswiler Teil des Weilers.
Foto Daniel Gaberell

sowie 150 Quadratmeter Ausstellungsraum bauen. 12 Angestellte und 3 Lehrlinge arbeiten heute dort. So viele sind es jedoch nur, weil sie nicht nur für die Landwirtschaft der Region arbeiten. Rasenmäher für Private gehören ebenso zum Angebot wie Motorsägen für die Forstwirtschaft. Für einzelne dieser Geräte hat der Gondiswiler Betrieb sogar die Generalvertretung für die ganze Schweiz. Auf Wünsche und Bedürfnisse seiner Kundschaft einzugehen sowie die stete Weiterbildung seiner grösstenteils langjährigen Mitarbeiter bezeichnet der Inhaber als grössten Trumpf seines Familienbetriebes. Denn auch die Landmaschinenbranche ist in einem steten Wandel begriffen. Zur Revision eines Traktors gehört längstens, dass die Daten mit einem Laptop ausgelesen werden. Und zu den Prüfgeräten, die den Mitarbeitern von Fankhauser zur Verfügung stehen, zählt neben einem für hydraulische und pneumatische Anhängerbremsen und einem für den IP-Test von Feldspritzen auch eines für die Klimaanlagen von Traktorenkabinen. Traf man seinen Vater und ihn lange Zeit auf den Landmaschinenmärkten von Huttwil, Langnau, Schüpfheim und Willisau an, ist heute das Internet zum wichtigsten Ort geworden, um auf sich aufmerksam zu machen. Für seinen Betrieb bezeichnet Roland Fankhauser die Haltestelle Gondiswil als idealen Standort. Dank der Strassenverzweigung sei man von drei Seiten her ideal erreichbar.
Doch nicht erst, seit auch auf der Luzerner Seite der Haltestelle ein Gewerbegebiet entstanden ist, spielt die Kantonsgrenze für die Betriebe kaum eine Rolle. Bereits von Fritz Hofer, dem Baumeister und ersten Präsidenten des Gewerbevereins, ist überliefert, dass in der Gemeinde Ufhusen und im ganzen Lutherntal fast kein Haus erstellt worden sei, an dem er nicht «bei der Gestaltung entscheidend mitwirkte». Er habe so «mit seinem Baustil einer ganzen Landschaft den Stempel aufgedrückt».[10]

Roland und Antoinette Nyffeler, Fürobeholzwörm

Das Holz aus den Wäldern der eigenen Gemeinde und ihrer Umgebung spielt für das Gondiswiler Gewerbe nach wie vor eine wichtige Rolle. Nicht nur im Bifang, wo daraus die Cuboro-Würfel entstehen. Am Weg vom Dorf in die Haltestelle liegt die Sägerei von Gemeindepräsident Peter Nyffenegger. Auch sein Grossvater gehörte zu den Gründern des

Gewerbevereins, übernahm sogar das Amt des Kassiers. Sein Vater war von 1979 bis 1982 Präsident. Fährt man von der Sägerei Nyffenegger weiter Richtung Haltestelle zweigt kurz vor dieser ein Strässchen rechts ab. Es führt in die Seilern, wo die Fürobeholzwörm zuhause sind. Es sind Roland und Antoinette Nyffeler, beide Schreiner von Beruf, und auch sie betonen, wie wichtig es für ihre Produkte ist, dass ihr Holz aus der Region stammt.
Den Bauernhof in der untern Seilern haben die beiden von Rolands Vater übernommen, das «ö» im Firmenname ist Antoinette geschuldet, die aus Hergiswil bei Willisau stammt. Anfänglich sei er als Garagenschreiner auf dem Bau unterwegs gewesen, erzählt Roland Nyffeler in der offenen Wohnküche im Bauernhaus, in dem man sowohl im grossen Ganzen wie in den kleinen Details die Arbeit des handwerklichen Fachmanns und der handwerklichen Fachfrau sieht. Doch der Bauschreiner war vor allem dann gefragt, wenn die eigene Arbeitskraft auch auf dem Bauernbetrieb nötig war. Weil in Huttwil Alice Ingold mit Kerbschnitzen aufhörte, entdeckten Roland und Antoinette Nyffeler darin eine Marktlücke, in der sie sich seither gezielt etablierten. Einem grösseres Publikum konnten sie sich an der ersten Gondiswiler Gewerbeaustellung 1999 vorstellen. Seither halten sie sich am Huttwiler Wiehnachtsmärit und am Gotthelfmärit in Sumiswald im Bewusstsein der Öffentlichkeit. Dazu besuchen sie jeweils einen weiteren Weihnachtsmarkt in einem grösseren Umkreis. Als sie einen Wagenschopf bauten, richteten sie darin eine Schreinerei ein. Neben dem dafür nötigen Maschinenpark investierten sie auch in einen Laser, mit dem sie praktisch jedes beliebige Sujet ins Holz brennen oder fürs Schnitzen vorzeichnen können. So finden Thomas Thierstein und seine Familie auf einer Stabelle zum Beispiel auch den Schriftzug des Emmentalers – und natürlich ein Mammut. Neben Stabellen und anderen Möbeln gehören Uhren, Wetterstationen und Schnapshalter zu den beliebtesten Produkten der Fürobeholzwörm. Von der Miniatur-Modell-Werkstatt über die Griffe von Taschenmessern, Schatullen und Blumen-Übertöpfen bis zum Brunnen und zur Tischgarnitur mit Bank sind alle Grössen vertreten. «Wir mussten noch keine Idee ablehnen, weil wir sie nicht umsetzen konnten», hält Roland Nyffeler fest.
In Japan ist um die Holzgeschenke der beiden Gondiswiler zwar noch kein Hype ausgebrochen, doch mit den Schwingern und den Hornussern

«Wir mussten noch keine Idee ablehnen, weil wir sie nicht umsetzen konnten: Antoinette und Roland Nyffeler, die «Fürobe-holzwörm».
Foto Daniel Gaberell

sind sie inzwischen in der ganzen Schweiz im Geschäft, wenn es um Preise und Souvenirs geht. Via Website geht ein kleiner Teil sogar ins Ausland. Das schaffen die beiden Holzwörm definitiv nicht mehr am Fürobe. Sollte es einmal mit der Landwirtschaft nicht mehr klappen, könnten sie mit ihrem Handwerk ihr Auskommen finden, sind die beiden überzeugt. So lange es geht, wollen sie jedoch Milchkühe, Jungvieh und Mastschweine behalten – denn ein Landwirtschaftsbetrieb ist Voraussetzung dafür, dass sie ihre Werkstatt in der untern Seilern behalten können und sie nicht in eine Arbeitszone verlegen müssen.

Anmerkungen

[1] UE, 16.6.1978. [2] Peter Martig u.a.: Berns moderne Zeit. Das 19. Und 20. Jahrhundert neu entdeckt. Bern 2011, S. 178. [3] Er stammt aus dem UE vom 25.5.1973. [4] UE, 16.9.1977. [5] UE, 4.12.1978. [6] UE, 25.10., 10.11., 13.11.1950. [7] BZ Oberaargau, 8.9.1979. [8] BZ Oberaargau, 25.11.2009. [9] Robert Schedler: Wanderführer für Oberaargau und Unteremmental, Bern 1925. [10] UE, 13.6.1969, 18.2.1970

Zu neuem Leben erweckt

Das wieder erstandene «Kreuz» Herzogenbuchsee
und das Erbe des Frauenvereins

Hans Kaspar Schiesser

Im September 2017 bekamen die Buchserinnen und Buchser ihr «Kreuz» zurück. Das traditionsreiche Gast- und Gemeindehaus war ein Jahr lang umgebaut worden. Seit 2014 hatte es dort, wo die Frauen des Dorfes 1891 eine beispiellose Sozial- und Kultureinrichtung gegründet hatten, auch erstmals keinen «Kreuz»-Terrassen-Kaffee und keine Mittagessen mehr gegeben. Dabei ist das «Kreuz» seit 127 Jahren die wichtigste kulturelle Institution in Herzogenbuchsee und eine der wichtigeren im Oberaargau. Es gibt dazu und zu ihren frühen Protagonistinnen Amélie Moser-Moser und Amy Moser eine reiche Fülle von Publikationen bis in die siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts. Der frühere Stiftungspräsident Hans Peter Sturzenegger hatte im Oberaargauer Jahrbuch 1991 die Geschichte des «Kreuz» Herzogenbuchsee zum hundertsten Jahrestag zusammengefasst. Seither aber findet man keine konsolidierte «Kreuz»-Geschichte mehr. Sie wird hier dargestellt, auch wenn das heikel ist bei Ereignissen, die so nahe sind wie die neue «Kreuz»-Einweihung.

Der Blick aufs moderne «Kreuz» hat mit dem 19. Jahrhundert zu tun

Weil Profilierung im 20. und 21. Jahrhundert in unserer Gesellschaft derart wichtig geworden ist, sind wir alle medial ein Stück weit rekord- und alleinstellungsmerkmal-süchtig geworden. Deshalb ist es aus aktueller Sicht so erstaunlich, dass die Anfänge des «Kreuz», das ohne Übertreibung ein wichtiges Kapitel der Schweizer Sozialgeschichte geschrieben hat, im Dorf als so unspektakulär empfunden wurden. Oder eher totgeschwiegen? In den damaligen Medien kamen die Anlässe, die uns heute derart zentral und jubiläumswürdig vorkommen, kaum vor. Ulrich Dürrenmatt, einer der wichtigsten Publizisten im Kanton Bern und Redaktor

Das Gasthaus Kreuz an der
Kirchgasse wird wieder vielfältig
genutzt. Links das Haus von 1787
mit der spätbarocken Fassade,
rechts der Anbau aus dem Jahr 1915.
Foto Hanspeter Jakob

der hiesigen «Berner Volkszeitung» (1849 bis 1908), ging auf die eigentlich unübersehbaren Tätigkeiten der Buchser Frauen gar nicht erst ein. Seine bissigen, witzigen und stilistisch brillanten Gedichte in einer der damals meistgelesenen Berner Zeitungen betrafen eher Alltagsfragen, (runtergemachte) Sozialdemokraten, Eisenbahnfragen, (runtergemachte) Freisinnige, pikanterweise auch (von ihm gehasste) Juden oder allgemeine Sozialpolitik. Da Friedrich Dürrenmatts Grossvater Sozialleistungen als Diebstahl am Staat ansah, hatte er für das soziale Werk der Frauen im besten Fall nur Desinteresse, im schlimmeren Verachtung übrig.

Die Aktivistinnen des Frauenvereins selber stellten ihr Licht allerdings zeittypisch auch eher unter den Scheffel, wie Amy Moser zum 50-Jahr-Jubiläum des «Kreuz» 1941 schrieb: «Denn, wie man überhaupt von den Frauen glaubt sagen zu sollen, dass diejenige die beste sei, von der man am wenigsten rede, so hat der Frauenverein Herzogenbuchsee immer seine grössten Werke in aller Stille getan, ohne grosses Aufheben, ohne dass Fernstehende viel davon wussten.» Und mit Seitenhieb auf die aus ihrer Sicht eher wichtigtuerischen Männer etwas weiter unten in ihrem Jubiläumsbuch: «Nein, wenn etwas getan werden musste in unserem Buchsi, so machte es halt der Frauenverein, ohne lange zu fragen, und wenn die Männer nach eifriger Sitzung schliesslich erkannten, man wolle dieses oder jenes nützliche, aber nicht sehr angenehme Werk dem Frauenverein zur Ausführung übertragen, siehe, da hatten es die Frauen zu Herzogenbuchsee richtig auch ohne den Rat der Männer schon getan!»

Das Unspektakuläre der frühen Frauenaktionen, Lismen für die französische Bourbaki-Armee, die 1871 der deutschen Einkesselung entgangen war, oder Gratis-Krankenutensilien für die arme Kleinbauern-Bevölkerung in den Buchsi-Bergen, das lag unter der Würde der damaligen Polit-Patriarchen. Das erste soziale Werk der Frauen, das die Gemeinde aktiv unterstützte, war 1880 eine Suppenküche im Waschhaus des «Kreuz». Die Gemeinde half den Frauen aber nicht vor allem deshalb, um Not zu lindern, sondern um betrügerische Bettelei besser eindämmen und (nützliche) Wander-Handwerker billiger verköstigen zu können. Bei der «Kreuz»-Gründung beteiligte sich die Gemeinde in bescheidenem Masse

Das «Kreuz» um 1900 vom Drangsalengässli her. Vor dem Umbau ab 1914 dient der obere Teil als Scheune.
Foto aus Bestand Kreuz-Stiftung

Die Schulküche im oberen «Kreuz» um 1940.
Foto aus Bestand Kreuz-Stiftung

mit 2'500 Franken, heute etwa 60'000 Franken. Das Geld blieb sozusagen in der Familie. Gemeindepräsident Emil Moser war Amélies ältester Bruder.

Wenn an dieser Stelle die «Kreuz»-Jahre zwischen 1991 und 2018 näher beleuchtet und erklärt werden sollen, ist der Blick auf 1870, dem Gründungsjahr des Frauenvereins, 1880 oder 1891 zwar auf den ersten Blick befremdlich, aber letztlich doch notwendig. Das «Kreuz» als Werk von allzu bescheiden und still schaffenden Frauen begann als Kampf gegen Not und für Gemeinnützigkeit, eher gegen als mit den herrschenden Männern im Dorf. Auf diesem Hintergrund, der vor allem in Herzogenbuchsees älterer Bevölkerung immer noch im kollektiven Bewusstsein vorhanden ist, müssen der Rückzug des Frauenvereins aus dem «Kreuz» 2004 und die aktuellen Erwartungen ans moderne «Kreuz» gesehen werden. Die Alkoholfreiheit spielte dabei eine zentrale, heute jedoch schon fast vergessene Rolle.

Amélie Moser-Moser, gemalt 1895 von Annie Stebler-Hopf

Alkoholfreiheit – erster Zweck und später Konfliktpunkt

Das «Kreuz» war 1891 als erstes alkoholfreies «Gemeindehaus» der Schweiz eröffnet worden. Frauenverein und erst recht Amélie Moser hatten die Einrichtung explizit als Instrument gegen den verbreiteten Alkoholismus im relativ reichen Industrieort Herzogenbuchsee verstanden. Es war kein Zufall, dass etwa um die gleiche Zeit Marie Sollberger im Dorf die erste Trinkerinnen-Heilanstalt der Schweiz eröffnete, das «Wysshölzli». Exzessives Trinken war zwar in erster Linie ein Männer- und davon abgeleitet ein Familienproblem, aber die vielen in der lokalen Textil- und Schuh-Industrie beschäftigten Frauen waren der damaligen Volkskrankheit Nummer eins gegenüber auch nicht immun.

Ein Referat von Karl Neff, dem Leiter der lange auch alkoholfreien Betriebe des Zürcher Frauenvereins ZFV, verglich 2001 den Alkoholkonsum der «Kreuz»-Gründungszeit mit der Gegenwart. Um 1890 konsumierte die über 15-jährige Schweizer Bevölkerung pro Person und Jahr durchschnittlich 11 Liter mindestens 40-prozentigen Schnaps, 2001 noch vier Liter.

Beim Wein war der Konsum von jährlichen 131 auf noch 53 Liter, beim Obstwein von 41 auf 3 Liter zurückgegangen. Marie Sollbergers «Wysshölzli»-Entzugsklinik existiert zwar noch heute, aber das neue Schwergewicht bilden ungefähr seit der Jahrtausendwende die Essstörungs-Krankheiten.

Als 1975 die damals neuen Statuten der Stiftung, welche frau 1929 gegründet hatte, formuliert wurden, war es noch kein Thema, im «Kreuz» je alkoholische Getränke auszuschenken. Die Stiftungsurkunde hielt in Punkt 3 fest: «Der auf gemeinnütziger Grundlage arbeitende Wirtschaftsbetrieb soll für alle Zukunft alkoholfrei und trinkgeldfrei sein.» Auch die Jubiläumsschrift von 1991 stellte das Alkoholverbot nur ganz leise in Frage. Erst 1994 erwog der Frauenverein auf dem Hintergrund der schwieriger gewordenen Ertragslage des Restaurants eine Änderung des Zweckartikels der Stiftungsstatuten. Er fragte die Direktion des Fürsorgewesens des Kantons Bern an, ob es möglich sei, den Zweckartikel betreffend Alkoholausschank zu ändern, oder ob bei der Einführung des Alkoholausschankes gar die Stiftung aufgelöst werden müsste. Das Fürsorgeamt antwortete nur formell und nicht inhaltlich und empfahl eine Konsultation der Gasta, der Schweizerischen Stiftung für alkoholfreie Gastlichkeit, gegründet 1918. Diese kam 1995 zum Schluss, dass aus fünf Gründen am Alkoholverzicht festgehalten werden sollte: 1. Nur Restaurants ohne Alkohol hätten heute noch Exklusivitätscharakter. 2. Zu der am «Kreuz» angeschlossenen Jugendherberge passe Alkoholfreiheit ausgezeichnet. 3. Das Gründerinnen-Erbe von 1891 würde mit allfälligem Alkoholausschank verletzt. 4. Künftiger Alkoholausschank könnte einen Teil der bisherigen Gäste vertreiben. 5. Beiträge wie der Alkoholzehntel würden entfallen, das Spendenaufkommen wohl zurückgehen.

Diese Auskünfte liessen den gewachsenen Druck aus Gästekreisen, vor allem aber der diversen Geranten des «Kreuz», nicht verschwinden. Das Protokoll der Hauptversammlung des Frauenvereins von 1996 enthält gegenüber den Neuerern ein klares Killerargument: «Sollte im Kreuz Alkohol ausgeschenkt werden können, so müsste die Stiftung aufgelöst werden. Das Vermögen würde für gleichartige Zwecke verwendet werden müssen.»

Um das Jahr 2000 herum begann im Raum Zürich, wo sich die umsatzstärksten alkoholfreien Einrichtungen der Schweiz befanden, die definitive Abkehr vom Konzept der alkoholfreien Restaurants des Zürcher Frauenvereins. Auch die Dachorganisation der alkoholfreien Gaststätten, die GASTA, stimmte ihre Mitglieder, darunter auch die Pioniereinrichtung «Kreuz» Herzogenbuchsee, nicht mehr strikt auf Alkoholverzicht ein. Alkoholprävention könne auch anders praktiziert werden, und kommerziell sei der Alkoholverzicht leider mit massiven Ertragseinbussen verbunden. Die könnten aktuell nicht (mehr) mit höheren Spenden ausgeglichen werden. Im Zitat der Berater- und Service-Gruppe B'VM, die für die Stiftung 2002 einen «Bericht zum nachhaltigen Betriebskonzept» erstellt hatte: «Spendenerträge sind sehr volatil, der Alkoholverkauf offenbar weniger.» Ein Augenzeuge erinnert sich, am Beispiel des alkoholfreien Restaurants in Thun, an gelegentlich vorkommende Konsumgewohnheiten: «Es gab auch Abstinente, die bestellten am Anfang einer Sitzung einen Tee. Und zwei Stunden später, nachdem der Teebeutel fast vertrocknet war, nochmals ein Kännchen heisses Wasser, gratis natürlich. Da kann man wohl nicht davon ausgehen, dass das rentiert.»

Dennoch fiel auch dem letzten «Kreuz»-Stiftungsrat der Abschied vom Erbe Amélie Mosers nicht leicht. 2002 drängte vor allem der Gemeindevertreter im Stiftungsrat, Fred Palm, auf den Verzicht der Alkoholfreiheit. Sie war im Stiftungsrat allerdings noch nicht mehrheitsfähig. Sogar die lokale SP beschäftigte sich mit dem Thema, da es um die Alkoholfrage pikanterweise zwischen zwei SP-Mitgliedern zum Konflikt gekommen war: zwischen Gemeinderat Palm und dem Autor dieses Textes, dem Stiftungspräsidenten Hans Kaspar Schiesser. 2002 wurde die Alkoholfrage ergebnislos vom Stiftungsrat «sistiert». Zweifellos wäre in den kommenden Jahren die Frage zum Alkoholausschank aber trotz hoher Hürden im Stiftungsrecht wieder auf dem Ausschanktresen des «Kreuz» gelandet. Die Auflösung der Stiftung im Zusammenhang mit dem «Kreuz»-Verkauf beendete die Diskussion endgültig. Die «Kreuz»-Stiftung wurde 2004, wie auch die Gasta, liquidiert.

Neunziger Jahre: Stiller Niedergang der Ehrenamtlichkeit

Das Geschäftsmodell des traditionellen «Kreuz» stellte man in den frühen neunziger Jahren noch kaum in Frage, und wenn schon eher von skeptischen Finanzexperten ausserhalb der Öffentlichkeit. Jürg Hunziker, von 1989 bis 2000 der zweitletzte Stiftungspräsident, schrieb im Vorwort zur Jubiläumsschrift im Jahre 1991 verhalten optimistisch: «Der Zeitgeist zerbricht oft spielend übernommene Formen. Das heutige Kreuz jedoch führt die Traditionen zeitgerecht und den Bedürfnissen entsprechend fort. Es ist nach wie vor ein gastliches Haus und eine Stätte der Kultur, und wie eh und je prägt es die Kirchgasse eindrücklich mit.» Die ehrenamtliche Arbeit der Frauenvereins-Mitglieder dominierte nach wie vor im täglichen Betrieb. Allerdings wurde es nach und nach schwieriger, jüngere Kräfte für etwa den Betrieb des Gästehauses, also vor allem für die Pflege der oft langfristig vermieteten Zimmer, die keine eigenen sanitären Anlagen hatten, zu finden. Das Gästehaus – der Hotelbetrieb – warf durch die Milizarbeit bis am Schluss, also 2004, einen Ertrag von rund 60'000 Franken ab, den der Frauenverein der Stiftung zahlte. Da auch die Stiftung ehrenamtlich betrieben wurde und selbst keine Löhne zu zahlen hatte, verfügte sie alles in allem über einen Ertrag von gut 110'000 Franken (2002). Knapp drei Viertel davon flossen direkt in die Hypothekarzinsen und den Aufwand für Strom, Wasser und Heizung, was nach dem Ausbau der Küche 1992 zehn Jahre lang nur noch kleinere Reparaturen und Erneuerungen zuliess. 2001 war noch die Heizung revidiert worden.

Nach den legendären Jahren mit dem rundum beliebten Geranten-Ehepaar Greti und Rolf Lehmann, 1975 bis 1982, hatte die Stiftung nicht mehr viel Glück mit dem Restaurant. Die Lehmanns hatten noch einen erklecklichen Ertrag erwirtschaftet, aber auch um einen hohen Preis, nämlich ungezählte und unbezahlte Überstunden, wie sich Rolf Lehmann in seiner 2014 erschienenen Kurzbiografie erinnert. Vor 1975 war das Restaurant gemäss Lehmann «eher schlecht als recht» gelaufen. In der Lehmann-Zeit hatte das «Kreuz» dabei bereits um die 80 Essen an das regionale Arbeitszentrum RAZ geliefert. Die Küche und das Restaurant wurden 1992, im Jahr nach dem Jubiläum, nochmals aufwändig erneuert. Ausserdem erhielt die Liegenschaft eine moderne Brandschutzanlage.

Dafür musste die Hypothek stark erhöht werden. Es war die letzte umfassende Renovation eines Teils der Anlage noch unter Stiftung und Frauenverein. 1999 war die Zeit der privaten und in der Regel erfolglosen Geranten auch vorbei und die alte Rollenteilung kehrte sich um: Das RAZ übernahm das «Kreuz»-Restaurant, das es bis Ende 2010 als Pächter zu einem Preis von knapp 40'000 Franken (2002) führte. Oft gab es dafür auch öffentliches Lob, setzte das RAZ doch mit Erfolg Behinderte vor allem in der Küche ein, durchaus in der Tradition des moserschen «Kreuz».

Wie das «Kreuz» nachhaltiger betrieben werden könnte, war nach dem Hundert-Jahre-Jubiläum bald ein Thema. Viermal hatte die Stiftung in ihren acht letzten Jahren Liegenschaft und Betrieb des «Kreuz» überprüfen und Zukunfts-Konzepte formulieren lassen: 1995 durch den Schweizer Hotelier-Verein, 1998 durch das Architekturbüro Gygax in Bern, 2002 durch die B'VM und 2003 durch die einheimische Organisationen-Beraterin Gertrud Mühle. Einen Businessplan, wie er anfangs 2003 noch angestrebt wurde, gab es am Ende dann aber nicht mehr. Die B'VM war, was die Strategie betraf, am gründlichsten vorgegangen und hatte zehn Handlungsalternativen entwickelt. Neben «keine Massnahmen», Konkurs der Stiftung oder etwa «Optimierung aus eigener Kraft» gab es am Schluss die hoffnungsvolle Variante «Optimierung verbunden mit Entschuldung und Geldaufnahme zur Beschleunigung der Gebäudesanierung». Wie die Entschuldung und die Geldaufnahme zu realisieren gewesen wären, wurde nicht im Detail formuliert. Die Suche nach entsprechenden Lösungen wurde zur aufreibenden Hauptaufgabe des letzten Stiftungsrates.

Dramajahr 2003: Volksinitiative, überraschende Überschuldung, Verkauf

Ab 2001 wird offensichtlich, dass das «Kreuz» für immer dringenderen Renovierungsbedarf Kapital braucht. Die Berater-Organisation B'VM wird 2002 festhalten: «Zwar genügt der Ertrag, um die betrieblichen Aufwendungen zu begleichen, doch erlaubt er kaum Investitionen und somit keine Substanzerhaltung.» Die Banken signalisieren 2001, dass eine Erhöhung der Hypothek, damals 840'000 Franken, nicht in Frage kommt.

Damit steht im Vordergrund, das «Kreuz» durch die Gemeinde mitfinanzieren zu lassen, durch ein unerwartetes Legat Kapital zu bekommen oder es letztlich zu verkaufen. Ab 2002 favorisiert die Gemeinde, mit welcher der Stiftungsrat periodisch im Gespräch ist, den Verkauf des «Kreuz» an das regionale Arbeitszentrum Herzogenbuchsee RAZ, welches bereits das Restaurant betreibt. Für diese Variante gibt es innerhalb von Stiftung und Frauenverein aber nur wenige Sympathien, zumal die Leitung des RAZ wenig kooperativ auftritt.

In dieser Situation entsteht innerhalb der Stiftung die Idee, mittels Volksinitiative die «Kreuz»-Sanierung mit einem grösseren Betrag von der (finanzierungsunwilligen) Gemeinde mitfinanzieren zu lassen. Der Initiativtext lautet: «Die Gemeinde leistet, befristet auf zehn Jahre und beginnend mit dem Jahr 2003, einen jährlichen Beitrag von 90'000 Franken an die Stiftung Kreuz mit dem Zweck der Bausubstanz-Erhaltung und -Erneuerung des Gast- und Gemeindehauses Kreuz Herzogenbuchsee.» Auf Vorschlag der Stiftung beschliesst eine ausserordentliche Mitgliederversammlung des Frauenvereins im Januar 2003 die Lancierung der Initiative. Der Betrag von weniger als einer Million Franken ist aus heutiger Sicht, verglichen mit der 5.7 Millionen Franken umfassenden Investition der Kreuz-Holding AG, wesentlich zu niedrig, war aber keinesfalls zufällig gewählt. 1998 hatte ein Gutachten des Architekten Heinz Gygax (Bern) ergeben, dass der bauliche Sanierungsbedarf um die 700'000 Franken betrage. Modernisierungen wie der 2017 erfolgte Dachstockausbau waren darin allerdings nicht enthalten. Zum politischen Klima hält B'VM fest: «Im Arbeitsausschuss herrscht der Eindruck, dass die politischen Entscheidungsträger der Stiftung derzeit mit wenig Wohlwollen begegnen.»

Die Unterschriftensammlung beginnt im Februar. Rund 360 Unterschriften sind nötig. Bis Ende März 2003 kommen über 560 zustande. Die Bewegung der Frauen zeigt sich damit in hohem Masse initiativenfähig. Unter Frauenvereinspräsidentin Edith Bisaz übergibt das Komitee das Volksbegehren an Gemeindepräsident Christoph Fankhauser. Die Stiftung ist zu diesem Zeitpunkt noch nicht überschuldet: 950'000 Franken Passiven stehen 1'050'000 Franken Aktiven gegenüber.

Frauenvereinspräsidentin Edith Bisaz übergibt 2003 Gemeindepräsident Christoph Fankhauser die Unterschriften der «Kreuz»-Initiative.
Foto Hans Kaspar Schiesser

Beginnend bereits im Jahr 2002 hat die Stiftung erneut einen Prozess eingeleitet, der ein frisches «Kreuz»-Betriebskonzept als Mix zwischen Gewinnorientierung (stabile finanzielle Zukunft) und Gemeinnützigkeit (Stiftungsstatuten) vorsieht. Die Grundlagen werden durch Thomas Frey (Stiftungsfinanzer), Organisationsexpertin Gertrud Mühle (Herzogenbuchsee) und die Gastronomieberatung Misteli/Zaugg (Bern) erarbeitet. Kern des Konzepts sind Restaurant, Hotel und Seminarräume. Die Backpacker-Herberge, wegen Ausrüstungsmängeln bereits länger keine offizielle Jugendherberge mehr, soll ebenso aufgegeben werden wie das Alkoholverbot. Der letzte Punkt hätte allerdings noch eine hohe Hürde im Stiftungsrecht zu nehmen gehabt.

Auf dem Hintergrund der Initiative suchen Stiftungsrat und Gemeinde intensiver als bisher Lösungen. Da die Berner Kantonalbank auch zu einem Kapitalschnitt bereit ist, rückt für die Gemeinde ein Vorgehen in den Vordergrund, bei welchem ein Gemeindedarlehen über 600'000 Franken die Hypothek ablöst. Das Darlehen wäre zu verzinsen, in einer Leistungsvereinbarung müsste zugesichert werden, dass Frauenverein, Ludothek und Gemeinde (in beschränktem Umfang) die «Kreuz»-Räume unentgeltlich benutzen könnten. Das Wohnhaus, so der definitive Vorschlag der Gemeinde, sei zu verkaufen, die Hälfte des Verkaufspreises ginge an die Gemeinde.

Den ersten Vorschlag mit dem Gemeindedarlehen lehnt die Stiftung ab, weil er in ihren Augen eine viel zu geringe Investitionsperspektive aufweist. Im August 2003 kommt Hektik auf. Die Kantonalbank stellt sich gegen einen Plan, bei dem sie einen Kapitalschnitt machen müsste, wenn das Wohnhaus im «Kreuz»-Garten verkauft wird und der Verkaufspreis als Startkapital für Investitionen zur Verfügung stehen soll. Weil die Gemeinde ihre Gemeindeversammlung vom Dezember vorbereitet, haben Stiftung und Frauenverein nur gerade zwei Wochen Zeit, auf jeweils korrigierte Vorschläge und Zustimmungen oder Ablehnungen der Kantonalbank zu reagieren. Am 14. August entscheidet die gemeinsame Sitzung der Vorstände von Frauenverein und Stiftung, das «Kreuz» für 600'000 Franken im Rahmen eines aussergerichtlichen Nachlasses an die Gemeinde zu verkaufen. Gleichzeitig wird die Initiative zurückgezogen.

Was genau bewegte den Frauenverein nach dem fulminanten Start, ihre durchaus chancenreiche Initiative im gleichen Jahr zurückzuziehen? Die Antwort findet sich im Jahresbericht der Stiftung 2003: «Weil die Initiative mit all ihrem Cash (900'000 von der Gemeinde, 200'000 bis 300'000 vom Wohnhausverkauf) beträchtliche Risiken und beträchtliche Arbeit beinhaltet, um das Konzept Neues Kreuz umzusetzen, dieses Risiko wollen die Frauen nicht (mehr) eingehen; weil schon die jetzige Arbeit die Kräfte des Frauenvereins massiv fordert und auch bei normaler Weiterführung der Arbeit noch keine Perspektive dafür besteht, dass frische Kräfte eine Entlastung des jetzigen Vorstandes bringen könnten.» 2001 hatte der Frauenverein errechnet, dass für soziale und kulturelle Projekte insgesamt rund 7000 Freiwilligenstunden von ihm geleistet wurden, davon (vom Autor geschätzt) wohl um die 3000 bis 4000 fürs «Kreuz». Dieser Aufwand wäre mit den neuen Konzepten gemäss B'VM oder Mühle/Zaugg-Misteli kaum kleiner geworden.

«Kreuz»-Geschichte in Stichworten

1260 Gemäss dem Kyburger Urbar, einem frühen Besitzrechtsverzeichnis unter anderem im Kanton Bern, besteht in der Dorfmitte beim Aufgang zur Kirche eine Wirtschaft, wahrscheinlich eine des Klosters St. Peter (Schwarzwald) mit dem Kreuz im Wappen.

1453 Zweite Erwähnung der Taverne in der Kirchgasse an Stelle des heutigen «Kreuz» anlässlich eines Rechtsstreites.

1559 Die Kirchgasse-Wirtschaft ziert ein Berner Wappen; der Saal ist bernischer Gerichtsort. Das Dorf gehört seit 1336 faktisch und seit 1406 offiziell zu Bern.

1654 Johann Willadings Plan zum letzten Bauernkriegsgefecht von 1653 zeigt die Vorgängerwirtschaft zum «Kreuz» oberhalb der auch bereits bestehenden «Sonne» mit Strohdach.

1787 Johann Jacob Scheidegger erbaut das heutige «Kreuz» als Steinstock und samt Edel-Fassade im goldenem Schnitt als spätbarocken, herrschaftlichen Massivbau mit geknicktem Vollwalmdach.

1890 Der Frauenverein kauft mit einer Bürgschaft von Amélie Moser das heruntergewirtschaftete «Kreuz» für nach heutigem Geldwert etwa eine Million Franken und eröffnet es 1891 als erstes alkoholfreies «Gemeindehaus» der

Schweiz. In der Folge entstehen daraus rasch ein Kosthaus für Alleinstehende, eine Herberge, ein Arbeiterheim, eine Volksküche mit Kochkursen, ein Internat mit Haushaltungsschule, ein Kurslokal, eine Bibliothek, ein Krankenmobilienmagazin, ein Altersheim, ein Volksbad und ein Kinderheim (ab 1898).

1915 wird anstelle der Scheune der obere «Kreuz»-Teil vom Langenthaler Architekten Hector Egger errichtet, mit dem Ziel, der expandierenden Haushaltschule Platz zu verschaffen. Das «Kreuz» dient im Ersten Weltkrieg auch als Soldatenunterkunft.

1925 Die Gaststube wird umfassend erneuert, das Internat erweitert sein Fächer-Angebot unter anderem um Buchhaltung, Turnen und Säuglingspflege. Im gleichen Jahr stirbt «Kreuz»-Pionierin Amélie Moser-Moser. Amy Moser, ihre musikalisch geniale und auch literarisch begabte Tochter, tritt ihre Nachfolge an.

1928 Die erste Schweizer Frauenausstellung, die SAFFA in Bern, würdigt das «Kreuz» als nationale Pionierleistung der Frauenbewegung. Helene Roth (Wangen an der Aare) dokumentiert das Leben im «Kreuz» mit knapp 20 Bildern, die heute restauriert und zum grossen Teil wieder am Entstehungsort im «Kreuz» zu sehen sind.

1937 Die Jugendherberge eröffnet mit 14 Betten, während gleichzeitig das Kinderheim wegen mangelnder Nachfrage und finanzieller Probleme schliessen muss.

Am 20. August bestätigt die Versammlung des Frauenvereins die Vorstandsbeschlüsse. Der Initiativenrückzug bekommt zwei Drittel der Stimmen, der Verkauf an die Gemeinde neunzig Prozent.
Während es juristisch nicht gelingt, das kleine Sondervermögen der Kultur-Events «Kreuz-Abende» von knapp 40'000 Franken zu retten, handelt die Stiftung unter maximalem Zeitdruck wegen der drängenden Termine der Gemeinde eine für sie etwas günstigere Nachlass-Lösung aus. Ihr gemäss haben Banken (70'000) und die darlehengebenden Frauenvereine Herzogenbuchsee, Thun und Weinfelden (total 23'000) auf insgesamt 93'000 Franken zu verzichten. Schon ein Kaufpreis von 700'000 Franken durch die Gemeinde hätte alle Gläubiger voll entschädigt. Für die Banken ist der kleine Verlust gut verkraftbar, hatte die Stiftung doch Jahr für Jahr knapp 50'000 Franken an Hypozinsen bezahlt, fast die Hälfte ihres Gesamtertrages.

Im Oktober 2003 wird das Wohnhaus im Hof abparzelliert und an eine Familie verkauft. Im Dezember beschliesst die Gemeindeversammlung ohne grosse Diskussion den Kauf des «Kreuz» für 600'000 Franken. Das Vorprotokoll des Gemeinderates vermerkt dazu: «Er möchte damit … klare Verhältnisse schaffen und nicht weiterhin Zuschüsse in die Stiftung hinein fliessen lassen, ohne selbst genügenden Einfluss zu haben, insbesondere nicht, um mit Steuermitteln weiterhin hohe Zinslasten zu begleichen.» Pikant daran ist, dass das «Kreuz» ja keine Zuschüsse bekommen hat, von einer kleinen jährlichen Kultur-Unterstützung der Kreuz-Abende abgesehen.

Im Januar 2004 ist die Stiftung 75 Jahre alt und beschliesst ihre Auflösung. Der Restaurant-Betrieb mit dem RAZ geht 2004 ebenso weiter wie derjenige des Gästehauses. Der Frauenverein erbringt seine Dienstleistungen dort neu im Auftrag der Gemeinde. Die «Kreuz»-Ära unter Frauenverein und Stiftung ist nach 113 Jahren zu Ende.

1939 Wie im Ersten Krieg dient das «Kreuz» wieder als Soldatenunterkunft. Bis zu 400 Wehrmänner werden täglich von der Küche verpflegt. Bis 1945 logieren im «Kreuz» auch polnische und italienische Internierte sowie deutsche Flüchtlinge.

1957 Die Internatsschule wird geschlossen. Das «Kreuz» hat nun auf allen Stockwerken fliessend Wasser. Im Jahr darauf stirbt Amy Moser, die mehr noch als ihre Mutter für ein ausserordentliches Kulturleben im Dorf gesorgt hat, mit jährlich meist über zwei Dutzend vor allem hochwertigen Musikveranstaltungen im «Kreuz». Diese «Obesitze» werden später zu den Kreuz-Abenden und seit 2017 zur KreuzKellerBühne.

1959 Im Garten entsteht aus einem Legat von Amy Moser das Pfadfinderinnen-Heim, in dem auch ein Teil der Jugendherberge untergebracht wird.

1960 bis 1984 verfügt Herzogenbuchsee über ein kleines Ortsmuseum im «Museumszimmer» im ersten Stock. Highlights: Die Neolithikum-Funde vom Burgäschisee und die Dokumentation der Römer-Villa auf dem Kirchhügel.

1969 Konzertsaal und Gaststube werden renoviert; ein Teil des Gartens muss Parkplätzen weichen.

Das «Kreuz» im Gemeindebesitz

Die Gemeinde entwickelte in den ersten Jahren ihres neuen Besitzes an der Kirchgasse eine ganze, wenn auch kaum konsolidierte Reihe von Vorschlägen, was mit der grossen Liegenschaft langfristig geschehen solle. Optionen waren etwa: Umzug eines Teils der Gemeindeverwaltung (nicht realisiert), Umzug der Gemeindebibliothek (wegen Statikproblemen des «Kreuz» nicht zu verwirklichen), Einrichtung von zuerst einem, dann zwei Kindergärten (realisiert). De facto aber wurde das «Kreuz» nun mehrere Jahre deutlich unternutzt, bei jährlichen Betriebskosten für die Gemeinde von rund 250'000 Franken. Für viele Buchserinnen und Buchser war die Flaute um die «Kreuz»-Entwicklung in dieser Zeit eher beunruhigend, befürchteten sie wegen der Unentschlossenheit der Gemeinde doch einen Verkauf an Externe und damit womöglich den künftigen Ausschluss der Öffentlichkeit aus der traditionsreichsten Liegenschaft des Dorfes.

Bewegung kam erst 2010, sechs Jahre nach dem Verkauf an die Gemeinde, wieder auf. Das RAZ informierte im Sommer überraschend darüber, dass es das Restaurant kurzfristig auf Ende Juni schliessen wolle. Personal zu bekommen sei schwierig, argumentierte die RAZ-Leitung, und so richtig gerechnet habe sich der Betrieb auch nicht. Da schlug die Stunde von Albert Weibel, einem einheimischen «Kreuz»-Aktivisten. In einem Leserbrief rief er dazu auf, Herzogenbuchsee dürfe sich das nicht bieten lassen, gleichzeitig gerichtet an das RAZ und die Gemeinde. Weibel traf damit einen Nerv im Dorf. Die öffentliche Empörung war beträchtlich. Weibel nutzte den Shitstorm umgehend für eine Petition, die innerhalb von drei Wochen über tausend Unterschriften vereinigte. Das RAZ war nun bereit, nach Verhandlungen mit der Gemeinde den Betrieb zumindest reduziert bis Ende Jahr weiterzuführen, und die Gemeinde gab ein externes Konzept in Auftrag, Nummer fünf seit 1995.

Was dann kam, beschreibt die Journalistin Sara Stalder in der jüngsten «Kreuz»-Publikation als «die lange Reise – ein Lehrstück direkter Demokratie». Die Gemeinde fand für Anfang 2011 ein neues Pächterpaar, das immerhin drei Mal hintereinander Gault-Millau-Punkte holte, aber den

1985 Bei der zweitletzten grossen Renovierung werden Fassade und Dach erneuert. Die Investitionen können aus Eigenmitteln, unter anderem durch den Verkauf des «Moserhauses» an der Bernstrasse (heute «Calendula» und Bibliothek) bestritten werden.

1991 Das «Kreuz» feiert sein hundertjähriges Bestehen. Die Bedenken betreffend der Kostendeckung des Restaurants, des Herzens des «Kreuz», sind nicht zu übersehen. Der aufwändige Einsatz der Ehrenamtlichen von Frauenverein, Stiftung und Kreuz-Abenden ist noch nicht in Frage gestellt.

1992 Bei der letzten Grossinvestition werden Küche und Restaurant grundlegend erneuert.

1999 Das RAZ übernimmt das «Kreuz»-Restaurant bis 2010.

2003 Nach mehreren Studien zu Organisation und Investitionsbedarf ist klar: Das «Kreuz» braucht Geld. Weil die Gemeinde zögert, wollen Frauenverein und Stiftung mit einer Volksinitiative eine knappe Millionen-Investition politisch erzwingen. Weil der neue Betrieb aber die Ehrenamtlichkeit überfordert hätte, wird die Initiative zurückgezogen. Das Wohnhaus wird abparzelliert und verkauft.

2004 Nach einer Herabsetzung des offiziellen Wertes der Liegenschaft droht der Stiftung die Überschuldung, es kommt zu einem aussergerichtlichen Vergleich. Das «Kreuz» wird der Gemeinde verkauft, die Stiftung löst sich auf.

2013 Die Gemeinde präsentiert ein Projekt über gut acht Millionen Franken zur «Kreuz»-Sanierung. Es fällt an der Gemeindeversammlung aber durch.

2014 Die Betreiber des «Alten Schlachthaus» an der Fabrikstrasse interessieren sich fürs «Kreuz». Im folgenden Jahr stimmt die Gemeindeversammlung einstimmig zu, ihnen das «Kreuz» mit einer beträchtlichen Anfangsinvestition im Baurecht zu überlassen. Buchsis Bevölkerung kauft für fast 1,4 Millionen Franken «Kreuz»-Aktien.

2017 Nach einjähriger Bauzeit eröffnet das «Kreuz» mit grossem Volksfest und bekommt kurz darauf den Spezialpreis der bernischen Denkmalpflege.

Spagat zwischen einem rentablen Feinschmeckerlokal und dem dörflichen Anspruch nach eigentlich billigem Essen im «Kreuz» und einer Dorfkneipe nur drei Jahre aushielt. Weibel hatte in der Zwischenzeit die «IG Kreuz» gegründet, die ein Zukunfts-Exposé aufgestellt hatte. Restaurant, Hotel, Seminarräume, Kulturangebote und Vermietungen, etwa an die Musikschule, bildeten den Kern des Konzeptes, an sich nicht gross anders als in den vier Untersuchungen seit 1995. Der Investitionsplan sah aber nicht mehr kleine Brötchen sondern ein Projekt mit fünf bis zehn Millionen Franken Kosten vor.

Anderthalb Jahre arbeiteten derweil externe Berater und ein Gemeinde-Ausschuss an einem «Kreuz»-Konzept und einem Investitionsplan. Dann informierte der Gemeinderat an der Juni-Gemeindeversammlung 2013 über ein Sechs-Millionenprojekt. Statt Hotelzimmer hätte es Long-Stay-Räume geben sollen, wie beim Frauenvereins-«Kreuz». Die Reaktionen waren schwer zu deuten, liessen aber keine klare Ablehnung erkennen. Die Kosten stiegen im Laufe des Sommers dann aber unerwartet weiter an. Für die Dezember-Gemeindeversammlung legte der Rat einen Kostenplan für 8,15 Millionen Franken vor. Der «Kreuz»-Keller sollte wegen zu hoher Umbaukosten aufgegeben werden, ein Dachstockausbau war nicht geplant. Kostentreiber im Projekt waren die aufwändige Angleichung der Niveaus des alten Gebäudes von 1787 und des Neubaues von 1914/15 sowie eine äusserst komfortabel ausgebaute Küche. Wegen der knappen Termine war eine vorgängige Orientierungsversammlung unterblieben.

Die Gemeindeversammlung vom Oktober 2013 geriet zum Fanal. Gemeindepräsidentin Charlotte Ruf konnte an ihrer letzten «Landsgemeinde» wegen Krankheit ihr Charisma nicht in die Debatte einbringen. Der übrige Gemeinderat wehrte sich auffallend schwach für sein Projekt und geriet gegen die IG Kreuz auf der einen und die SP auf der anderen Seite unter Druck. Die SP forderte Nachbesserung im Sinne des Keller-Ausbaues, was das Projekt nochmals um eine gute halbe Million verteuert hätte. Und die IG kämpfte, nachdem sie im Vorfeld für die Verschiebung der Debatte votiert hatte, grundsätzlich gegen das Projekt an. Das Konzept sei unausgereift und führe zu keinem «lebendigen Kreuz für alle». Mit 170 zu 98 Stimmen lehnten Herzogenbuchsees Bürgerinnen und Bürger den Umbau-Kredit ab. Die Blockade nach dem allzu langen Stillstand ums «Kreuz» bedauerte die BuchsiZytig: «So sorgte denn auch eine unheilige Allianz aus IG Kreuz, Kreuz-Nostalgikern und Bürgerlichen, welche die Wirtschaftlichkeit bestritten, für die Rückweisung.» Die Ablehnung löste bei vielen die Befürchtung aus, dass das Dossier nun wieder für lange Zeit geschlossen bleiben, das «Kreuz» veröden könnte. Zwischen den «Kreuz»-Befürwortern, die das Gemeinderats-Projekt unterstützt hatten und den «Kreuz»-Befürwortern der IG gab es in der Folge allerhand böses Blut.

Da trat im Sommer 2014 unerwartet ein neuer Akteur auf den Plan: Die Betreiber des Bar- und Kulturlokals Altes Schlachthaus interessierten sich fürs «Kreuz». Eine Expansion für die rührigen Kulturbetreiber und Restaurateure war am bisherigen Ort an der Fabrikstrasse nicht möglich. Ausserdem hatten die Besitzer des Alten Schlachthauses Eigenbedarf angemeldet. Die Schlachthaus-Betreibergruppe begeisterte den neuen Gemeindepräsidenten Markus Loosli. Sie kündigte am bisherigen Ort und beschloss, ganz auf ein neues «Kreuz» zu setzen. Unter Marc Guggenbühler, dem späteren «Kreuz»-Verwaltungsratspräsidenten, legte das Schlachthaus-Team 2014/15 eine Machbarkeitsstudie vor, welche die notwendigen Investitionskosten auf 4,75 Millionen Franken berechnete. Von der Gemeinde wurde ein nicht rückzahlbarer Kredit von 2 Millionen Franken erwartet. Was aus Sicht der Gemeinde hiess, dass sich ihre künftigen «Kreuz»-Kosten auf einen Viertel der Summe von 2013 verkürzen würde.

Im März 2015 kam für die Schlachthaus-Team-Pläne der Stresstest bei einer öffentlichen Orientierung, organisiert von der Gemeinde. Kathrin Bischofberger vom Team bot eine Marketing-Show, wie sie Herzogenbuchsee bislang noch nie gesehen hatte. Sie malte das Bild vom Leben und Essen in einem zukünftigen «Kreuz», das den Teilnehmenden förmlich das Wasser im Munde zusammenlaufen liess. In der Vision fehlte weder das Hochzeitspaar, das den ausgebauten Dachstock besichtigt noch der Musiker beim Soundcheck im Keller. Zu diesem Zeitpunkt war auch noch die Behinderten-Stiftung Calendula beim Projekt als künftiger

Das «Kreuz» wird 2016/17 umgebaut, saniert und modernisiert. Es entstehen neue Hotelzimmer, neue Bar- und Eventräume im Keller, und der Dachstock wird ausgebaut.
Oben: Über dem Tonplattenboden wird im Dachstock ein neuer Boden verlegt (links), Blick in den Saal nach dem Umbau (rechts). Unten: Die alten Hotelzimmer werden abgerissen (links) und durch zeitgemässe ersetzt (rechts). Fotos Hanspeter Jakob/Marc Bögli

Mieter dabei. In Wäscherei und Küche des neuen «Kreuz» könnten auch Behinderte neue Aufgaben finden, stellte man sich vor. Das Publikum war begeistert, der «Kreuz»-Knoten schien gelöst.

Er war gelöst. Die Euphorie der März-Orientierungsversammlung übertrug sich auch auf die Juni-Gemeindeversammlung 2015. 404 Stimmberechtigte, soviel wie Jahre nicht mehr und seither nicht wieder, marschierten auf und votierten ohne Opposition und ohne Gegenstimme für die neue Lösung. Das Schlachthaus-Team, mittlerweile Kreuz Herzogenbuchsee AG, bekam das Traditionshaus für 50 Jahre im Baurecht und eine Investitionsspritze der Gemeinde von zwei Millionen Franken. Die Kindergärten sollten dem «Kreuz» mit jährlich 60'000 Franken eine risikofreie Basis für die Betriebsrechnung bilden.

Das neue «Kreuz» – grösser denn je

Im zweiten Jahr seines Betriebes bekam das «Kreuz» 2018 den Spezialpreis der Denkmalpflege des Kantons Bern. Die Architekten-Jury lobte nicht nur die denkmalpflegerische Sorgfalt, sondern auch das «starke Team und eine engagierte Bevölkerung».

Der Auszeichnung waren seit Mitte 2015 umfangreiche Planungs- und dann rund einjährige Bauarbeiten vorausgegangen, in enger Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege. Der Bau hatte schliesslich statt budgetierter 5,5 zwar etwas mehr, nämlich 5,7 Millionen Franken, gekostet. Aber das «Kreuz» wurde nicht nur baulich grundlegend saniert, sondern erhielt eine Reihe von Einrichtungen, die es bislang nicht gegeben hatte: Eine Keller-Bar mit angrenzendem Eventlokal für rund 100 Personen, einen ausgebauten Dachstock mit zusätzlicher Lounge, Nasszellen-Ausrüstung für alle Hotelzimmer, einen Verbindungsteil zum Waschhaus (ebenfalls um 1787 erbaut) und einen Spezial-Lift, der in der Mitte zwischen altem und neuem Teil eingerichtet, Halte auf allen unterschiedlichen Niveaus anbietet. Das Haus entspricht damit voll den Anforderungen der Behindertengleichstellung. Bislang nicht realisiert sind die Sanierung des Durchgangs in den Hof und die darüberliegende Terrasse, und weil die Nachfrage

Skizze mit heutiger Nutzung (Sicht von der Kirchgasse). Bild Kreuz AG

zu klein war, wurde der Co-Working-Raum nach kurzer Zeit aufgegeben. Die AG versteht das «Kreuz» als «Generationenhaus», was eigentlich bloss die Tradition fortsetzt. Gemeindepräsident Rudolf Neuenschwander hielt schon zum 100-Jahr-Jubiläum des «Kreuz» 1991 fest: «Die Institution Kreuz verwirklichte schon damals, was heute unter dem Begriff ‹Durchmischung der Generationen› anstelle von Altersghettos angestrebt wird.» Und unter dem Frauenverein und Amélie Moser war das «Kreuz» bereits als Handwerkerherberge, «Wirtschaft mit Ausschluss der Verabreichung geistiger Getränke», «Kosthaus» für Alleinstehende, Volksküche, Kurs- und Vortragslokal, Bibliothek, Krankenmobilienmagazin und Altersasyl gegründet worden. Ab 1898 war das «Kreuz» bis 1937 auch ein Kinderheim, also von Anfang an im engeren Sinne ein Generationenhaus.

Den Umbau realisierten unter Leitung von Architekt Christoph Grütter 60 vorwiegend lokale Handwerksbetriebe in rund 5'000 Arbeitsstunden. Budi Herzig vom Alten-Schlachthaus-Team und Beatrice Mühlethaler führten die Handwerker an, die unter anderem gemäss der Einweihungsschrift 55 Kubikmeter Frischbeton und drei Tonnen Armierungseisen verbauten. 30 Tonnen Holz wurden entsorgt. Am 1. September 2017 öffnete das neu erstandene «Kreuz» mit einem Fest wieder. 440'000 Franken steuerte der bernische Lotteriefonds bei, 195'000 Franken die Denkmalpflege, und obendrein gab's ein Bundesdarlehen von 840'000 Franken. Die Aktionärsversammlung, je vor und nach der Eröffnung, versammelte in den Hammel Vins-Lagerhallen fast 400 Leute entsprechend ungefähr der Zahl der «Kreuz»-Volksaktionäre und -aktionärinnen.

Auf der «KreuzKellerBühne» wird das kombinierte Programm aus dem früheren Alte-Schlachthaus-Programm und den seinerzeitigen Kreuz-Abenden geboten. Mehr als die Hälfte der Events sind ausverkauft. Amy Moser, die musikalisch hochbegabte, würde dabei wohl die würdige Fortsetzung ihrer «Obesitze» erkennen.

Das «Kreuz»-Team hat 2018 den Spezialpreis der Denkmalpflege erhalten. Oben: Albert Weibel, Marc Guggenbühler, Budi Herzig (v.l.). Mitte: Birgit Weder, Pascale Zaugg, Kathrin Bischofberger, Jsabel Trachsel. Unten: Hanspeter Jakob, Michael Schärer, Michael Barz. Foto Kreuz AG

Hätte das «Kreuz» des Frauenvereins gerettet werden können?

Noch ist nicht ganz klar, ob das aktuelle Betriebskonzept nachhaltig ist, die Auslastung der Hotelzimmer genügend und der Ertrag des Restaurants so, dass die Betriebs-AG Ende 2018 die Aktionäre mit schwarzen Zahlen erfreuen kann. Sicher aber ist: Ohne die IG und vor allem das Schlachthaus-Team samt Nachfolgeorganisation hätte es das neue «Kreuz» nicht gegeben. Herzogenbuchsee täte sich wohl bis heute schwer mit dem Erbe Amélie Mosers. Die Gemeinde würde womöglich wie in der Zeit um 2010 schwanken zwischen der Verpflichtung, das grosse Frauenwerk fortzuführen und ein öffentliches Haus zu betreiben und der Bürde einer nun 240-jährigen Liegenschaft, die durch einen Verkauf die Gemeindefinanzen deutlich entlasten würde. Aus dem Dilemma wurde nun ein Zuversicht bietender Ausweg im Gesamtinteresse des Dorfes gefunden.

Die Frage stellt sich nach dem glanzvollen Wieder-Eröffnungsjahr durchaus: Hätte das dem Frauenverein und der Stiftung nicht auch gelingen können? Zum Beispiel mit der gleichen Finanzspritze von zwei Millionen durch die Gemeinde sowie Kantons- und Bundesbeiträgen? Die Antwort lautet eher nein. Die starke Bindung ans Verbot des Alkoholausschankes machte einen Neubeginn innerhalb der Stiftungsstrukturen schwer. Das Ehrenamtlichkeitsprinzip in der Arbeit rund ums «Kreuz» war der jungen Generation, bei welcher die Frauen in der Berufsqualifikation und den Arbeitszeiten nach und nach zu den Männern aufgeschlossen hatten, immer weniger zu vermitteln. Und es gab 2003 kein Team wie dasjenige des Schlachthauses, das so clever Unternehmergeist und Kultur-Knowhow verkörpert hätte. Selbst in der Grosszügigkeit der Forderungen für eine Sanierung fühlten sich Frauenverein und Stiftung dem scheinbar Machbaren verpflichtet. Für die alten Teams mochte sich die Gemeindekasse nicht zu öffnen, und der Mut der Frauen war nicht mehr der frische von 1890/91.

So bleibt das Fazit, dass die Frauen in Herzogenbuchsee rund ums «Kreuz» ein sozialpolitisch und kulturell reiches Erbe geschaffen haben, das sie in stark gewandelten Zeiten selbst nicht mehr fortführen konnten oder wollten. Dass dies nun eine neue Generation von unternehmerischen Jungen mit viel Kultur-Flair tut, ist ein unschätzbarer Gewinn fürs Dorf.

Literatur

Aerni-Baltensberger, Helene: 100 Jahre Frauenverein Herzogenbuchsee; Herzogenbuchsee, 1970. / Fröhlich, Christina/Hunziker, Elsbeth: 100 Jahre «Kreuz» Herzogenbuchsee 1891-1991; Herzogenbuchsee, 1991. / Lehmann, Rolf: «In han Zyt, i bi pensioniert…», Kurzbiografie im Privatdruck, 2014 / Moser Amy: Ein Gedenkblatt – 50 Jahre alkoholfreies Gast- und Gemeindehaus zum «Kreuz» Herzogenbuchsee 1891 bis 1941; Herzogenbuchsee, 1941 / Moser, Amy: Amélie Moser-Moser 1839-1925 – Leben und Wirken; Bern, 1946 / Schiesser, Hans Kaspar: Das «Kreuz» – 1890 bis 2003; Fotobuch/Privatdruck (im Dorfarchiv und in der Bibliothek erhältlich), Herzogenbuchsee, 2017 / Stalder, Lisa: Kreuz 2017 – Rückblick, Ausblick, Querblick; Herzogenbuchsee, 2017 / Sturzenegger, Hans Peter: 100 Jahre «Kreuz» Herzogenbuchsee; in: Jahrbuch des Oberaargau, Jahrgang 1991, digital unter http://biblio.unibe.ch/digibern/jahrbuch_oberaargau/jahrbuch_oberaargau_1991.pdf / Waser, Maria: Land unter Sternen; Stuttgart, 1930

Oberaargauer Pioniergeist

Die Geschichte der Pflegelinie Suissessences

Bettina Riser

Chli Spinner muesch si! Mä chönnt jo säge: Was wosch jetz mit 50i no Nöis afo? Chönntsches jo ou eifach no chli schön ha und z'Änd bure. Äs isch aber spannender, Nöis aaz'packe, innovativ z'si. Mir Bure sinis ide letschte Johr ender gwöhnt, eis ufe Dechu z'übercho. Grüehmt z'wärde stöut uf, isch üsi Triebfädere.

Bauer Fritz Hess

Die Geschichte von Suissessences begann vor einigen Jahren an einem Männerabend in der Sauna von Bauer Fritz Hess in Wangen an der Aare. Er sinnierte zusammen mit ein paar Kollegen über die Zukunft der Schweizer Landwirtschaft. Die ganzen WTO-Verhandlungen, die Öffnung der Märkte, der steigende Preisdruck liessen ihre Zukunft als Kleinbauern nicht eben rosig aussehen. Und ganz grundsätzlich stellten sie sich die Frage, ob sie bis zur Pensionierung bei Ackerbau, Schweine- und Rindermast bleiben wollten oder nicht doch noch einmal etwas Neues anfangen sollten. Ein Wort gab das andere, und mit dem Schweiss kamen auch die Gedanken ins fliessen. Der duftende Aufguss brachte sie auf die zündende Idee: Warum machen wir unseren Aufguss eigentlich mit Fichtennadelöl aus Finnland? Könnten wir solche Essenzen nicht auch selber herstellen? Wir haben Wald und Land, könnten also nicht nur Nadelhölzer destillieren, sondern auch Kräuter anbauen und weiterverarbeiten – etwas, das blüht, fein riecht und schön ist zum anschauen. Und schon sahen sie auf ihren Feldern den Lavendel blühen. Sie träumten davon,

Lavendel, Rosenmelisse, Muskatellersalbei auf einem Feld bei Bettenhausen.
Foto Verfasserin

aus dem Oberaargau eine kleine Provence der Schweiz zu machen, dem Oberaargau ein neues Gesicht zu geben, mit dem man ihn identifizieren kann. Und so begannen die Bauern, sich im Internet über Kräuteranbau und die Weiterverarbeitung von Kräutern schlau zu machen. Als sich Fritz Hess kurz darauf die Gelegenheit bot, eine kleine Destillationsanlage zu kaufen, musste er nicht lange überlegen und griff zu.

Das ist kein Zufall. Fritz Hess war schon immer ein Umtriebiger. Einer, der Ideen hat und sich auch getraut, sie umzusetzen. Er probierte schon vieles aus und hat unterdessen ein entsprechend grosses Netzwerk. Als junger Bauer arbeitete Fritz zusätzlich als Plättlileger. Nicht selten ging aber der ganze Verdienst daheim im Betrieb wieder drauf, weil eine Kuh krank war, weil eine Maschine ersetzt werden musste, es gab immer etwas. «Warum verdiene ich mein Geld eigentlich auswärts?», fragte er sich, «eigentlich wäre es doch viel gescheiter, gerade aus dem Betrieb heraus etwas zu machen, die Leute auf den Hof zu holen». So entstand Ende der Achtzigerjahre unter dem Motto «Der Bauernhof als rustikale Gaststätte» eine der ersten Besenbeizen der Schweiz. Damit er überhaupt wirten durfte, machte Fritz das Wirtepatent. Er war gerne Gastgeber, es gefiel ihm, wenn auf dem Hof so viel Betrieb war. Die Leute kamen gern und zahlreich ans Burezmorge auf dem Bauernhof. Ihre Freude wirkte ansteckend, war Bestätigung und Genugtuung und motivierte, weiterzumachen. Aus dem alten Rungglechäuer wurde ein Musikstudio, in dem bald die halbe Solothurner Musikszene ein und aus ging. Und es fand ein gross angelegter Tag der offenen Tür statt, an dem vom Landmaschinenverkäufer über den Vertreter der Landi, dem Tierarzt, Behördenmitgliedern bis hin zum Buchhalter alle vertreten waren, mit denen ein Bauer zu tun hat. Sie hätten alle Karten auf den Tisch gelegt, alle Zahlen offengelegt, sagt Fritz Hess, weil es manchmal weh tue, als Bauer auf einen Subventionsbezüger oder Umweltverschmutzer reduziert zu werden. Er wollte den Leuten zeigen, wie es wirklich ist.

Zur gleichen Zeit gründeten Fritz Hess und seine Frau eine Familie. Viel Betrieb daheim und viel Betrieb auf dem Hof, das wurde plötzlich alles zu viel. In den folgenden Jahren standen wieder die Landwirtschaft und die Familie im Vordergrund. Aber die Neugier und die Lust, Neues auszuprobieren, das blieb. Es blieb auch der Mut, etwas nicht nur ein bisschen, sondern wenn schon, dann grad richtig anzupacken.

Ernte und Destillation.
Fotos Verfasserin

So nahm Jahre später die Idee, Kräuter anzubauen und selber weiterzuverwenden, ziemlich schnell Gestalt an. Es waren unterdessen neun Bauern aus der Umgebung, die sich zusammengefunden und begonnen haben, verschiedene Kräuter anzubauen und erste Destillationsversuche zu machen.

Ein entscheidendes Puzzleteil fehlte noch: dieses lieferte Brigitte Schulthess – Biologin, Aromaexpertin, beruflich seit Jahren in der Duftentwicklung tätig. Bislang kreierte sie ihre Düfte immer aus ausländischen Essenzen. Als ihr per Zufall zu Ohren kam, dass es im Oberaargau Bauern gab, die einheimische Kräuter und Nadelhölzer destillieren, machte sie sich schnellstens auf den Weg nach Wangen. Düfte aus Schweizer Fichten- und Weisstannennadeln, Pfefferminze oder Melisse herzustellen, das war schon immer ihr Traum gewesen. Doch konnte es sich finanziell überhaupt lohnen, ätherische Öle aus einheimischen Pflanzen herzustellen? Und was hatten die Bauern damit überhaupt vor? Die ersten Öle waren bereits produziert, was daraus werden und wie man sie vermarkten sollte, darüber hatten sich die Bauern noch gar nicht so konkret Gedanken gemacht. Brigittes Befürchtungen hatten sich nämlich bewahrheitet; die marktüblichen Preise der Öle deckten die Herstellungskosten bei weitem nicht. Einheimische Öle sind im Vergleich zur Massenware aus dem Ausland viel zu teuer. Gab es trotzdem Möglichkeiten, die Vision der Bauern zu verwirklichen?
Es zeigte sich schnell, dass die Begegnung zwischen der Biologin und den Bauern eine glückliche Fügung war. «Wir haben einander ideal ergänzt», sagt sie, und: «Wir haben uns sofort gefunden.»
Das Fachwissen von Brigitte Schulthess war genau das, was noch gefehlt hatte und dem Projekt schliesslich zum Durchbruch verhalf. Gemeinsam entstand die Idee, aus den herrlich duftenden Ölen eigene Pflegeprodukte herzustellen, die authentisch und nach Schweiz riechen. Durch die Weiterverarbeitung in ein fertiges Produkt sollte es möglich sein, höhere Rohstoffpreise zu erzielen. Und, das war schnell klar, nur wenn die Bauern an der ganzen Wertschöpfungskette beteiligt sind, rentiert der Eigenanbau. Als Fettbasis für die Pflegeprodukte sollte einheimisches Rapsöl verwendet werden, ebenfalls aus eigenem Anbau. Das war die zweite zündende Idee, denn Rapsöl war in der Kosmetik noch ein Novum, und

Brigitte Schulthess in ihrem Labor in Langenthal. Foto Verfasserin

seine hautpflegenden Eigenschaften waren noch wenig bekannt. Das Projekt begann, konkrete Formen anzunehmen. Gemeinsam gründeten Brigitte Schulthess und die Bauern 2005 die Firma Suissessences, wobei sich jeder zu gleichen Teilen finanziell beteiligte.
Brigitte Schulthess begann bei sich zu Hause in ihrem kleinen Labor, verschiedene Duftmischungen zu entwickeln. Neue Düfte entstehen nicht erst durch ausprobieren, sondern bereits im Kopf. «Wenn ich mir eine bestimmte Kombination von Ölen vorstelle, kann ich den Duft eigentlich schon riechen», sagt sie, nach all den Jahren habe sie nicht nur eine feine Nase, sondern auch eine gute Vorstellungskraft entwickelt. Als Parfumeurin sieht sich Brigitte Schulthess aber nicht, eher als Entwicklerin von Naturparfums. Sie sei Biologin, konventionelle synthetische Parfums hätten sie nie interessiert. Ein Labor ist äusserlich betrachtet eine nüchterne, sterile Angelegenheit. Riecht man aber an einem Duftstreifen, wird man weggetragen in eine andere Welt, sieht und riecht den Wald, oder

Folgeseiten: Muskatellersalbei, Zitronenmelisse und Rosenmelissefeld. Fotos Verfasserin

wähnt sich mitten in einem blühenden Lavendelfeld. Es braucht ein ganzes Feld voll Lavendel, um einen Kanister Öl zu gewinnen; für ein Kilogramm Öl müssen 300 bis 600 Kilogramm frische Lavendelblütenrispen geerntet und destilliert werden. Für Melissenöl braucht es gut und gerne zwanzig Mal so viel frisches Pflanzenmaterial. Das ätherische Öl aus Nadelhölzern wird aus den Ästen gewonnen, die bei der Pflege der eigenen Waldbestände anfallen. Destilliert werden die gehäckselten Zweige und Nadeln. Je geringer der Holzanteil, desto feiner wird das daraus gewonnene Öl.
Bei der Entwicklung der Produkte stehen immer die ätherischen Öle im Vordergrund. Die Rohstoffe sind beschränkt, deshalb richtet sich die Produktepalette nach dem, was die Schweiz vom Klima her bieten kann. Im Zentrum stehen frische, leichte, klare und herbe Düfte, welche die Bodenständigkeit, Sauberkeit und Naturverbundenheit der Schweiz verkörpern: Fichte, Douglasie und Weisstanne, Lavendel, Rosen- und Zitronenmelisse, Pfefferminze und Muskatellersalbei.
Ein Besuch im Labor von Brigitte Schulthess ist eine Wohltat für die Sinne – aber nach so vielen konzentrierten Düften braucht die Nase auch einmal Pause. «Am liebsten rieche ich frische Waldluft, die Blumen in meinem Garten, die feuchte Luft an einem See im Sommer, Ich schnuppere auch gerne an meiner Katze, oder Kaffeeduft am Morgen, das ist auch etwas Feines – einfach alles, was positive Gefühle bei mir auslöst», sagt Brigitte.

Auf dem Feld und im Labor wurde fleissig gearbeitet. Es entstanden die ersten fertigen Produkte. Sie wurden von den Bauern, ihren Verwandten und Bekannten getestet, man war begeistert. Über einen Verwandten entstand der Kontakt zu einer Werbeagentur. Sie entwickelte das Logo und eine Broschüre und verhalf der kleinen Firma zu einem professionellen Werbeauftritt. Aber wie bringt man seine Idee unter die Leute? Der Zufall half. Im Herbst 2006 wurde an der Weinmesse in Bern kurzfristig ein Stand frei. Brigitte und die Bauern brauchten nicht lange zu überlegen: Diese Chance wollten sie packen! Also hiess es: Gas geben! Und nicht nur das: Fürestoh, sich präsentieren, zeigen, wofür man so lange gearbeitet hat. Ihr erster Auftritt in der Öffentlichkeit wurde ein voller Erfolg. Zwischen Wein, Käse und Würsten präsentierten die Bauern in weissen

Hemden und rosafarbenen Krawatten ihre Duschgels, Handcrèmen und Lotionen. Manchen Bauern fiel das «Fürestoh» anfangs schwer, es war nicht ihre Welt, in der sie sich da plötzlich bewegten. Aber es mussten alle hinstehen. Und es war am Ende für alle eine positive Erfahrung. Weil sie merkten, wie gut es tat, Bestätigung zu bekommen, gerühmt zu werden. Landwirte mit einer eigenen Pflegelinie – die Idee war ungewohnt, sorgte für Aufsehen und gefiel. Es folgten weitere Märkte, Presseartikel, viel positives Echo und schliesslich die Nominierung zum Agropreis 2007. Suissessences erreichte den zweiten Rang und gewann den Publikumspreis. Die Medienresonanz war gross, der Erfolg tat gut, beflügelte, brachte aber ein Arbeitspensum mit sich, das alle an ihre Grenzen brachte. Suissessences professionalisierte sich und wurde eine Genossenschaft. Jeder Bauer erhielt seinen eigenen Zuständigkeitsbereich. Die Produkte verkauften sich gut, die Erlöse wurden jeweils wieder in die nächste Abfüllung und in die Werbung investiert. Die Genossenschafter konnten sich erstmals einen kleinen Stundenlohn auszahlen. Es folgte eine Zeit intensiver Zusammenarbeit. Die Geschäftsleitung traf sich alle zwei Wochen, telefoniert wurde fast täglich. Es wurden neue Produkte entwickelt und neue Verkaufskanäle gesucht. Man konnte die Pflegelinie nun auch in Apotheken, Drogerien und sogar beim Loeb kaufen. Die Euphorie war gross, die Ernüchterung daraufhin auch. Es zeigte sich, dass die Pflegeprodukte neben all den – teilweise viel billigeren – Konkurrenzprodukten in den Läden einen schweren Stand hatten. Die Verkaufszahlen brachen ein. Was tun, um sich besser verkaufen zu können? Man muss Emotionen wecken, den potentiellen Käufern ein besonderes Erlebnis bieten, sie auf den Hof holen. Ein Produkt muss eine Geschichte haben, damit es sich verkauft – so entstanden die «Genuss- und Wohlfühltage», Besuche auf dem Bauernhof mit Schaudestillation. Daneben wurden neue Verkaufskanäle im Tourismus, im Wellnessbereich und in der Hotellerie gesucht.
Dank grossem Einsatz und Ideenreichtum schaffte Suissessences die Wende. Die Schaudestillationen auf dem Bauernhof sind beliebt, der Onlineverkauf läuft – auch Dank einer neuen Internetseite – wieder gut, und die Suche nach neuen Verkaufskanälen hatte sich gelohnt: Suissessences erhielt einen Grossauftrag von Swissôtel, einer internationalen Hotelkette, und durfte einen eigenen Duft entwickeln, der nach Schweiz riechen sollte,

nach kühlem, klarem Quellwasser, Alpenwiese, sauberer, frischer Luft und reiner Natur. Er bekam den Namen Pürovel – «rein und klar» – und wurde zur Haupteinnahmequelle. Suissessences liefert die ätherischen Öle, hergestellt werden die Produkte in Kanada, zu finden sind sie in Hotelzimmern auf der ganzen Welt. Nun brauchte es plötzlich die vielfache Menge an Essenzen. Um alles stemmen zu können, erhielten die neun Landwirte Unterstützung aus dem Waadtländer Jura. Zwei Bauern aus Bassins liefern ihnen Weisstannendestillate. Suissessences ist in neue Dimensionen vorgestossen. «Es war ein langer Krampf. Wir investierten viel Zeit und Energie in etwas, von dem wir nicht wussten, ob es sich je auszahlt», meint Brigitte Schulthess. Es hat sich ausbezahlt, doch es kam der Punkt, an dem sich der Aufwand für die eigene Linie kaum mehr lohnte. Die unter anderem auf Naturkosmetik spezialisierte Firma Phytomed zeigte sich schon nach der ersten Kontaktaufnahme sehr interessiert, Herstellung und Vertrieb der Suissessences-Produkte zu übernehmen. Dies schien für alle der richtige Weg zu sein. Die ätherischen Öle werden auch weiterhin von den gleichen Bauern geliefert, am Produkt hat sich nichts verändert. Brigitte Schulthess, die vorher hauptberuflich bei Weleda in der Produkteentwicklung tätig war, ist inzwischen fachtechnisch verantwortliche Person und Entwicklungsleiterin bei Phytomed und arbeitet daneben in ihrem eigenen Labor hauptsächlich noch für Swissôtel.
Bei den Bauern zeichnet sich ein Generationenwechsel ab, und ist vieles im Umbruch. Fritz Hess hat letzten Sommer seinem Sohn Christoph den Hof übergeben, nun ist er der Destillateur. Zwei weitere Bauern haben ihre Höfe ebenfalls übergeben. So sitzen an den Versammlungen jetzt nicht mehr nur die Urväter zusammen – es reden auch die Jungen mit und bringen neue Energie und ihre eigenen Ideen ein.

Von links: Alex Reber aus Niederbipp, Schaudestillationen / Christoph Hess aus Wangen, Destillateur / Roland Friedli aus Bettenhausen, Onlineshop / Brigitte Schulthess aus Langenthal, Produkteentwicklung, Fachtechnische Leitung / Fritz Hess aus Wangen, Generalist / Jürg Blaser aus Wangen, Vorbereitung Schaudestillationen / Adrian Fankhauser aus Wangen, Holzbeschaffung / Ueli Farni aus Rumisberg, Schaudestillationen / Hansruedi Kopp aus Wiedlisbach, Sekretariat. Es fehlen: Hansueli Flückiger aus Wangen, Kräuterbeschaffung / Fritz Hebeisen aus Bettenhausen, Festwirt
Foto: zvg Suissessences

Neuerscheinungen

Kinderstadtführer Langenthal

Über Langenthal gibt es jetzt einen Stadtführer für Kinder von vier bis acht Jahren. Der «Kinderstadtführer Langenthal» bietet den Kindern und Erwachsenen die Möglichkeit, ihr Langenthal besser kennenzulernen und sich mit der Stadt, in der sie wohnen und aufwachsen, zu identifizieren. Durch das Buch führt eine kindergerechte Figur, welche mit Langenthal verbunden ist – der Fasnachtsvogel Düüdäpp. Dieser Düüdäpp also besucht die verschiedenen Örtlichkeiten, setzt sich dort hin und die Kinder erhalten («von ihm») in einer einfachen Sprache und mit logischen Fotos Informationen zu zwölf typischen Langenthaler Sujets: Fasnacht, Langete, Hochwassertrottoirs, Schwimmbad, Wässermatten, Wappen, Wuhrplatz, Bären, Marktgasse, Stadttheater, Stoplisi, Hirschpark.

Die Beschreibungen sind einfach verständlich und in Basisschrift abgedruckt, welche die Kinder in Langenthal seit 2015 lernen. Zusätzlich, hinten im Buch eingelegt, ein Stadtplan im Format A1 (kindergerechte Illustration) und auf der Rückseite dieses Stadtplans: Für die grossen Menschen umfassende Beschreibungen und geschichtliche Hintergrundinformationen über die zwölf Orte.

Daniel Gaberell

Von Nathalie Scheibli, Simon Kuert, Willy Jost, Cynthia Häfliger und Daniel Gaberell. Erschienen im Kulturbuchverlag Herausgeber, 30 Seiten, 297 x 210 cm, fadengeheftet Pappband, ISBN 978-3-905939-52-1, Fr. 28.–

Nik Gygax – Bouillabaisse & Bärnerplatte

Familienangehörige, gute Freunde, Verleger Daniel Gaberell und Fotograf Matthias Kuert haben zum 60. Geburtstag von Nik Gygax ein tolles Buch herausgegeben: «Bouillabaisse & Bärnerplatte» passt zum eigenwilligen 18-Punkte-Chef: Er geht mit Meergetier genial um, als wär' er in der Bretagne geboren. Aber seine traditionellen, bodenständigen Gerichte, die er in der «Beiz» serviert, sind genau so gut. Im Buch gibt es beides: Rezepte mit Hummer. Und Rezepte für sein berühmtes Cordon bleu und für Hacktätschli. Hübsch fotografiert, zum Nachkochen empfohlen.
GaultMillau-Chef Urs Heller im Vorwort des Bildbands: «Nik hat fürs Kochen so etwas wie einen siebten Sinn. In der Welt der Musik spricht man vom absoluten Gehör. Dem Nik attestiere ich den absoluten Geschmackssinn – Nik ist grandios und grosszügig.»

Aus «Gault&Millau»

Von Annemarie Wälchli, Urs Zurlinden, Urs Heller und Matthias Kuert. Erschienen im Kulturbuchverlag Herausgeber, 152 Seiten, fadengehefteter Pappband mit Goldprägung, Grossformat 26 x 29 cm, ISBN 978-3-905939-49-1, Fr. 62.–

Steckholz

Durch die Fusion mit Langenthal ist Untersteckholz bereits 2010 aus der bernischen Gemeindelandschaft verschwunden. Seit 2014 bemüht sich nun auch Obersteckholz um den Anschluss an den grossen Nachbarn. Bereits aufgelöst hat sich dort im Jahr 1995 die Burgergemeinde. Sie stiftete aus ihrem Vermögen ein Legat mit der Zweckbestimmung, ein Buch über die Geschichte des Ortes zu erarbeiten. Dieser Aufgabe ist die Einwohnergemeinde nun nachgekommen, bevor der definitive Fusionsentscheid gefallen ist, wobei sie den Inhalt des Buches weiter fasste: Nicht nur Obersteckholz wird darin dargestellt, sondern auch Untersteckholz.
Bereits mit der Stiftung des Klosters St. Urban im Jahr 1194 wurde «Stekgholz» erstmals urkundlich erwähnt. Das ist kein Wunder, liessen

sich die Zisterzienser doch zuerst im Weiler Kleinroth nieder, ehe sie nach Tundwil an der Rot zogen. Die alte Klosterkirche diente noch bis zur Reformation als Pfarrkirche. Steckholz hatte damit noch vor Langenthal ein eigenes Gotteshaus.

Das und noch vieles mehr liest man im neuen Buch – das erste überhaupt über den Lebensraum Steckholz, in dessen beiden Einwohnergemeinden es neben Trennendem auch viel Gemeinsames gibt. Von Lage, Wappen und Bevölkerung spannen die Brüder Simon und Hannes Kuert als Autoren den Bogen von den Anfängen bis zur Gegenwart, stellen auch Wirtschaft und Vereine vor und weisen im Kapitel über Eigenheiten auf Besonderheiten hin.
Dass ein eigenes Buch über Steckholz erst jetzt erscheint, ist kein Zufall, sprudeln die schriftlichen Quellen über kleine ländliche Gemeinden doch recht spärlich. Die Autoren wissen dem mit zuweilen unkonventionellen Zugängen zu begegnen, etwa wenn sie die Inserate aus dem Festführer eines Bezirksmusiktages dazu verwenden, die Vielfalt des Handwerks um 1950 darzustellen.
Zwischen die einzelnen Kapitel sind die stimmungsvollen Fotos von Willy Jost grossformatig eingestreut, was für eine willkommene optische Auflockerung sorgt. Gemeindepräsident Heinrich Jörg trägt neben dem Vorwort zahlreiche Bilder zum gelungenen Buch bei, mit dem sich die beiden Steckholz würdig aus der Gemeindelandschaft verabschieden und aufzeigen, dass sie auch als Teil von Langenthal ein interessanter Lebensraum bleiben werden. Schliesslich beanspruchen die beiden eigenständigen Einwohnergemeinden nicht einmal ganz zwei Jahrhunderte aus dessen langer Geschichte.

Jürg Rettenmund

Von Simon Kuert, Hannes Kuert, Heinrich Jörg (Texte) und Willy Jost (Fotos). Erschienen im Kulturbuchverlag Herausgeber, 224 Seiten, 220 x 250 cm, Pappband, ISBN 978-3-905939-46-0, Fr. 27.–

Mein Blick in analoge Zeiten

Rudolf Baumann blickt in seinem neusten Buch zurück in die Zeit, in der die digitale Welt noch nicht oder nur ganz am Rand Einzug gehalten hatte. Es ist eine nostalgische Zeitreise, «als die Geräte noch mehrheitlich mechanisch und gross waren, lärmten, warm wurden und manchmal stanken», wie der Autor im Vorwort schreibt. Baumanns Werk ist nicht nur eine Beschreibung früherer technischer Anwendungen, es ist vielmehr eine breite Auslegeordnung von Technologien, die rein auf analoger Basis funktionierten. Da wird etwa der Werdegang der Drucktechnik, der Fotografie, der Tonaufzeichnung, von Radio, Film und Fernsehen nachgezeichnet und mit vielen Fotos und Darstellungen präsentiert. Daneben widmet Rudolf Baumann aber auch ganze Kapitel der Glasmalerei, der Glockenherstellung, den Plakaten, Medien und vielen weiteren seiner Interessensgebiete.
Es ist eine Art Techniklexikon, das teilweise den Bezug zu Baumanns Leben herstellt. So erinnert sich der Autor etwa daran, wie fasziniert er als Gymnasiast in der Dunkelkammer Fotos entwickelte und vergrösserte. Der Autor macht keinen Hehl daraus, dass er vieles von früher vermisst und einige Entwicklungen bedauert. Trotzdem kommen ihm heute etliche digitale Anwendungen zustatten. Nicht ohne eine gewisse Genugtuung stellt er am Ende fest, dass manches sich behauptet hat wie das Papier, und andere analoge Medien, etwa die Langspielplatte oder die analoge Fotografie, sogar ein kleines Revival erleben.

Herbert Rentsch

Mein Blick in analoge Zeiten. Autor: Rudolf Baumann, erscheinen bei Merkur Druck und Verlag AG, 328 Seiten, 17 x 24.5 cm, Broschur mit Klebebindung, Fr. 46.-

Eiserne und andere Vorhänge

«Begegnung am Limes» betitelt der Madiswiler Werner Scheidegger sein neuestes Werk, das er im Eigenverlag herausgegeben hat. Doch unter die Historiker ist der Gründer und ehemalige Geschäftsführer der Biofarm in Kleindietwil nicht gegangen. Das macht das Bild auf dem Umschlag klar: Es zeigt keine römische Grenze, sondern die zwischen der Bundesrepublik und der Demokratischen Republik Deutschland in Bayern.

Um den Eisernen Vorhang, der die beiden Staaten sowie Westeuropa vom Ostblock trennte, geht es denn auch in den ersten Geschichten. Werner Scheidegger bereiste unser nördliches Nachbarland zweimal, kurz nachdem dieser im Herbst 1989 gefallen war. Er berichtet über die Kontakte von damals und beurteilt sie anhand einer weiteren Reise in die ehemalige DDR, welche die Kirchgemeinde Madiswil 2016 zu den Schauplätzen der Reformation organisierte. Ihn beeindruckte vor allem die friedliche Art und Weise, wie diese Revolution stattfand. Hauptsächlich jedoch gestaltet Werner Scheidegger hier das Porträt einer Bekannten, die die Trennung Deutschlands am eigenen Leib miterlebt hat: Ihre im Raum Stuttgart lebenden Eltern nutzten 1931 die vom Staat geförderte Möglichkeit, auf Land der ehemaligen Grossgutshöfe von Mecklenburg umzusiedeln, wo sie nach dem Zweiten Weltkrieg Opfer der Kollektivierung wurden. Sie selbst konnte als Mitglied einer Kirchgemeinde schliesslich wieder in den Westen auswandern.

Einfühlsam schildert Werner Scheidegger, der zeitlebens in Madiswil lebte, wie diese Menschen in neuen, völlig anderen Umgebungen Wurzeln schlagen, wie ihre alte Heimat für sie aber ein Sehnsuchtsort bleibt. Seine eigene Standorttreue bedeutete für Werner Scheidegger jedoch nicht, dass er selbst keine Grenzen überschritt. «Erlebnisse und Gedanken eines Grenzgängers» umschreibt er denn auch sein jüngstes Werk. Als solchen beschrieb er sich bereits bisher, weil er als Landwirt nicht konventionelle Wege ging, sondern zu einem Pionier des Biolandbaus wurde.

Nun thematisiert er im zweiten Teil vor allem sein Verhältnis zur Religion. Anknüpfungspunkt bietet ihm das Gedenkjahr zum Beginn der Reformation von 1518, zu dem er sich persönlich an Martin Luther wendet. Dass ihn diese Fragen bereits länger beschäftigen, belegen Texte zum Essaywettbewerb der Zeitung «Der Bund» aus den Jahren 2011 und 2013. Er wolle dabei, schreibt er dem Reformator aus Wittenberg, vor allem eine Lanze brechen für tatkräftiges Handeln.

Jürg Rettenmund

Begegnung am Limes. Grenzüberschreitungen, Erlebnisse und Gedanken eines Grenzgängers. Autor: Werner Scheidegger, erschienen im Eigenverlag, 170 Seiten, 147 x 210 cm, Broschur mit Klebebindung, Fr. 24.–

Geburt im Dunkeln – Erfahrungen mit Krebs (Madeleine Multerer-Heiniger)

«Als gesunder Mensch hat man oft die Wahl, alles auf einer Bühne geschehen zu lassen und als Zuschauer Abstand zu nehmen. Das kann ich nicht mehr.» Dies nur einer der eindringlichen, kurzen Texte von Madeleine Multerer-Heiniger, welche Thomas Multerer und Martin Lienhard zusammengestellt haben. Die erst 32 Jahre alte Frau hat soeben erfahren, dass sie an Magenkrebs leidet, die Prognose der Ärzte ist schlecht. Zu diesem Zeitpunkt hat sie eine einjährige Tochter.
Um es gleich auf den Punkt zu bringen, dies ist kein einfaches Buch! Das sind Bücher über das Sterben nie. Bei guter Laune mag man dieses Buch wohl lieber nicht lesen. Wenn man todkrank ist, wohl erst recht nicht. Sich den eigenen Tod vorzustellen, ist wohl etwas vom abstrakteren, was wir zu denken vermögen. Auch das eigene Sterben ist schwierig vorstellbar.
«Geburt im Dunkeln» ist indes für jeden ein erhellendes Buch, welcher sich in einem stillen Moment mit diesem Thema beschäftigen möchte. Das Sterben als individueller persönlicher Prozess! Es ist ein Buch zum Anschauen. Madeleine Multerer-Heiniger hat während der kurzen Zeit, welche ihr von der Diagnose bis zu ihrem Tod noch blieb, viele Zeichnungen und Gemälde geschaffen. Bilder und begleitende Texte, widerspie-

geln eindrücklich ihren individuellen, persönlichen Sterbeprozess.
Das Buch erschien in einer überarbeiteten Neuauflage anlässlich der Ausstellung «Frauen vom Land unter Sternen» im Schulhaus Oschwand, welche im Sommer 2018 zu sehen war. Herausgeber sind Thomas Multerer, ihr damaliger Ehemann, und Martin Lienhard. Er begleitete Madeleine Multerer-Heiniger als damaliger Spitalpfarrer während ihrem Sterbeprozess. Von ihnen beiden stammen auch die begleitenden Texte.

Res Greub

Zeichnungen, Malereien und Texte von Madeleine Multerer-Heiniger. Vor-, Nach- und Begleitwort von Martin Lienhard und Thomas Multerer. Erschienen im Kulturbuchverlag Herausgeber, 96 Seiten, 160 x 220 cm, fadengeheftete Klappbroschur, ISBN 978-3-905939-53-8, Fr. 26.–

Walter Berger

Wäre die Menschheit wie Walter Berger, die Welt könnte eine bessere sein! Die Menschen lebten friedlicher, naturverbundener, neugieriger, philosophischer, geduldiger, und jeder Mensch wüsste von Natur aus, was «wirklich» schön ist!
Denn Walter Berger ist ein Ästhet. Der Künstler Walter Berger ist seit Kindsbeinen dem Lebensraum Wald zugetan. Der Werkstoff Holz wird zu seiner Passion. Eine Schreinerlehre ist Fundament für sein Wirken. Über dies hinaus interessierte er sich aber schon früh für Kunst und Architektur. Seit Jahrzehnten erschafft er schöne Dinge, meist im Stillen. Möbel, Inneneinrichtungen, Skulpturen, Rauminstallationen, Interventionen in Raum und Zeit. Die Übergänge sind fliessend.
Ausser seine Grundausbildung, als Schreiner, eignet er sich sein Wissen autodidaktisch an. Ein grosses Glück! Seine Arbeiten sind so ehrlich und frei, wie er selber. Schön, dass wir diesem grossartigen stillen Schaffer, nun in einem Bildband etwas näherkommen dürfen.
Das wunderschöne Buch beinhaltet eine grosse Auswahl von Werken des Künstlers. Ergänzend antwortet Walter Berger auf Fragen von Pirmin Bossart (freischaffender Journalist). Namhafte Personen aus Kunst und Architektur, welche zu seinem Freundeskreis gehören, erzählen über den Menschen und Künstler Walter Berger.
Dieses Buch sei jedem mit gutem Geschmack empfohlen! Etwas, was heutzutage nicht mehr selbstverständlich ist! Sollten Sie sich also nicht sicher sein, ob sie einen guten Geschmack besitzen? Nachdem Sie dieses Buch betrachtet haben, werden auch Sie wissen, was gemeint ist!

Res Greub

Von Pirmin Bossart, Thomas Geiser und anderen (Texte). Fotos von Sabine Affolter, Luzia Wantz, Jürg Stauffer, Urs Hug und anderen. Erschienen im Kulturbuchverlag Herausgeber, 144 Seiten, 190 x 260 cm, fadengeheftete Klappbroschur, ISBN 978-3-905939-47-7, Fr. 42.–

Autorinnen und Autoren des Oberaargauer Jahrbuches 2018

Vorwort: Der Lotzwiler Andreas Greub (*1968) betreut jeweils das Portfolio und die Artikel aus den Themenbereichen Kunst und Kultur.

Am forellenfarbenen Fluss: Urs Mannhart (*1975) ist Schriftsteller, mit Affinität für Arbeiten, wie sie auf Bauernhöfen und Fahrrädern anfallen. Er ist in Rohrbach aufgewachsen und wohnte vielerorts – unter anderem auch in Langenthal. Sein Schreiben wurde mehrfach ausgezeichnet, so auch 2017 mit dem Kulturpreis der Stadt Langenthal.

Bilder einer Ausstellung. In memoriam Gerhard Meier (1917-2008): Richard Kölliker (*1949), Pfarrer (reformiert), Schaffhausen, von Wolfwil SO, Präsident Schweizerischen Protestantischen Volksbund des SPV, Redaktor von «Kirche+Volk», Herausgeber des Buchs «Ich mag das Haschen nach Wind – Spiritualität im Werk Gerhard Meiers», 2016, TVZ Zürich.

Erster und letzter Tag: Werner Rohner (*1975) lebt in Zürich und verbrachte als Stipendiat der Stiftung Lydia Eymann 2016/2017 ein Jahr in Langenthal. 2014 erschien sein erster Roman «Das Ende der Schonzeit».

In 80 Tagen um den Napf – 20 Jahre danach: Ueli Reinmann (*1974) ist für die naturkundlichen Beiträge im Jahrbuch zuständig und lebt im Oberaargauer Jura. Über seinen Freund und Hauptautor dieses Kapitels, Menel Rachdi, sagt er: «Menel ist ein begabter Künstler, Kommunikator, Napfologe und Geschichtenerzähler mit üppigem Bart und grossem Herzen; ausserdem ist er ein passionierter Bahnfahrer!» Mehr über Menels Schaffen: www.menel.ch

b.st.l.: Max Hari (*1950), freischaffender Künstler in Langenthal und Berlin. Studium an der Kunstgewerbeschule und der Universität Bern. Er unterrichtete «Bildnerisches Gestalten und Kunstgeschichte» am Seminar Langenthal und am Gymnasium Oberaargau (1978-2010) und war Dozent für «Zeichnung und Malerei» an der Hochschule der Künste Bern. Seit 1982 zahlreiche Ausstellungen in der Schweiz und in Deutschland. Mit dem Schweizer Schriftsteller Klaus Merz (*1945), der in seiner «Kreidezeit» Sprache unterrichtete, ist er über die gemeinsamen Interessen an Kunst und Literatur freundschaftlich verbunden.

Heimorgeln, aus Leidenschaft gebaut: Hannes Kuert (*1955) ist Organist und Primarlehrer in Melchnau. Er lebt in Obersteckholz.

Gasthof «Zum Weissen Rössli» in Hermiswil: Theres Rentsch-Senn (*1948) schreibt anhand von Erinnerungen ihrer Vorfahren und derjenigen ihres Mannes eine Sozialgeschichte ab dem 17. Jahrhundert über acht «mittelständische» Familien. Die Mitglieder der Familie Mühlethaler, die beinahe 100 Jahre im «Weissen Rössli» in Hermiswil gewirtet habe, sind Vorfahren ihres Mannes väterlicherseits. Therese Rentsch war ursprünglich Sekundarlehrerin phil.I., nach einer Familienphase hat sie als lic.phil. Kinder- und Jugendpsychologin und Psychotherapeutin bis 2016 in einer eigenen Praxis gearbeitet. Sie lebt in Worb.

Wie gewonnen – so zerronnen: Gottlieb Holzer (*1949), geboren und aufgewachsen als Bauernbub in Trimstein. Nach dem Besuch des Lehrerseminars Hofwil Lehrer in Wiedlisbach von 1969 bis 2013. Interesse an Ortsgeschichte und Lokalpolitik.

Triumph des Unsinns: Peter Surava (*1912, †1995), geboren als Hans Werner Hirsch, war Schweizer Journalist und publizierte seine Texte hauptsächlich unter verschiedenen Pseudonymen. 1940 bis 1944 war er Chefredaktor der Wochenzeitung «Die Nation», die er zu grossem Erfolg führte. Trotz Konflikten mit der Zensurbehörde schrieb er gegen den Nationalsozialismus und die offizielle Asylpolitik des Bundes. Bahnbrechend waren seine Sozialreportagen mit Fotografien von Paul Senn.

Ärztlicher Hausbesuch – ein Schwanengesang?: Christoph Blum (*1944) lebt in Langenthal. Von 1977 bis 2011 führte er eine Hausarztpraxis im

Postgebäude beim Bahnhof Langenthal. Ihm ist die Familie wichtig und er war viel in den Bergen unterwegs – er ist Autor von Hochtouren-, Skitouren- und Kletterführern.

1968: Johann Aeschlimann (*1951), aufgewachsen in Lotzwil, Schulen in Langenthal, Universität in Bern. Bis zum Alter von 55 Jahren Journalist (für die «Basler Zeitung» in Washington, D.C., Bonn, Brüssel, dann Bundeshausredaktor für «Der Bund» und «Facts»), ab 2006 im diplomatischen Dienst (Sprecherdienst EDA, Schweizer UNO-Mission New York, Schweizerische Botschaft Berlin), seit der Pensionierung um Teilzeitaufträge bemüht. Schweizer Bezugspunkt bleibt Langenthal.

Zu neuem Leben erweckt. Hans Kaspar Schiesser (*1948) hat in Freiburg im Breisgau Soziologie und politische Wissenschaften studiert. Er arbeitete als Journalist und Experte für alternative Verkehrssysteme. Seit 1990 wohnt er in Herzogenbuchsee und befasst sich – unter anderem auf www.herzogenbuchsee.org – mit Lokalgeschichte. Zwischen 2000 und 2004 war er der (letzte) Präsident der «Kreuz»-Stiftung; momentan präsidiert er die Bibliotheksstiftung.

Oberaargauer Pioniergeist: Bettina Riser (*1969), aufgewachsen und Lehrerseminar in Langenthal, wohnt in Walden oberhalb von Niederbipp.

75 Jahre Gewerbeverein Gondiswil und *Sonderband über den Streik der Huttwiler Eisenbahner im Vorfeld des Landesstreiks von 1918:* Jürg Rettenmund (*1959), Historiker (lic. phil. I) in Huttwil. Redaktor bei der BZ Langenthaler Tagblatt in Langenthal, langjähriger Redaktionsleiter (bis 2014) und heute Mitglied der Jahrbuch-Redaktion.

Weitere und ständige Mitglieder der Jahrbuchredaktion

Daniel Gaberell (*1969) aus Riedtwil, leitet die Geschäftsstelle und Redaktion des Oberaargauer Jahrbuches und betreibt das Oberaargauer Buchzentrum OBZ und seinen Kulturbuchverlag Herausgeber.

Martin Fischer (*1953) ist seit 1998 Präsident der Jahrbuchvereinigung und Mitglied der Jahrbuchredaktion.

Simon Kuert (*1949), Ausbildung zum Lehrer, Studium der Theologie und Geschichte, war Pfarrer in Madiswil und baute als Projektleiter die kirchliche Unterweisung in der Reformierten Berner Kirche neu auf. Seit 1998 ist er als Beauftragter der Forschungsstiftung Stadtchronist in Langenthal. 2001–2013 Pfarrer in Langenthal. Mitglied der Jahrbuchredaktion.

Herbert Rentsch (*1952) aus Herzogenbuchsee war bis Frühjahr 2017 Redaktor bei der Berner Zeitung BZ. Früher arbeitete er als Lehrer in Herzogenbuchsee.

Fredi Salvisberg (*1957) lebt in Subingen und kümmerte sich während vieler Jahren um die Finanzen des Jahrbuch des Oberaargaus.

Esther Siegrist (*1962) aus Langenthal hält mit ihrem administrativen und organisatorischen Geschick die Jahrbuchredaktion verlässlich zusammen.

Sonderband

Hoch die Organisation!

Der Streik der Huttwiler Eisenbahner im Vorfeld des Landesstreiks von 1918

von Jürg Rettenmund

Donnerstag, der 12. September 1918, ist der grosse Tag von Johann Gosteli, Zugführer bei der Langenthal-Huttwil-Bahn und Präsident des Verbandes des Personals schweizerischer Privatbahnen und Dampfschiffgesellschaften. Im Depot am Bahnhof Huttwil stehen kurz vor drei Uhr am Nachmittag alle Lokomotiven unter Feuer. Dann rückt die Mannschaft an, die Lokomotivführer ziehen am Griff für den Signalpfiff, die erste Lokomotive fährt mit roten Rosen geschmückt aus der Halle. «Hoch die Organisation» steht auf einem Schild. Auf den Huttwiler Bahnen ist die Arbeit wieder aufgenommen. Selbst Bahndirektor Fritz Ritz habe in diesem Moment gute Miene zum bösen Spiel gemacht, kolportierte die Tagwacht. Um 14.55 Uhr hatte dieser nach Bern telegraphieren können: «der personalausstand ist beendigt heute nachmittag 4 uhr wird der betrieb auf allen 4 linien wieder aufgenommen.» Bereits um 15.20 Uhr gingen die ersten Gütersonderzüge in alle Richtungen ab. Um fünf Uhr fuhr dann auch der erste Personenzug los, seine Lokomotive ebenfalls mit Kränzen und einer Inschrift geschmückt.[1] Für Johann Gosteli aber endeten vier aufreibende Tage mit einem Sieg auf der ganzen Linie.

Johann Gosteli, Zugführer der Langenthal-Huttwil-Bahn und Präsident des Verbandes schweizerischer Privatbahnen und Dampfschiffgesellschaften, 1928. Bild Schweizerisches Wirtschaftsarchiv Basel, SWA Bv L IV 21 (Bro)

Mit diesem Telegramm kündigt Fritz Ritz, Direktor der Langenthal-Huttwil-Bahn, der Eisenbahndirektion des Kantons Bern am 12. September 1918 um 14.55 Uhr das Ende des Streiks an. Bild Staatsarchiv Bern, FI RM 273

Telegramm — Télégramme — Telegramme

bern v. huttwil 97 25 12/9 2 55 a

kantonale eisenbahndirektion bern

= der personalausstand ist beendigt heute nachmittag 4 uhr wird der betrieb auf allen 4 linien wieder aufgenommen =

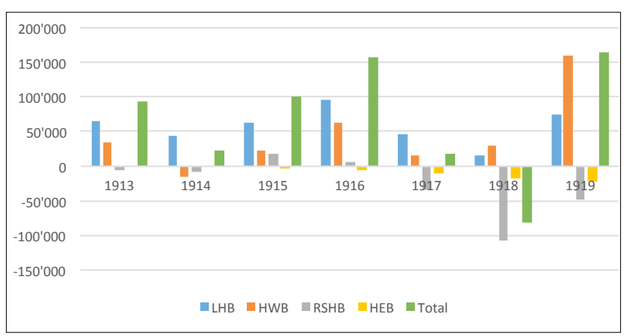
direktion lhb : f ritz +

Das Depot beim Bahnhof Huttwil aus der Bauzeit der Langenthal-Huttwil-Bahn dient heute noch als Werkstatt des Vereins Historische Eisenbahn Emmental. Es wurde anlässlich einer Sanierung 2014-2016 wieder in seiner ursprünglichen Farbigkeit hergestellt. Ebenso wie das eigentliche Depot (links), das 1947 eine erste Erweiterung von um 1920 ersetzte. Bild Verfasser

Die Huttwiler Bahnen

1889 hatte Huttwil nach jahrzehntelagen Bemühungen etwas verspätet Anschluss ans entstehende Eisenbahnnetz in der Schweiz erhalten. Die Linie von Langenthal ins Zentrum des oberen Langetentals konnte sechs Jahre später Richtung Wolhusen fortgesetzt werden. Damit war jedoch das Eisenbahnfieber von Huttwil und seiner Nachbarschaft noch nicht gestillt: 1908 konnte eine weitere Bahn zwischen Ramsei, Sumiswald und dem Städtchen, mit einer Stichbahn von Sumiswald nach Wasen eröffnet werden. Und im zweiten Jahr des Ersten Weltkrieges, am 31. August 1915, erhielt auch Eriswil seinen Anschluss an das neue Verkehrsmittel, das die Transportkapazitäten vervielfachte und insbesondere Huttwil einen wahren Bauboom bescherte.[2] Mit der Verbindung nach Ramsei erhielt endlich auch jene Gegend eine Bahn, die an der alten Poststrasse von Bern nach Luzern lag. Allerdings hatte der schweizerische Bundesstaat den Bau des Eisenbahnnetzes nicht selbst übernommen oder den Kantonen übertragen, sondern der Initiative Privater und der Wirtschaft überlassen. Diese folgten nicht dem «natürlichen Prinzip, ungefähr den frühern Poststrassen entlang» zu bauen, wie es Regierungsrat Niklaus Morgenthaler, der frühere Direktor der Langenthal-Huttwil-Bahn formulierte, als im Grossen Rat die Staatsbeteiligung an der Ramsei-Sumiswald-Huttwil-Bahn diskutiert wurde.[3] Sie verlegten die Schienen vielmehr unabhängig von der Tradition und schufen damit neue Achsen und Knotenpunkte. Zwischen Bern und Luzern führte die Eisenbahn nicht über

Worb, Sumiswald, Huttwil und Willisau, sondern über Langnau und das Entlebuch sowie durch das Mittelland über Aarburg.
Statt einer Hauptbahn entstand zwischen Huttwil und Sumiswald noch eine schwach frequentierte Nebenbahn, die «mit gewissen Schwierigkeiten kämpfte», wie Eisenbahndirektor Walter Bösiger 1925 im Grossen Rat festhielt.[4] Sie schrieb bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges Defizite, ehe 1915 und 1916 erstmals ein Gewinn erzielt wurde. Es war jedoch nicht sie, sondern die Huttwil-Wolhusen-Bahn, die die Kriegsfolgen als erste zu spüren bekam: Sie musste auf Ende 1914 ihr Obligationenkapital umschulden. Luzerner Kantonalbank und Basler Handelsbank, die die Emission der Anleihe in Aussicht gestellt hatten, nahmen in den Vertrag die Bestimmung auf, dass dieser dahinfalle, wenn europäische Staaten in einen Krieg verwickelt würden, was dann am 28. Juli mit dem Angriff Österreich-Ungarns auf Serbien geschah – «als der Vertragsabschluss in naher Aussicht stund», wie es im Geschäftsbericht heisst. Die Bahngesellschaft musste die Emission auf eigene Gefahr und Rechnung durchführen, was nur zum Teil gelang, und die Bahn zur Aufnahme eines Darlehens gegen Hinterlegung der nicht verkauften Obligationen zwang. Immerhin konnten für die verkauften Obligationen «nachdem die erste Panik vorüber war und die Geldmittel wieder flüssiger waren» günstigere Bedingungen erzielt werden als im Angebot der beiden Banken.[5] Es war jedoch nicht dieses Problem, das das Ergebnis der Huttwil-Wolhusen-Bahn 1914 ins Minus drückte: In praktisch allen Rubriken der Einnahmenseite weist die Jahresrechnung ein Minus von rund 15 Prozent aus, während die Ausgaben um einige wenige Prozentpunkte wuchsen.[6]
Abgesehen davon erholten sich die Huttwiler Bahnen jedoch nach Kriegsausbruch relativ rasch wieder vom Einbruch sowohl des Personen-, wie auch des Güterverkehrs: Betrug bei der LHB das Minus im August 1914 beim Personenverkehr noch 48 Prozent und beim Güterverkehr 65 Prozent, lagen die Werte im Dezember noch bei minus 20, respektive 22 Prozent, während bei den Tiertransporten sogar ein Plus gegenüber dem Vorjahr verzeichnet wurde.



Betriebsergebnisse der vier Huttwiler Bahnen 1913-1919:
LHB Langenthal-Huttwil-Bahn
HWB Huttwil-Wolhusen-Bahn
RSHB Ramsei-Sumiswald-Huttwil-Bahn
HEB Huttwil-Eriswil-Bahn

Ähnliche Zahlen hält die RSHB in ihrem Geschäftsbericht fest: Das Minus im August betrug 50 Prozent im Personenverkehr und 53 Prozent im Güterverkehr, jenes im Dezember noch 15 Prozent, respektive ein halbes Prozent. Keinen «nennenswerten Rückgang» verzeichneten hier die Tiertransporte. Schon mit der Einführung des Winterfahrplans erwies sich die Zahl der eingesetzten Züge als ungenügend, besonders als die Obsternte abtransportiert werden sollte, aber auch für die Milch. Obschon Zusatzzüge eingesetzt wurden, konnten die Fahrzeiten nicht eingehalten werden, und es kam im Personenverkehr zu Anschlussbrüchen. Vom 6. Oktober an wurde ein besonderer Güterzug Lotzwil-Langenthal geführt, der auch das Langenthaler Industriequartier bediente (heute Langenthal Süd). Wegen des eingeschränkten Fahrplans kam es zu Entlassungen beim ohne Vertrag angestellten Personal, während «von einer Lohnreduktion und Sistierung der Gehaltsaufbesserungen auf Zusehen hin Umgang genommen» wurde.[7]
Auch ein anderes Problem setzte mit dem Ausbruch des Krieges ein: Im August erhielt die LHB keine Kohle. «Die Beschaffung des Schmiermaterials und namentlich des Petrols gestaltete sich zusehends schwieriger, doch», so hielt die Direktion der LHB fest, «gelang es uns, die nötigen Quantitäten jeweils rechtzeitig, wenn auch zu erhöhten Preisen einzudecken.»[8] Als Folge des «herrschenden Petrolmangels und der rapiden Preissteigerung dieses Artikels» beschloss die Direktion der LHB im Folgejahr, «auch in den Wärterhäusern und an den öffentlichen Strassenübergängen die elektrische Beleuchtung zu installieren.»[9] Das Problem verschärfte sich derart, dass in den letzten Kriegsjahren damit begonnen wurde, einheimische Kohlevorkommen zu erschliessen. Indirekt profitierten die Huttwiler Bahnen davon, denn beim Bau der Huttwil-Wolhusen Bahn waren zwischen Gondiswil, Ufhusen und Zell Braunkohleschichten angeschnitten worden, die nun von verschiedenen Unternehmen ausgebeutet wurden. Von 1917 bis 1920 wurden dort rund 120 Tonnen Braun- und Schieferkohle abgebaut. Auch wenn diese stark durchnässte Kohle vom Heizwert her minderwertig war, konnten die Huttwiler Bahnen sie abtransportieren, was insbesondere der Huttwil-Wolhusen-Bahn vorübergehend Rekorderträge bescherte.[10]
Insgesamt wirkte sich die Kohleversorgung jedoch auch auf die Huttwiler Bahnen negativ aus. Der Preis pro Tonne war von 32 Franken im Jahr 1914 auf 33.80 Franken 1916 gestiegen, um danach auf 97.25 Franken 1917 und 239.40 Franken 1918 förmlich zu explodieren. In der Rubrik «Fahr- und Werkstättendienst», wo der Einkauf der Brennstoffe verbucht wurde, verdreifachten sich denn auch die Ausgaben von 1916 bis 1917. Doch auch zu den höheren Preisen war nicht sicher, dass die benötigten Mengen geliefert wurden. Die Bahnen mussten auf minderwertigen Ersatz wie Holz, Torf und eben Braunkohle ausweichen und trotzdem den Fahrplan teilweise ausdünnen. Zudem waren die direkten Kaufpreise nicht die einzigen Mehrausgaben, die bei den Bahnen anfielen. Die Schweiz hatte sich deutsche Kohlenlieferungen gesichert, indem sie dem Nachbarn Kredite zusi-

cherte. Um diese zu finanzieren, wurde die Kohlenzentrale mit Sitz in Basel gegründet. An dieser hatten sich auch die Dampfbahnen zu beteiligen, und zwar mit einem Betrag pro Tonne Kohlen, die sie beziehen wollten. Sich daran nicht zu beteiligen, hätte das Risiko einer Betriebseinstellung nach sich gezogen, hält die Direktion der LHB in ihrem Geschäftsbericht 1917 fest.[11]

Der Septemberstreik

Doch die Kohle war nicht das einzige, was infolge der Versorgungsengpässe in den Kriegsjahren teurer wurde. Neben den Kriegsfolgen verschärfte ein schlechter Sommer 1916 die Lage.[12] Der Landesindex der Konsumentenpreise verzeichnete zwischen Juni 1914 und 1918 einen Anstieg von 100 auf 204 Punkte, also eine Verdoppelung.[13] Eine Darstellung über den Weltkrieg und seine «Einwirkungen auf unser wirtschaftliches Leben» aus dem Lausanner Verlag Litros zeigt allerdings, dass dieser Durchschnitt nur die halbe Wahrheit ist.[14] Sie vergleicht Preise aus dem ersten und dem letzten Kriegsjahr für verschiedene Produkte miteinander. Die Spanne reicht vom 1,2-Fachen für Kondensmilch bis zum 10-Fachen für Malz. Selbst für «monopolisierte» und damit rationierte Lebensmittel reichen die Veränderungen vom Zweifachen für Milch und Käse bis zum 6,7-Fachen für Fett. Brot verteuerte sich um das 2,3-Fache, Teigwaren um das 2,5-Fache und Kartoffeln um das Fünffache. Für den gleichen Preis, den man vor dem Krieg für ein Kilogramm Schweinefleisch bezahlt hatte, erhielt man nun nur noch die gleiche Menge Kutteln. Und wer sich 1914 nur hatte Kutteln leisten können, konnte nun weniger davon kaufen oder musste ganz auf sie verzichten.

Von dieser Teuerung betroffen war auch das Bahnpersonal. Gut 200 Personen boten die Huttwiler Bahnen in den Kriegsjahren Arbeit.[15] Deren Verdienst war zum Teil tief, wie eine Episode belegt, die der erste Zugführer der LHB, Fritz Christen, überliefert. Als Mitglied der FDP und späterer Präsident der Huttwiler Sektion steht dieser – anders als der Berichterstatter der Tagwacht – nicht im Verdacht, für den Klassenkampf zu übertreiben. In seinen Erinnerungen «Aus den ersten Betriebsjahren der Langenthal-Huttwil-Bahn» schrieb er: *Mit den Nachmittagszügen wurde der Stückgutverkehr bewältigt, und nach Ankunft in Huttwil wurde im ersten Monat regelmässig der Wirtschaft im Wartsaal ein Besuch gemacht und ein Imbiss zu Gemüte geführt. Keiner vom Personal hatte vor dem ersten Zahltag eine Ahnung über die Besoldungsverhältnisse, man war im allgemeinen froh, eine Anstellung gefunden zu haben. Als dann endlich der ‹Letzte› vom Monat, d.h. der erste Zahltag anrückte, da gab es lange Gesichter, Donner und*

Die Darstellung aus dem Lausanner Verlag Litros zum Ersten Weltkrieg vergleicht in den Kasten unten links und rechts Preise aus dem ersten und letzten Kriegsjahr.
Bild Schweizerisches Nationalmuseum, LM-156316

	LHB	HWB	RSHB	HEB	Total
Allgemeine Verwaltung					
Sekretariat, Kase, Buchhaltung und Materialverwaltung	3				**3**
Verkehrschef	1				**1**
Verkehrsbureau	7				**7**
Kursbureau und Wagenkontrollw	3				**3**
Technisches Bureau	1				**1**
Abwart und Magazin (LHB inkl. HWB und RSHB)	2				**2**
Total	**17**				**17**
Unterhalt und Aufsicht der Bahn					
Bahnmeister	1				**1**
Vorarbeiter	2	4	1		**7**
Bahnwärter	5	8	2	1	**16**
Ersatzwärter	6	6	4	1	**17**
Barrierenwärter	7	6	3		**16**
Ständige Arbeiter	8	9	6		**22**
Total	**29**	**33**	**15**	**2**	**79**
Expedition und Zugsdienst					
Stationsvorstände	7	6	6	1	**20**
Gehülfen und Volontäre	11	3	2		**16**
Weichenwärter und Güterarbeiter	11	7	6	1	**25**
Zugmeister (LHB inkl. HWB)	4				**4**
Zugführer-Ablöser (LHB inkl. HWB)	1				**1**
Kondukteure (LHB inkl. HWB)	4		4		**8**
Ablöser (LHB inkl. HWB)	1				**1**
Bremser (LHB inkl. HWB)	3				**3**
Total	**42**	**15**	**18**	**2**	**77**
Fahrdienst					
Depotchef und Stellvertreter (LHB inkl. HWB)	2				**2**
Lokomotivführer und Ablöser (LHB inkl. HWB)	6		2	1	**9**
Heizer (LHB inkl. HWB)	5		2		**7**
Heizer-Ablöser und Putzer	7		2		**9**
Werkstätte-Arbeiter	8		3		**11**
Total	**28**		**9**		**37**
Total der Beamten und Angestellten	117	48	43	5	**212**

Personalbestand der Huttwiler Bahnen
(Durchschnitt 1914-1918)

Toria! Mit dem Imbiss nach den Nachmittagszügen war es vorbei, und noch mit anderem.[16]

1896 hatten sich die Eisenbahner von Huttwil in einer Kreis-Sektion des Verbandes Schweizerischer Eisenbahn-Angestellter organisiert.[17] Treibende Kraft war dabei Johann Gosteli, bereits seit zwei Jahren Mitglied des Dachverbandes. Er übernahm das Amt des Kassiers und wurde 1912 Sektionspräsident. In diesem Jahr wurde die Sektion aus dem Zentrum des oberen Langetentales auch Vorort im 1903 gegründeten Verband des Nebenbahn-Personals, dem späteren Verband des Personals schweizerischer Privatbahnen und Dampfschiffgesellschaften. Johann Gosteli wurde damit auch dessen Präsident. Huttwil war erst der dritte Vorort nach Alpnachstad und Wädenswil und sollte dies bis zur Aufgabe des Vorortssystems 1953 bleiben. Hans Gosteli war bis zu seinem Tod am 20. September 1937 Präsident. Er war damals 61 Jahre alt.
Auf den 1. Juli 1916, den 1. Januar und den 1. Juli 1917 richteten die Huttwiler Bahnen Teuerungszulagen aus. Als sich die Lage verschärfte, beanstandete das Personal diese jedoch als ungenügend. Seine Vertreter wandten sich, nachdem sie bei den Bahndirektionen auf taube Ohren gestossen waren, für die nächste Anpassung auf 1918 direkt an den Regierungsrat des Kantons Bern. Nochmals konnte man sich einigen, wobei ein Grossratsbeschluss vom 29. Mai 1917 für das Kantonspersonal zum Massstab genommen wurde. Ein Jahr später wollten die Bahndirektionen diesen Automatismus jedoch nicht mehr zugestehen und unterbreiteten dem Personal und den Kantonsregierungen von Bern und Luzern am 23. Mai 1918 einen reduzierten Vorschlag. Sie verfochten die Haltung, dass sie die Teuerung nur im Rahmen der ihr zur Verfügung stehenden Mittel ausgleichen könnten.[18] An einer Generalversammlung am 6. September 1918 lehnte das Bahnpersonal diesen ab. Es drohte, unterstützt von seinen Personalverbänden, die Arbeit niederzulegen, falls seine Forderungen nicht bis am 8. September erfüllt werden: volle Gewährung der Zulagen, wie sie dem bernischen Staatspersonal in Aussicht gestellt wurden, Zurücknahme der angedrohten Massregelungen und Wiederanerkennung der alten Anstellungsbedingungen.[19] Da die Bahnverwaltung darauf nicht eintrat, wurde der Zugsverkehr am Montag, 9. September, eingestellt. In einem Inserat in der Huttwiler Lokalzeitung «Unter-Emmentaler» vom 10. September wandte sich das Bahnpersonal an die Bevölkerung:
Unter dem unerhörten Drucke der mit jedem Tag und jeder Woche schärfer in Erscheinung tretenden Verteuerung der Lebenshaltung, hat das schon zu normalen Zeiten schlecht bezahlte Personal der Langenthal-Huttwil-Bahn und mitbetriebenen Linien von der Verwaltung eine dem heutigen Stand der Lebensmittel Rechnung tragende Teuerungszulage verlangt.
Die schon dieses Frühjahr eingeleiteten Verhandlungen waren von Anfang an von wenig Wohlwollen für das Personal getragen, schleppten sich endlos hin und zeitigten ein Resultat, das weit hinter den gehegten Erwartungen und weit hinter dem zurückbleibt, was andere Bahnverwaltungen und auch die

Als der vom Vorort Huttwil geleitete Nebenbahnpersonal-Verband seine Generalversammlung 1913 im benachbarten Sumiswald abhielt, veröffentlichte er diese Postkarte mit den Stationen der Ramsei-Sumiswald-Huttwil-Bahn.
Bild Privatbesitz

Privatindustrie ihrem Personal aus freien Stücken schon längst zugestanden haben.
Diese kurzsichtige Haltung der wiederholt auf den Ernst der Situation aufmerksam gemachten Verwaltungsorgane der Gesellschaften musste umso mehr erbittern, als dort noch Löhne von 1400, 1500, 1800 und 2000 Franken für Familienväter mit vier, fünf und mehr Kindern ausgerichtet werden.
Nachdem ein letzter, eindringlicher Versuch zu einer gütlichen Verständigung von den Verwaltungsorganen mit Stillschweigen beantwortet wurde, ist das Personal am Ende seiner Geduld angelangt. Es hat, von den grossen Personalverbänden rückhaltlos unterstützt und auf den Weg der Selbsthülfe gedrängt, mit heute die Arbeit niedergelegt.
Das Personal wird vor jeder, wie immer zusammengesetzten Behörde, den schlüssigen Beweis erbringen können, dass die Verantwortung für diesen folgenschweren und darum auch reiflich überlegten Schritt nicht ihm, sondern der Verwaltung zufällt.
Werte Mitbürger!
Wir ersuchen Euch daher, uns in diesem uns aufgenötigten schweren Existenzkampf zu unterstützen und uns Eure Sympathie zu erhalten.
Wir kämpfen nicht um des Kampfes willen, sondern für unsere Frauen und unsere Kinder und gegen den die Arbeitskraft und die Arbeitsfreudigkeit lähmenden Druck der täglichen und stündlichen Nahrungssorgen.»[20]
Die Bahnverwaltung legte ihre Haltung ebenfalls mit einem Inserat im «Unter-Emmentaler» dar:
Um die Frivolität des heraufbeschworenen Eisenbahnstreiks zu vertuschen, bieten die Herren Agitatoren der Bevölkerung in bewusster Unwahrheit stetsfort das Märchen, es seien bei einzelnen Verwaltungen, so z.B. bei der RSHB noch Leute mit einer Jahreslöhnung von 1300 und 1400 Franken eingestellt. Diese Lügen müssen öffentlich abgetan werden. Die Lohnlisten liegen uns vor. Der Angestellte, der nach einem aus der Zeit vor dem Kriege stammenden Gehaltsschema als noch ungelernter Ersatzwärter einen Anfängerlohn von 1300 Franken erhält, hat zur Stunde – er ist unverheiratet – nach dem was die Verwaltung vor dem Streikausbruch offeriert hat, 1800 Franken. Neben ihm ist noch ein Ersatzwärter, ebenfalls ohne Kinder, mit der gleichen Entlöhnung angestellt, sonst aber übersteigen alle Löhne den Betrag von 2000 Franken, das Minimum aller (mit Ausnahme von zwei Volontären, die natürlich hier nicht in Betracht fallen), ist 2100 Franken und es steigen dann die Löhne bis zu 3580 Franken.
Alle anderen Angaben der Streikbrüder sind falsch, wissentlich unwahr. Die genannten Beträge aber dürften sich für eine Bahn, die erst seit 10 Jahren im Betriebe steht und vielfach mit einem völlig ungeschulten Personal begonnen hat, durchaus sehen lassen. Bei der LHWB sind aber die Minima nach den Offerten, die vor der Proklamation des Streiks gemacht wurden, noch beträchtlich höher. Die Maxima übersteigen 4000 Franken wesentlich.
Das Publikum mag danach selbst urteilen, ob die Leute Hunger leiden müssen, zumal wenn man in Betracht zieht, wie viel billiger bei uns die Wohnverhältnisse sind als anderswo, und was unserem Personal durch die Bevölkerung in Form von Pflanzungen und Nebenverdienst geboten wird.
Unter diesen Umständen ist aber, wie hievor gesagt,

der Streik eine Frivolität, deren Verantwortung die Herren Agitatoren zu tragen haben werden.[21]
Am gleichen Tag stellte sich ein Mitarbeiter des «Bund» in einem «eigenen Drahtbericht» hinter die Bahnverwaltung, deren Angaben über die Lohnverhältnisse er im Wortlaut übernahm: *Wie wir erfahren, werden die Güter auf den andern Linien und mit Breaks befördert und Poststücke mit den Postfourgons. Störungen und Zwischenfälle sind nicht vorgekommen. Die Bevölkerung halte zur Bahnverwaltung; der Verkehr sei vorher nicht mehr bedeutend gewesen.*[22]
Gegen diese Darstellung wehrte sich der Verband Schweizerischer Eisenbahn- und Dampfschiff-Angestellter: *In einer Einsendung Nr. 385 des «Bund» werden die Lohnverhältnisse des im Ausstand befindlichen Personals der Langenthal-Huttwil-Bahn und mitbetriebene Linien in einer Art und Weise entstellt, die öffentlich richtiggestellt werden muss. Wenn in dem Aufruf des Personals an die Bevölkerung von Gehältern von 1400, 1500, 1800 und 2000 Franken für Familienvätern mit vier, fünf und mehr Kindern gesprochen wird, so entsprechen diese Angaben voll und ganz den Tatsachen und können jederzeit auf die Richtigkeit nachgeprüft werden. Um einen Minimalansatz von 1800 Franken zu konstruieren, werden vom Einsender die Teuerungszulagen, wegen deren absoluter Unzulänglichkeit ja gerade der Streik erklärt werden musste, bewusst in ein Gehalt einbezogen. Übrigens wird jeder vorurteilsfreie Leser ohne weiteres zugeben, dass auch die auf diese Weise vorgerechneten Ansätze heute unmöglich genügen, um eine Familie über Wasser halten zu können, und zwar auch in einer Gegend, wo die Wohnungsnot noch nicht zur Kalamität geführt hat. Die 4000 Franken wesentlich übersteigenden Gehälter sind jedenfalls nur bei Direktor, Betriebschef und einzelnen Oberbeamten zu finden. Was die RSHB anbetrifft, ist es schon mehr als Spiegelfechterei, wenn man nach einer Betriebsperiode von mehr als zehn Jahren von gänzlich ungeschultem Personal zu sprechen wagt. Tatsache ist, dass sich die Angestellten schon bei Betriebseröffnung, mit Ausnahme einzelner Hülfskräfte, mehrheitlich aus frühern Inhabern ähnlicher Stellen bei andern Privatbahnen rekrutierten, die sich vielleicht durch momentane Besserstellung oder Eröffnung günstiger Aussichten zum Übertritt verleiten liessen. Für jeden Fachmann ist es ohne weiteres klar, dass eine Eisenbahn nie mit einem «völlig ungeschulten» Personal eröffnet werden könnte. Der Vorwurf der Leichtfertigkeit wird daher seitens des Personals mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen. Die Verantwortung hat allein die Verwaltung, welcher jedes Verständnis für Personal-Fürsorge abgeht, zu tragen.*[23]
Aber auch der Präsident der Sektion Unteremmental des Handels- und Industrievereins war mit der Darstellung im «Drahtbericht» nicht einverstanden: *Gestatten Sie dem Unterzeichneten im Interesse der Wahrheit darzutun, dass die ganze Gegend unter dem Stillestehen des ganzen Eisenbahnverkehrs von Wolhusen-Langenthal, Ramsei-Huttwil und Huttwil-Eriswil sehr leidet. Handel und Industrie empfinden es schwer, dass keine Güter spediert und keine sich im Güterschuppen befindlichen Güter in Empfang genommen werden können. Was Ihr Korrespondent von Beförderung durch Breaks berichtet, ist in einzelnen Fällen zutreffend, d.h., dass die Milch aus unserer Gegend, die nach Basel usw. jeden Morgen spediert wird, per Fuhrwerk nach Langenthal geführt wurde.*
Dagegen ist es dem Unterzeichneten nicht gut verständlich, wie die Kohlenbergwerke Gondiswil, Zell, Hüswil usw. per Breaks ihre Kohle spedieren sollen.
Sagen wir es offen, es ist ein Skandal, dass eine derartige Lahmlegung des Verkehrs möglich war, ohne dass nicht jede Möglichkeit versucht worden wäre, sie zu umgehen.
Auf wessen Seite das Publikum steht, soll hier nicht untersucht werden, dagegen ist es widersinnig, zu sagen, der Verkehr sei vorher nicht mehr bedeutend gewesen.
Gerade das Gegenteil ist wahr. Wir stehen mitten in der Kartoffelernte, mitten in der Obsternte, die Kohlenbergwerke spedieren täglich viele Wagen Kohle, Handel und Industrie arbeiten ebenfalls stark, und da muss denn schliesslich mit allem Nachdruck darauf hingewiesen werden, dass es eine wissentlich falsche Berichterstattung ist, wenn derartiger Unsinn in einem Blatte, wie der «Bund» es ist, erscheint.
Der Präsident und mit ihm wohl alle Mitglieder des genannten Vereins gelangen hiermit an die Regierung, dass sie keine Zeit mehr verstreichen lasse, und dieser Schädigung von Handel und Industrie und weitesten Volksschichten ein promptes Ende bereite.[24]
Der Huttwiler Gemeinderat stellte sich hingegen klar hinter die Bahnverwaltung: *Man kann es nicht begreifen, dass die Behörden der interessierten Gemeinden untätig zusehen, statt durch konstruktives Vorgehen eine Pression auszuüben und eine Verständigung beschleunigen zu helfen.*
Zur Orientierung des Publikums müssen wir mitteilen, dass die Gemeindebehörden in diesem Streik-Konflikt vorläufig nicht mitzureden haben. Die Verwaltungen im Verein mit den Regierungen tun ihr möglichstes, eine Einigung zu erzielen. Die Situation ist hauptsächlich deshalb schwierig, weil es den Verwaltungen an Geld fehlt und zum Beispiel die Sumiswalder Linie auf so schwachen Beinen sich befindet, dass deren Betriebseinstellung, wenn der Bund nicht eingreift, vor der Tür steht. Mit einem jährlichen Defizit von 140'000 Franken, wie das Jahr 1918 erwartet, kann doch kaum weiter kutschiert werden.[25]
Bissig karikierte die Berner Tagwacht die Situation in Huttwil: *Es dürfte für das Publikum ausserhalb von Huttwil von Interesse sein, die Herren, die den Streik der Eisenbahner verschuldeten, etwas näher kennen zu lernen. Der Tonangebende im Verwaltungsrat ist der alte Herr Direktor Ritz, der es nicht nur zu einem schönen Gehalt, sondern trotz der grossen Teuerung zu einem anständigen Bäuchlein gebracht hat. Dieser alte Herr Direktor glaubt, die Eisenbahner und Angestellten noch immer mit Hungerlöhnen abspeisen zu können, wie zu Grossvaters Zeiten. Aus diesem Grunde sind ihm schon vor einiger Zeit eine Anzahl Gramper davongelaufen und nahmen Arbeit als Kohlengräber, wo sie natürlich viel mehr verdienen als bei Herrn Direktor Ritz. Ein alter Gramper, der 20 Jahre bei Wind und Wetter seine Pflicht stets treu erfüllte und es statt zu einem Bäuchlein durch seine Arbeit zu einem Buckel brachte, erhielt ganze 5.40*

Franken Taglohn mit der Aufbesserung von 40 Rappen. Es fiel diesem armen, krumm gewordenen Gramper schwer, von seinen Eisenbahnschienen Abschied zu nehmen, aber er hat es gewagt und verdient nun bedeutend mehr. Aber die jüngeren Gramper wollten bei Herrn Ritz nicht alt werden, denn diese erhielten natürlich noch viel weniger Lohn. Im Verwaltungsrat der Langenthal-Huttwil-Bahn und der mitbetriebenen Linien sitzen nicht etwa Gewerbetreibende und Industrielle, sondern ein Herr Fürsprecher Salvisberg von Grünen, der neben Herrn Ritz eine grosse Rolle spielt: Neben diesem noch ein anderer Anwalt, ferner zwei privatisierende alte Herren und zwei Bauern, die es ebenfalls zu Privatiers gebracht haben. Dass solche satte Herren für den Hunger ihrer Angestellten und Arbeiter «volles» Verständnis haben, ist leicht begreiflich. Nun wird diesen alten Herren im schönen Emmental, wo es eben nicht mehr wie zu Schlosser Wiedmers Zeiten «so schön u luschtig» geht, wohl eine Kerzenfabrik aufgegangen sein. Noch am Samstag nachmittag dachten die Herren Ritz und Konsorten beim Jass im Café zur Post und auch am Abend im Bad bei gleicher Beschäftigung noch nicht an einen Streik. Am Samstag abend schliefen diese satten Herren noch ruhig, um am Sonntag nachmittag im Hotel Mohren und abends im Hotel Bahnhof der mühseligen Arbeit des Jassens obzuliegen. Die Eisenbahner haben dann aber diese alten schlafenden Herren am Montag morgen jäh aus dem Schlaf geweckt. Nur schade, dass die Herren nicht alle Flüche der Arbeiter und Gewerbetreibenden zu hören bekommen. Durch Schaden werden auch diese Protzen klug.[26]

Den diversen Zeitungen ist weiter zu entnehmen, dass die Post mit «zweispännigen Fourgons und den nötigen Beiwagen» einmal pro Tag befördert wurde. Die Bahndirektion versuchte, bei der Automobilgesellschaft Wangen Berna-Lastwagen zu mieten, was die Tagwacht mit einem Appell an die Chauffeure beantwortete, Solidarität zu üben. Diese drohten darauf, ebenfalls zu streiken, falls die Gesellschaft den Huttwilern mit Fahrzeugen aushelfen sollte. Das Bahnpersonal selbst weigerte sich, wenigstens die Milch für die Stadt Basel zu transportieren. Die Bahngesellschaft liess gelbe Plakate zur Information der Bevölkerung drucken.[27] Am Dienstag, 10. September, tagte der Berner Regierungsrat und berief auf den folgenden Tag die Bahndirektion, den Luzerner Regierungsrat, die Personalvertreter und ihre Verbandsfunktionäre zu einer Konferenz ins Huttwiler Hotel Krone ein. Brühwarm konnten die Teilnehmer danach in der Tagwacht nachlesen, was diese dort verhandelt und beschlossen hatten: *Am Nachmittag fanden dann in der Krone Huttwil neue Einigungsverhandlungen zwischen der Personalkommission, den Vertretern der Kantone Bern und Luzern statt. Erstere wurden durch Dr. Tschumi und v. Erlach, die letztere durch Regierungsrat Erni vertreten. Vom VSEA waren anwesend Dr. Woker und Genosse Düby. Den Vorsitz führte Regierungsrat v. Erlach, der namens der Berner Regierung folgende Vorschläge unterbreitete:*
1. Der Betrieb ist durch das Bahnpersonal sofort wieder aufzunehmen.
2. Unter dieser Bedingung sichert der Regierungsrat dem Bahnpersonal zu, dass er für die unverzügliche

Eisenbahnerstreik in Huttwil.

Die tendenziösen Ausstreuungen über allzu schlechte Belöhnung ihres Personals nötigen die Bahnverwaltungen zur Aufklärung durch Bekanntgabe der Besoldungsverhältnisse der Beamten und Angestellten.

Unmittelbaren Anlaß zum Ausstand gaben, scheinbar, die in einer Konferenz zwischen den Vertretern der Regierungen von Bern und Luzern und den Direktionen der 4 Bahnen am 27. August abhin festgesetzten Teuerungszulagen pro 1918, welche vom Personal als unannehmbar bezeichnet wurden. Dieselben betragen bei der Langenthal-Huttwil-Wolhusen-Bahn pro Jahr

Für Verheiratete bis und mit Fr. 2600. —	Jahresgehalt	Fr.	700
„ „ „ „ „ „ 3400. —	„	„	550. —
„ „ mit über „ 3400. —	„	„	400. —
Für jedes Kind bis zum zurückgelegten 17.	Altersjahr	„	90. —
Für Ledige bis und mit Fr. 3400. —	Jahresgehalt	„	350. —
Für Ledige mit Unterstützungspflichten an minderjährige und erwerbsunfähige Familienangehörige		Fr. 440. — bis „	620. —

Die Gehaltsverhältnisse stellen sich momentan folgendermaßen:

An 19	Angestellte werden ausgerichtet	Fr. 2000	bis	2500	Gehalt inkl. Teuerungszulage
An 33	„ „ „ „	2501 „		3000	„ „ „
An 35	„ „ „ „	3001 „		3500	„ „ „
An 18	„ „ „ „	3501 „		4000	„ „ „
An 18	„ „ „ „	4001 „		4500	„ „ „

Bei der Ramsei-Sumiswald-Huttwil- und Huttwil-Eriswil-Bahn, deren finanzielle Situationen derart sind, daß eine durchgreifende Reorganisation oder die vollständige Einstellung des Betriebes mit Entlassung des sämtlichen Personals ins Auge gefaßt werden muß, variieren die Besoldungen samt Teuerungszulagen zwischen Fr. 2000 bis Fr. 3600. In 3 Ausnahmefällen, die Neueingetretene betreffen, belaufen sich die Besoldungen inkl. Teuerungszulagen von Fr. 1800 bis Fr. 1900.

Außerdem ist das Personal noch Extra-Vergünstigungen teilhaftig, wie sie in der Regel bei andern Berufsarten nicht bekannt sind. So betragen die Auslagen der Verwaltungen auf den einzelnen Angestellten berechnet:

a) für Dienstkleider Fr. 200 bis 300 per Jahr;

b) für Zuschüsse an die Hülfskassen bei Zugrundelegung eines Durchschnittslohnes von Fr. 2500: Fr. 160 per Jahr.

Im Uebrigen tragen die Gesellschaften die Versicherungsprämien für Betriebs- und Nichtbetriebsunfälle.

Für die an das Personal vermieteten Dienstwohnungen in den Stationen und Wärterhäusern wird die bescheidene Jahresmiete von Fr. 144 bis Fr. 200 inkl. Wasser und Licht in Anrechnung gebracht.

Auch in Bezug auf die Lohnzahlung während dem Militärdienst haben sich die Verwaltungen entgegenkommend gezeigt, indem der Gehalt, abzüglich militärischer Sold, ununterbrochen ausgerichtet wird.

In obigen Zahlen sind die neuesten Zugeständnisse noch nicht berücksichtigt.

Durch die erwähnten Teuerungszulagen erwachsen den Bahngesellschaften Mehrausgaben im Betrage von

Fr. 49647 für die L.-H.-B.
„ 48689 für die H.-W.-B.
„ 32120 für die R.-S.-H.-B.
„ 5544 für die H.-E.-B.

Die Verwaltungen haben ihr **Möglichstes** getan.

Die Bürgerschaft urteile nun selbst an Hand unserer aktengemäßen Darstellung.

Langenthal-Huttwil-Bahn
Die Direktion.

Plakat der Direktion der Langenthal-Huttwil-Bahn zum Streik ihrer Angestellten, nicht datiert, jedoch im «Unter-Emmentaler» vom 12. September 1918 abgedruckt.
Bild Staatsarchiv Bern, FI RM 273

Ausrichtung eines Vorschusses von 150 Franken per Mann und zehn Franken pro Kind sorgen wird.
3. Der Regierungsrat erklärt, dass er die Bahnverwaltung zu einer angemessenen Erhöhung der bisher beschlossenen Teuerungszulagen veranlassen wird.
4. Der Regierungsrat schlägt dem Bahnpersonal vor, dass die Kantonale Eisenbahndirektion die übrigen Streikpunkte untersuchen und darüber Bericht erstatten solle, worauf der Regierungsrat die endgültigen Verfügungen treffen würde.
Weiter sicherte Herr v. Erlach zu, dass für das schlechtergestellte Personal der Ramsei-Huttwil- und Huttwil-Eriswil-Bahnen sofort je 200 Franken und 20 Franken pro Kind Vorschuss gewährt werden. Sodann habe das Personal weitere Zulagen zu erwarten, sobald einmal die Nachteuerungszulagen an das kantonale Personal ausgerichtet würden. Es sei selbstverständlich, dass dannzumal auch das Personal der Nebenbahnen Berücksichtigung finde. Die Streikenden möchten deshalb die Propositionen der Berner Regierung annehmen und dadurch die Sympathien befestigen, die es dort schon geniesse. Der Vertreter des Kantons Luzern erklärte, seine Regierung habe noch «keinen Anlass gehabt», sich mit der Angelegenheit zu beschäftigen. Persönlich ist er mit den Vorschlägen der Berner Regierung einverstanden und hofft, die Luzerner Regierung werde sie ebenfalls gutheissen.
Gosteli, als Präsident des Verbandes des Personals der Nebenbahnen, gibt namens der Streikenden die Erklärung ab, dass an den Forderungen festgehalten werde. Sie lauten:
800 Franken für Verheiratete
100 Franken Kinderzulage
500 Franken für Ledige
500 Franken für Barrierenwärterinnen.
Denselben nahmen in kurzen und bündigen Voten auch die übrigen Vertreter der Arbeiter ein. v. Erlach und Dr. Tschumi geben zu, dass das Personal der vier Linien wirklich schlecht gestellt sei und eine Bezahlung hat, mit der man heute nicht leben kann. Darüber sei sich auch die ganze Regierung einig, und es sei ihre ehrliche Absicht, zu helfen. Auch der Regierungsvertreter des Kantons Luzern erklärt, dass wenn Luzern im November die Nachteuerungszulage beschliessen werde, das Bahnpersonal, soweit es für Luzern in Betracht komme, ebenfalls berücksichtigt werde. Wie die Regierungsvertreter von Bern, mahnt er, Vertrauen zu den Behörden zu haben. Die Vertreter des Personals blieben die Antwort nicht schuldig. Die Regierung hätte längst Gelegenheit gehabt einzugreifen und sei selbst schuld, wenn heute kein Vertrauen mehr bestehe… Vertrauen bestehe auch nicht zu den heute gemachten Versprechungen betreffend die Nachteuerungszulagen (Dr. Tschumi ruft: «Sie haben einen Rechtsanspruch darauf, selbstverständlich). Ja. dann sei es etwas anderes!
Herr v. Erlach bestätigt den Ausspruch Tschumis! Natürlich soll es bei der Nachteuerungszulage keine neuen «Längwylereien» mehr geben. «Wird dem Personal des Kantons die Nachteuerungszulage gesprochen, dann ohne weiteres auch für das Bahnpersonal.» Nachdem Genosse Düby nochmals die Forderungen als absolute Notwendigkeit vertreten hat und Dr. Tschumi neuerdings betont hat, die Nachteuerungszulage müsse auch Geltung haben für das Bahnpersonal, und der Präsident der Bahn-

Mobilmachung während des Ersten Weltkriegs am Bahnhof Huttwil. Bild Fotonachlass Johann Schär, Staatsarchiv Bern

Bahnhof Huttwil, Blick auf Bahnhofgebäude, Hotel Bahnhof und Verwaltungsgebäude der Bahn (von rechts). Bild Fotonachlass Johann Schär, Staatsarchiv Bern

gesellschaft LHB sich zum Schlusse bereit erklärte, sich den Anordnungen der Regierung zu fügen, beschlossen die Personalvertreter in der darauffolgenden Sonderkonferenz auf Grund dieser Aussprache folgenden Vermittlungsvorschlag:
Unter der Bedingung, dass die Ziffern 2 und 3 des Regierungsratsbeschlusses vom 10. September 1918 in der Weise abgeändert bzw. ergänzt werden, dass die dem Personal der LHB und mitbetriebenen Linien gewährten Teuerungszulagen betragen:
I. 1. Für Verheiratete 750 Franken
2. Pro Kind bis zum 18. Altersjahr 90 Franken
3. Für Ledige 500 Franken
4. Für Barrierenwärterinnen aller Linien 300 Franken
II. Dass die eventuell gewährte Nachteuerungszulage pro 1918 an das kantonale Personal auf Grund eines von den Regierungsvertretern anerkannten Rechtsanspruchs ohne weitere Verhandlungen sinngemäss auf das Personal dieser Bahnen übertragen wird, erklärt die Personalkommission, die Beendigung des Ausstandes zu proklamieren.
Mit Bezug auf Ziffer 4 des Regierungsratsbeschlusses vom 10. September 1918 erwartet das Personal mit aller Bestimmtheit, dass der Regierungsrat die dem Personal ohne Not und nur zufolge der Einwirkung von Drittpersonen entzogenen alten Anstellungsverträge im vollen Umfange wieder einführen wird. Hinsichtlich der Kündigung Fiechter stellt die Personalkommission fest, dass Herr Fiechter die erhobenen Anschuldigungen in Form einer von den Betreffenden angenommenen Satisfaktionserklärung vorbehaltlos zurückgezogen hat. Unter diesen Umständen entfällt für die Verwaltung jeder Grund, das Anstellungsverhältnis mit Herrn Fiechter aufzulösen. Die Personalkommission spricht daher die bestimmte Erwartung aus, dass im kontradiktorischen Verfahren der Regierungsrat die Zurücknahme der Kündigung aussprechen wird.
Zu einer Einigung langte es allerdings immer noch nicht. Die Regierungsvertreter erklärten, neue Weisungen holen zu müssen. Die Berner Regierung dürfte am Donnerstag vormittag neuerdings Stellung nehmen. Der Streik geht weiter.[28]

Der Streik ging zwar weiter, sofort setzte aber ein hektischer Telegrammverkehr ein, um die Zustimmung aller Parteien einzuholen. In der folgenden Ausgabe konnte die Tagwacht dann die Einigung und die pünktliche Betriebsaufnahme der Bahnen vermelden: *Wie wir bereits in einer Depesche den Tagwachtlesern bekanntgemacht haben, ist nachmittags um drei Uhr der Betrieb wieder aufgenommen worden. Die Bewegung hat mit einem absoluten Sieg der Arbeiter geendet, einem Sieg, wie er nur möglich wurde durch die eiserne Solidarität aller Streikenden. Die in gestriger Nummer veröffentlichten Forderungen sind bis auf eine Abänderung der Zulagen für die Barrierenwärterinnen, die gleichgestellt werden wie die Wärterinnen der übrigen Berner Dekretsbahnen, restlos von der Regierung angenommen worden.*
Der Beschluss für die Wiederaufnahme erfolgte einstimmig. Sicher ist aber, dass wenn die Regierung kein Entgegenkommen gezeigt hätte, der Streik entschlossen weitergeführt worden wäre. Die Streikkontrolleure und Vertrauensleute brachten der Streikleitung stetsfort die günstigsten Nachrichten über die Stimmung bei den Streikenden, die mit grösster, bewundernswerter Disziplin auf Posten standen und jeder Anordnung der Leitung Folge leisteten. Der Streik ist nicht zuletzt dank dieser mustergültigen Ordnung und dank der Tatsache, dass alle Provokationen von seiten der Bahnverwaltung wirkungslos blieben, gewonnen worden. Noch am Donnerstag schrieb das Emmentaler Blatt: «Wir werden sehen, wer es länger aushält.» Nun, der Atem scheint der Verwaltung ausgegangen zu sein noch bevor das Blatt in den Händen der Leser war. Vielleicht reden nun auch die Aktionäre ein Wort mit dieser Verwaltung, die es so glänzend verstanden hat, das Personal in den Streik zu treiben, den Betrieb vier Tage lang lahmzulegen und das Personal am Ende als Quantité négigable bei den Unterhandlungen auszuschalten. Wenn sie heute ihre einfältige Einsendung in der bürgerlichen Presse durchliest und ihre jetzige Position mit der dort zur Schau getragenen Position vergleicht, wird sie eingestehen müssen, dass weniger Protzerei, weniger Grossmäuligkeit und mehr Bescheidenheit besser gewesen wäre. Immerhin begreifen wir den Ärger jenes anonymen Zeitungsschreibers aus Sumiswald, der von der Betriebseinstellung der Bahn um so schwerer betroffen wurde, als ihm aus Gründen der Sauberkeit die Postkutsche verboten ist! Aber es imponiert kaum, wenn sonst ein vollgemästeter Verwaltungsrat blagiert, man halte schon aus und wenn's 70'000 Franken kosten werde, die Arbeiter aber müssten das Geld nicht haben. Dass noch so viel Geld vorhanden ist, wird besonders die Inhaber von Streckenabonnements und andere Geschädigte freuen, die kaum säumen werden, ihre gesetzlichen Entschädigungsansprüche geltend zu machen. Hoffentlich langen da die 70'000 Franken.
Die Betriebsaufnahme ging glatt von sich. Die Maschinen standen ja stets unter Feuer. Punkt drei Uhr rückte die Mannschaft an und sofort machten die Pfeifen aller Lokomotiven der Bevölkerung den Wiederbeginn der Arbeit bekannt. Ein stilles Lachen sah man auf allen Gesichtern, als die Dampfsirenen ihr Triumphgeheul ausstiessen. Selbst der Direktor, der ebenfalls pünktlich um 3 Uhr erschienen war, machte gute Miene zum bösen Spiel und bemühte sich um ein Lächeln, als die erste Lokomotive mit roten Blumen geschmückt und mit der Aufschrift «Hoch die Organisation!» aus der Remise fuhr. Um drei Uhr zwanzig gingen bereits Gütersonderzüge nach jeder Richtung ab, und die Geschäftsleute stürmten Post und Telegraph. Wie relativ klein auch der Güterverkehr auf diesen Überlandbahnen ist, die vier Ruhetage hatten doch einschneidende Wirkung gehabt. Die Verwaltung wird sich zweifellos die Sache das nächstemal besser überlegen, ehe sie es zum Äussersten kommen lässt. Anderseits hat das Personal wertvolle Erfahrung gemacht und wird nicht vergessen, welche Bedeutung in dem Dichterwort liegt:
«Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will!»
Die übrige Arbeiterschaft und speziell das Personal der anderen Bahnen wird den Kameraden von den Huttwiler Linien nur gratulieren. Der Erfolg der Aktion hat schliesslich mehr Bedeutung als in den Zahlen zum Ausdruck kommt; er wird zweifellos auch auf andere Betriebe wirken und dürfte da und dort allzu grosse Machtgelüste dämpfen.[29]

Die spanische Grippe

Die Frage der Teuerungszulagen für das Bahnpersonal war noch nicht gelöst, als sich in den ersten Augusttagen 1918 in Huttwil eine Nachricht wie ein Lauffeuer verbreitet haben dürfte: Im Salemspital in Bern war am 3. August Susanna Gerber verstorben, die Oberschwester und Hausmutter des Spitals. Mitte Juli war sie in die Ferien verreist, aus denen sie notfallmässig aufgeboten wurde, um in Biel Soldaten im Militärspital zu pflegen, die an der spanischen Grippe erkrankt waren. Dabei steckte sie sich selbst mit der Krankheit an, gegen die die Medizin damals kein Mittel wusste. Im Salemspital ihres Mutterhauses, den Diakonissen von Bern, erlag sie der Krankheit. Die Massnahmen, die gegen die Grippe-Epidemie ergriffen worden waren, verboten es ihrem Umfeld aus Huttwil, nach Bern an die Beerdigung zu reisen, wo Susanna Gerber beigesetzt wurde.[30]
Mit der spanischen Grippe erreichten der Erste Weltkrieg und die damit verbundene Wirtschaftskrise auch in der Schweiz eine neue Dimension, sahen sich doch plötzlich weite Kreise im nächsten eigenen Umfeld mit dem Tod auch junger Menschen konfrontiert, und nicht nur in der Berichterstattung von den Schlachtfeldern Europas. Trotz ihres Namens war die Grippe vemutlich in Kansas ausgebrochen und von amerikanischen Soldaten nach Europa eingeschleppt worden. In der Schweiz war sie zuerst in der Westschweiz aufgetreten.[31] Was das für die Soldaten bedeutete, hatten die Leser des «Unter-Emmentaler» kurz vor Susanna Gerbers Hinschied in einer abgedruckten Mitteilung des Pressebüros des Armeestabes lesen können, die sich auf das Bulletin des Schweizer Gesundheitsamtes bezog: Innert kürzester Zeit erkrankten 50 bis 60 Prozent der Angehörigen einer Einheit. Die grössten Krankenzimmer genügten nicht mehr, die Kantonnemente mussten in Krankenzimmer umgewandelt werden. Das Sanitätspersonal selbst erkrankte meist innert kürzester Zeit vollzählig. Wenn neue Einheiten aufgeboten wurden, rückten viele Angehörige nicht ein, weil sie selbst zu Hause krank lagen. In den Krankendepots wechselten die Komamandanten und die diensthabenden Sanitätsoffiziere oft innerhalb weniger Tage. Am schlimmsten war die Lage hinter den Stellungen an der Nordwestgrenze der Schweiz, zum Beispiel im Jura oder eben auch in Biel, wo Schwester Susanna sich die tödliche Infektion holte.[32]
Die im Alter von 44 Jahren Verschiedene war eine sehr erfahrene Diakonisse, die lange Zeit bei sehr renommierten Ärzten gearbeitet hatte. So als Operationsassistentin in Bern beim Chirurgen und Nobelpreisträger bei Theodor Kocher sowie Ernst Tavel, Kochers Privatassistenten und Leiter des von diesem geschaffenen bakteriologischen Instituts. 1908 wurde sie ans neu gebaute Spital in Huttwil geholt, wo ihr neben ihren Kenntnissen in der Heilkunde ihre ländliche Herkunft besonders zugute kam. Denn zu ihrem Zuständigkeitsgebiet gehörte auch die Verpflegung. Aus Kostengründen wurde diese zum Teil im eigenen Gemüse- und Pflanzgarten gezogen, aber auch in Huttwil und Umgebung gesammelt. Kinder seien in ihrem Auftrag in den Wald gegangen, um Beeren zu sammeln, heisst es

Postkarte zu Gunsten des Spitals Huttwil. Dieses wurde von der Diakonisse Susanna Gerber geleitet, die 1918 bei einem Einsatz für grippekranke Soldaten starb. Bild Privatbesitz

Postkarte «Gruss aus Huttwil» mit Walke, Marktgasse und Spital. Verlag von Sattler Leuenberger, Huttwil. Postalisch gelaufen 2.8.1907.
Bild Privatbesitz

im Nachruf, oder von Haus zu Haus, um Eier «zusammenzutragen».[33] Das umsichtige Haushalten der Hausmutter wirkte sich in den Kriegsjahren besonders wohltuend aus, als auch in der Region Huttwil Mangel an vielem herrschte.
In der ganzen Schweiz forderte die Grippe 25'000 Todesopfer. Die Zahl der Erkrankten lässt sich nicht mehr bestimmen, weil die Statistik mangelhaft war.[34] Das gilt noch verstärkt, wenn man versucht, herauszufinden, wie eine Gemeinde wie Huttwil von der Grippe betroffen war. Sämtliche verfügbaren Indikatoren deuten jedoch darauf hin, dass das Städtchen vergleichweise glimpflich davon kam. Ein Hinweis kann die Zahl der Gestorbenen geben. Über den ganzen Kanton Bern betrachtet lag diese im Jahr 1918 46 Prozent über dem Durchschnitt der Jahre des Ersten Weltkrieges. In Huttwil liegt dieser Wert bei 27 Prozent – fast gleich wie im damaligen Amtsbezirk Trachselwald mit 26 Prozent. Am höchsten liegt der Wert in den Amtsbezirken Saanen (92 Prozent) und Biel (74 Prozent). Der Amtsbezirk Bern folgt an fünfter Stelle mit 57 Prozent, Thun an zehnter mit 49 Prozent. Burgdorf mit 37 Prozent, Wangen mit 35 Prozent und Aarwangen mit 31 Prozent bestätigen die unterdurchschnittlichen Werte aus dem Emmental und Oberaargau, während Signau mit einem Wert von 56 als Illustration dafür herhalten kann, dass neben den Städten auch periphere ländliche Gebiete überdurchschnittlich von der Epidemie betroffen sein konnten. Noch extremere Werte erhält man für die bis 1918 eigenständige Berner Arbeiter-Hochburg Bümpliz (93 Prozent) oder die sehr abgelegene Emmentaler Gemeinde Schangnau (120 Prozent).[35]

Keine Auffälligkeiten für die Grippezeit zeigen auch die Zahlen der Krankenkasse Huttwil. So war die Anzahl Kranker pro 100 Mitgliedern im Geschäftsjahr unmittelbar vor dem Krieg mit 53 höher als in den Geschäftsjahren 1917/1918 (29) und 1918/19 (38). Und die ausbezahlten Krankengelder pro Fall lagen 1916/1917 mit 83.80 Franken doppelt so hoch wie in den beiden folgenden Geschäftsjahren (40.31, resp. 33.05 Franken).[36] Sogar quartalsweise liegen die Zahlen zu den Patienten und den Krankentagen für das Spital Huttwil vor. In diesen zeigt das 4. Quartal 1918 mit 110 Patientinnen und Patienten eine eindeutige Spitze, während es bei den Krankentagen hinter dem 1. und 3. Quartal 2017 zurückliegt.[37]
Man unterscheidet beim Verlauf der Grippe zwei Wellen: eine erste ab Juli, eine zweite nach dem Huttwiler Eisenbahnerstreik ab Oktober. Die Krankenhaus-Statistik lässt vermuten, dass Huttwil vor allem von der zweiten Welle betroffen war. Diese Annahme bestätigt ein Blick in die Ausgaben des «Unter-Emmentaler»: Während neben Schwester Susanna im dritten Quartal des Jahres nur vereinzelte Grippeopfer erwähnt werden, häufen sich die Meldungen ab Oktober bis Ende Jahr. Diese Meldungen lassen erahnen, dass die Grippe auch abseits der Hauptherde tragische individuelle oder familiäre Aspekte hatte. Zum Beispiel in der Familie von Landwirt Hermann Gerber am Berg in Huttwil, die 1918 äusserst traurige Weihnachten feiern musste: Als gesunder Mann war der Vater eingerückt, als beim Ausbruch des Landesstreiks das Militär aufgeboten wurde. Nach wenigen Tagen befiel ihn die Grippe. Während Wochen

Die Postkarte aus dem Verlag von Jakob Steffen, dem Vater des an der spanischen Grippe gestorbenen Ernst Steffen, zeigt die Drogerie der Familie im kreisrunden Bild unten links. Das Bild ist jedoch unter dem Aspekt der Energieversorgung von zusätzlichem Interesse, die für die Eisenbahnen im Ersten Weltkrieg eine wichtige Rolle spielte. 1865 bauten die Gebrüder Meyer, Textilfabrikanten aus Oftringen, im Dorf eine Leinenweberei. Die Postkarte, die 1907 abgestempelt wurde, zeigt sie noch ohne den Hochkamin, der seit 1997 den Horst der Dietwiler Störche trägt. Dafür steht neben der Fabrik ein Wasserkraftwerk, dem das Wasser über einen Kanal von der Langeten her zu- und wieder abgeleitet wurde. Die Konzession dafür wurde am 14. Juni 1865 erteilt. 1907 war die Postkarte jedoch bereits veraltet, denn bereits eine «Repräsentationskarte» der Gebrüder Meyer von 1883 zeigt die Fabrik mit rauchendem Kamin. Die Fabrikanten setzten also zu dieser Zeit bereits auf die Steinkohle, die in der Schweiz importiert werden musste. Entsprechend dürften sie auf den Eisenbahnbau gedrängt haben. Ob sie während der Kohlenteuerung im Ersten Weltkrieg wieder auf die lokale Wasserkraft setzten, ist nicht bekannt. Die Konzession für das Wasserkraftwerk jedenfalls erlosch erst am 23. Juli 1968.
Bild Privatbesitz. Quellen: Auskunft Wasserwirtschaftsamt des Kantons Bern, 28.9./4.10.2017, LT 22.7.2005.

schwebte er zwischen Leben und Tod, ehe am Weihnachtsmorgen das «schwach glimmende Lebenslicht gänzlich erlosch», wie der «Unter-Emmentaler» schrieb. Der Dreissigjährige hinterliess eine Gattin mit einem zweijährigen Mädchen und einem drei Monate alten Knaben.[38] Oder in der Drogerie Steffen in Kleindietwil, wo Jakob Steffen im Januar 1918 die Nachfolge seines verstorbenen Vaters angetreten hatte und als Fourier ebenfalls tot aus dem Aktivdienst zurückgebracht wurde.[39] Oder in Rohrbach der Schmied Friedrich Schürch, geboren 1844 in Gondiswil und danach weit in Frankreich herumgekommen, ehe er in Rohrbach die Schmiede übernehmen konnte. Erst hatte er seine Gattin und seinen Sohn wieder gesund gepflegt, ehe die Grippe auch in befiel und in eine heftige Lungenentzündung mündete, der er in wenigen Tagen erlag.[40] Oder schliesslich Familie Geissbühler-Zaugg in Wyssachen: Am Tag, als Hans Geissbühler seine erst 34-jährige Frau Anna Barbara beerdigen musste, kam aus Bern die Nachricht, dass auch sein treuer und zuverlässiger Knecht als Soldat der Füsilierkompanie 2/38 im Militärdienst in Bern gestorben war – ebenfalls ein Opfer der Grippe. Um ihn trauerten auch seine betagten Eltern von der Alp.[41] Zeitweise wurden aus einzelnen Ortschaften sogar mehrere Grippeopfer gleichzeitig gemeldet, so am 30. November «drei junge Soldaten» aus Wasen und vier Personen aus Eriswil, wobei die Redaktion des Unter-Emmentalers die zweite Zahl – «von zwei Eriswilerbürgern auf unserem Bureau persönlich gemacht» – in der nächsten Ausgabe auf drei herunterkorrigieren musste.[42]

Neben den Erkrankten und ihren Angehörigen wurde auch die übrige Bevölkerung von Einschränkungen und besonderen Massnahmen betroffen, die wegen der Epidemie angeordnet wurden. Bereits im Juli mussten die Strassenspritzer in Huttwil mit ihrem Wagen häufiger ausrücken. Im Städtchen waren die Strassen damals noch nicht geteert. Damit bei trockenem Wetter nicht alles unter Staub versank, wurden die Strassen befeuchtet. Nun hatte der Gemeindepräsident angeordnet, dass wegen der Epidemie-Gefahr häufiger gespritzt wurde.[43] Anfang Oktober erliess der Regierungsstatthalter von Trachselwald ein Versammlungsverbot, von dem besonders auch die Tanzanlässe betroffen waren.[44] In der «Kaltenherberg» zwischen Roggwil und Langenthal musste nach der traditionellen Chilbi der Betrieb eine Zeitlang eingestellt werden, weil alle Hausbewohner an der Grippe erkrankt waren, wie der «Unter-Emmentaler» am 24. Oktober vermeldete. In der gleichen Ausgabe wurde festgehalten, dass die Grippe im Oberaargau nun gefährlicher und hartnäckiger auftrete als im Sommer. *In volksreichen grösseren Gemeinden zählen die amtlich konstatierten Krankheitsfälle weit über hundert, und viele kommen gar nicht zur Anzeige und ärztlichen Behandlung. Die oberaargauischen Spitäler sind überfüllt. Zur Pflege im Heim der Grippekranken mangelt es an sachverständigem Pflegepersonal, trotz der vielen Kurse für häusliche Krankenpflege, die im Oberaargau durchgeführt worden sind. In ärmern Familien stellt sich Mangel an Bettzeug ein, und Frauenvereine erlassen Aufrufe um Verabfolgung von Leintüchern, Anzügen usw., um der grössten Not steuern zu können. Die Ärzte werden überanstrengt. Wo Samaritervereine bestehen, treten die Samariterinnen und auch viele Samariter freiwillig in den Dienst der Krankenpflege.*[45] Auch in Huttwil stellte der Samariterverein zehn Mitglieder, um die Grippekranken zu pflegen. Gleichzeitig musste er seine Feldübung auf der Kaltenegg und einen «Wiederholungskurs» absagen.[46] In Sumiswald wurde der Jahrmarkt vom 1. November abgesagt, während sich in Huttwil am 4. Dezember am kalten Markt «das Publikum in den Nachmittagsstunden trotz Grippegefahr recht zahlreich einfand».[47]

Ende Oktober sah sich der Gemeinderat von Huttwil zu folgendem Aufruf veranlasst: *Da die Grippe auch in unserer Gegend grössere Verbreitung und schwerere Formen annimmt, erachtet es der Gemeinderat als Pflicht, nach Anhörung der Gesundheitskommission, der Einwohnerschaft einige Ratschläge zu erteilen, Gesunden und Kranken zur Zeit dieser gefährlichen Epidemie zu nützen und eine weitere Verbreitung möglichst zu hemmen.*

Gesunde sollten sich grosser Reinlichkeit befleissen, Gesicht und Hände fleissig waschen, oft gurgeln, sich überall da fernhalten, wo viele Menschen zusammenkommen. Wir möchten namentlich vor dem truppweisen Herumstehen warnen, wie es besonders am Sonntagnachmittag am Bahnhof üblich ist; sie sollen möglichst viel in freier Luft sein. In der Wohnung soll Sauberkeit herrschen, die Zimmer sollen fleissig gelüftet werden. Vieles Rauchen, sowie reichlicher Genuss alkoholischer Getränke sind schädlich. Bei der Pflege von Kranken sollen sie nach jeder Berührung der Kranken die Hände waschen; Grippemasken sind zu empfehlen.

Kranke sollen beim ersten Unwohlsein sich sofort ins Bett legen, da es sich herausgestellt hat, dass in diesem Fall der Krankheitsverlauf der günstigste ist. Neben den ärztlichen Vorschriften soll für grosse Reinlichkeit und frische Luft im Krankenzimmer Sorge getragen werden. Die Genesenden sollen auch bei scheinbar leichten Fällen nicht zu früh aufstehen, jedenfalls nicht bevor mindestens 4 Tage nach dem Schwinden des Fiebers verflossen sind, da auch bei leichten Fällen durch ein zu frühes Aufstehen leicht ein gefürchtetes Wiederaufflackern der Krankheit oder eine Lungenentzündung auftreten kann; also Vorsicht bei scheinbar leichten Fällen!

Um eine Verschleppung der Krankheit möglichst zu vermeiden, werden die Angehörigen von Kranken dringend ersucht, sich nicht ohne zwingenden Grund vom Hause zu entfernen und sich auf keinen Fall an Orte, wo viele Leute zusammenkommen, zu begeben (Kirche, Eisenbahn, Wirtschaft usw.), sie sollen Kommissionen, Lebensmittelkarten usw. sich durch Nachbarn besorgen lassen. Leichte Kranke und Genesende haben die Pflicht, zu Hause zu bleiben, um nicht ihre Mitmenschen der Gefahr der Ansteckung auszusetzen; ihre Ansteckungsfähigkeit dauert noch etwa 10 Tage nach der Entfieberung, daher möchten wir besonders Arbeitgebern raten, Angestellte und Arbeiter nach überstandener Grippe nicht zu früh zur Arbeit zuzulassen.

Erkrankte sollen auf keinen Fall reisen, da sie eine grosse Gefahr für die Mitreisenden sind, und zudem jede Reise für sie selbst schädlich ist und die Krankheit in ungünstigem Sinne beeinflussen kann; es lege sich jeder an dem Orte, wo er gerade erkrankt, zu Bette (Spital!).

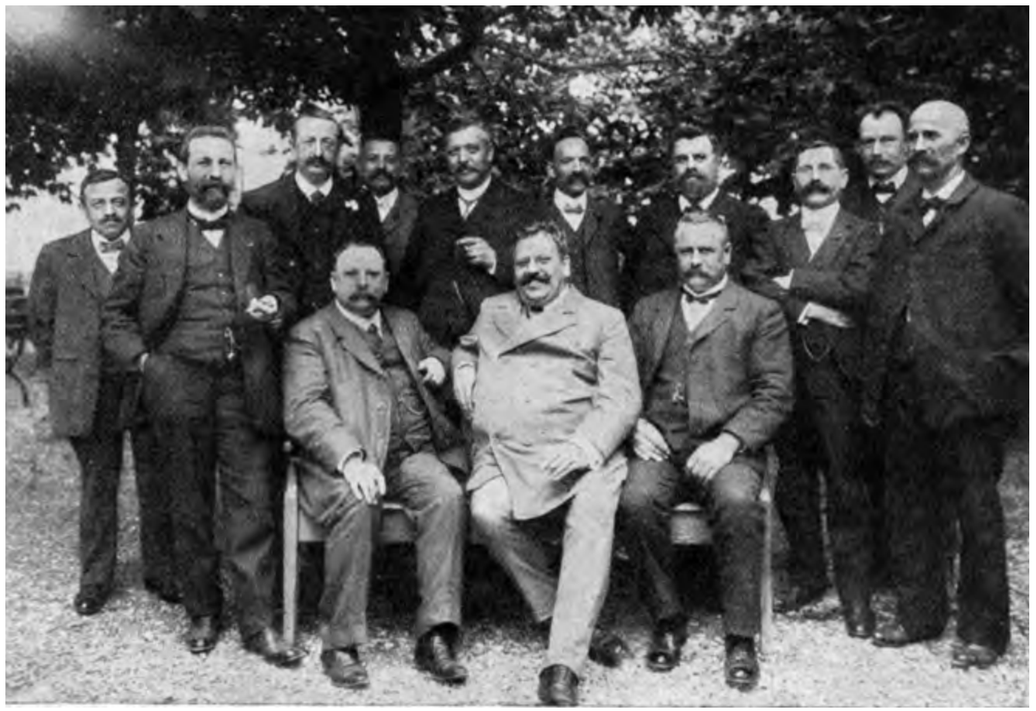
Krankenzimmer müssen nach der Genesung, oder bevor das Zimmer von einem Gesunden bezogen wird, gründlich gereinigt werden. Böden, Wände tüchtig fegen, das Waschbare an den Betten waschen, Matratzen und Federzeuge sonnen, klopfen, bürsten, Fenster und Türen offen halten, so dass Sonne, Luft und Licht herein kann, das Zimmer einige Tage leer stehen lassen.
Krankenbesuche sind zu unterlassen. Zum Schlusse möchten wir alleinstehenden Erkrankten oder Kranken mit mangelnder Pflege dringend Verpflegung in unserem gut eingerichteten Krankenhaus empfehlen, da es für den Ausgang der Krankheit sehr auf eine gute Pflege ankommt und das Pflegepersonal für die häusliche Pflege sehr schwer erhältlich ist. An vielen Orten werden zur Aufnahme Grippekranker Notspitäler errichtet, weil die bestehenden Spitäler überfüllt sind, während hier ein gut eingerichtetes Krankenhaus mit opferfreudigem Personal infolge eines tiefeingewurzelten Vorurteils fast nicht genutzt wird.[48]

Im «Unter-Emmentaler» vom 9. November doppelte die Ortspolizeibehörde nach: *Im Einverständnis mit Kirchgemeinderat und Pfarramt verlangen wir, dass der Regierungsrats-Verordnung betreffend «stille Beerdigung» strenger nachgelebt wird.*
Ferner hat aus hygienischen Gründen bis auf weiteres die Abdankung in der Kirche zu unterbleiben. Beim Trauerhause wird, wie bisher, ein Gebet gesprochen, am Grabe findet eine kurze Ansprache mit Gebet statt. In der gleichen Ausgabe der Zeitung war aus Dürrgraben, dem heutigen Heimisbach, vermeldet worden, dass die Grippe dort ziemlich verbreitet sei und deshalb sowohl der Schulunterricht wie der Gottesdienst eingestellt worden seien. Sumiswald hatte stille Beerdigung angeordnet und den Schulbeginn hinausgeschoben.[49] Zwei Tage zuvor hatte das Krankenhaus Huttwil zur Spende für ein elektrisches Koch-Rechaud aufgerufen, «da die kostspieligen Weingeist-Lämpchen des nachts nicht mehr genügen».[50]
Schliesslich wandte sich die Gesundheitskommission von Huttwil zusammen mit dem Samariterverein Huttwil und Umgebung und dem Gotthelfverein des Amtes Trachselwald Ende November erneut an die Bevölkerung: *Noch schreitet die Grippe mit unerbittlicher Strenge durch Stadt und Land. In ihrem Gefolge erscheinen Not, Tod und Elend. Mit der Rückkehr der entlassenen Soldaten kann die Gefahr der Verschleppung noch vergrössert werden.*
Auch in unserer Gemeinde leiden viele Familien schwer unter dieser Geissel der Menschheit. Hilfe tut bitter not. Es fehlt aber an den nötigen Hilfekräften. Darum ergeht ein dringender Aufruf an alle Frauen und Männer, namentlich des Samaritervereins und der «Kurse für häusliche Krankenpflege». Auch starke Arme sind notwendig zu Transporten. Tellensöhne und Stauffacherinnen vor! Meldet Euch bei Herrn Gottlieb Jäggi oder bei der Gesundheitskommission. Hilfsbedürftige wollen ihre Bitte ebenfalls bei den nämlichen Stellen vorbringen.
Nach einem Zusatzparagraphen 12bis des Epidemiegesetzes haben Pflegepersonen, wenn sie bei der Grippepflege selbst an Grippe erkranken, Anspruch auf unentgeltliche Behandlung und Verpflegung, ferner auf ein angemessens Krankengeld, sowie auf Invaliden- und Hinterlassenenvergütung. Das gilt aber nur für den Fall, dass die Betreffenden durch eine amtliche Stelle (Gemeindebehörde usw.) aufgeboten worden sind.
Damit fällt eines der vielen Bedenken, die bei der Anmeldung stark in die Waagschale fielen, dahin. Lasst unsern Ruf nicht ungehört verhallen![51]

Die akute Todesgefahr, die von der Grippe ausging, verstärkte die durch die Not der Kriegszeit gewachsene Polarisierung der Gesellschaft. Rechtsbürgerlich-militärische Kreise und die Vertreter der Arbeiterschaft warfen sich gegenseitig vor, dafür verantwortlich zu sein, dass die Grippe sich wie eine Epidemie ausbreiten konnte. Und jeder dachte nur noch an seine eigenen Leute. Typisch dafür ist eine Sammlung des Bauernvereins Huttwil: Er rief zur Spende von Liebesgaben «für die im Dienst an der Grippe erkrankten Soldaten» auf.[52] Dass auch Eisenbahner – wie der Aufruf der Gemeinde Huttwil belegt – bei ihrer Arbeit der Epidemie besonders ausgesetzt waren und daran erkranken konnten, überstieg offenbar das Vorstellungsvermögen der Bauernsame. Dabei verzeichnete auch die Bahn «viele Krankheitstage infolge der Grippe», insgesamt stieg die Zahl der Krankheitstage auf allen vier Bahnen von 2408 im Jahr 1917 auf 4076. Auch zwei Todesopfer unter den Eisenbahnern sind bekannt: Walter Spichiger, 29 Jahre alt, Bahnangestellter in Huttwil, und Eduard Quinche, 25 Jahre alt, Stationsgehilfe in Rohrbach. Ersterer hinterliess Mutter, Verlobte und Geschwister.[53]

Die Huttwiler Eisenbahner im Landesstreik

Oskar Salvisberg schäumte. Der Fürsprecher aus Sumiswald war als Verwaltungsrat der Ramsei-Sumiswald-Huttwil-Bahn eine beliebte Zielscheibe der Berner Tagwacht. Am 9. Januar 1919 schrieb er einen «confidentiellen» Brief an seinen Kollegen Otto Müller in Langenthal. «Ich möchte Sie dringend bitten, in dieser Angelegenheit so rasch wie möglich vorwärts zu machen, wenn Sie wirklich die Sache in Händen haben, denn es geht nicht an, dass diese Kerle, wie namentlich ein Gosteli, ein Fiechter in Eriswil und ein Kronenberg Huttwil höhnisch herumlaufen, so dass die ganze Bevölkerung sagt, diesen kann man nichts antun, die gehen natürlich wieder leer aus usw.»[54] Was Oskar Salvisberg derart in Rage brachte, war jedoch nicht der Streik vom 9. bis 12. September 1918, sondern der Landesstreik zwei Monate später. Die Spanische Grippe wütete immer noch heftig, als die politische und soziale Krise in der Schweiz landesweit eskalierte. Unversöhnliche Gegensätze in den politischen Lagern und gegenseitige Fehleinschätzungen führten dazu, dass am 11. November der Landesstreik ausbrach, ausgerufen vom Oltner Aktionskomitee. Die Vertreter des Bürgertums sahen in der Arbeiterschaft primär Revolutionäre am Werk, während Vertreter der Sozialdemokraten in der Gegenseite eine Ansammlung von Kriegsprofiteuren sah.[55] Im Oberaargau wurde vor allem in Langenthal gestreikt, wo die Arbeiterbewegung bereits eine bedeutende Stellung im politischen Leben errungen hatte. Rund 400 Frauen und Männer versammelten sich dort am ersten Streiktag vor dem Stammlokal der Arbeiterunion und suchten von dort die Betriebe auf, wo noch gearbeitet wurde. Die Arbeiterunion erreichte auch, dass das Elektrizitätswerk Wynau seinen Betrieb tagsüber einstellte, womit in Langenthal auch keine Maschinen liefen.[56] Abgesehen von Langenthal war der Oberaargau und das Emmental von konkreten Streikaktionen nur am Rande betroffen, wie dem Protokoll der Debatte des Grossen Rat zum Landesstreik entnommen werden kann:[57] Personal der Eisenwerke in Gerlafingen zog bis nach Herzogenbuchsee, um Arbeiter vom Streik zu überzeugen. Die Burgdorf-Thun-Bahn musste ihren Betrieb einstellen, weil das Personal zwar mit wenigen Ausnahmen zur Arbeit angetreten war, aber «unter dem Terror der Arbeiterschaft von Thun nicht mehr fahren wollte».[58] Beklagt wurde jedoch der Tod von sechs Kavalleristen der Schwadron 9 in den Militärspitälern und «weiterer Frauen, Mütter und Geschwister» von Soldaten an der Grippe. «Unser Volk argumentiert anders als der Präsident des Oltner Aktionskomitees», wurde hervorgehoben, «der erklärt hat, der Streik sei eine Folge des Militäraufgebots. Das mag ja zum Teil zutreffen in bezug auf das Truppenaufgebot in Zürich, aber unsere Berner, Freiburger und Waadtländer Soldaten waren jedenfalls nicht schuld am Streikausbruch, sondern sie mussten einrücken infolge des Landesstreiks.»[59] Der konservative Buchser Grossrat Ulrich Dürrenmatt, behauptete, das



Vorstandssitzung des Nebenbahnpersonal-Verbandes am 14./15. September 1912, anlässlich der Geschäftsübergabe von der Sektion Wädenswil an Huttwil. Vorne sitzend W. Furrer, Wädenswil, Emil Düby, Generalsekretär, und Johann Gosteli, Huttwil. Bild Schweizerisches Wirtschaftsarchiv Badel, SWA Bv L IV 21 (Bro)

Elektrizitätswerk Wynau habe mit «der Revolution» einen Pakt geschlossen: «Wenn ihr die Leitung nicht unterbrecht, so verpflichten wir uns, morgens 8 Uhr den Strom abzustellen und bis abends 5 Uhr keinen abzugeben.»[60]
In der Grossratsdebatte zum Landesstreik meldete sich auch Emil Düby zu Wort, der als Sekretär des Verbandes des Personals Schweizerischer Transportanstalten an den Verhandlungen während des Huttwiler Eisenbahnerstreiks teilgenommen hatte und dem Oltner Aktionskomitee angehörte: *Nun zur Sache selbst. Herr Bühler hat in seinem Referat bemerkt, die Bevölkerung habe ein Anrecht darauf, zu wissen, ob die bernischen Dekretsbahnen dem Staat Bern gehören oder den Düby, Woker & Cie. Ich möchte mir erlauben, diesem Gedankengang des Herrn Bühler nachzugehen. Ich bin tatsächlich nicht so unbescheiden, auch nur einen Augenblick anzunehmen, dass ein blosses Wort von Düby, Woker oder andern genügen würde, damit das Eisenbahnpersonal den ausserordentlich folgenschweren Entschluss fasst, einer ausgegebenen Streikparole in der grossartigen Art und Weise nachzuleben, wie es geschehen ist. So unbescheiden bin ich nicht. Wohl aber ist es vielleicht möglich, dass man mich beim Abbruch des Streikes ausserordentlich nötig hatte; doch das gehört nicht hieher. Damit das Eisenbahnpersonal sich auf den Boden der organisierten Arbeitsniederlegung stellte, mussten ganz bestimmte Voraussetzungen vorhanden sein. Der Sprechende hat in Wort und Schrift an einer Reihe von Delegiertenversammlungen und auch gegenüber den Behörden schon lange darauf aufmerksam gemacht, dass eines schönen Tages auch das Eisenbahnpersonal vom Recht der organisierten Arbeitsniederlegung Gebrauch machen werde, wenn die Behörden nicht einlenken. Die Sache spitzte sich so weit zu, dass der Föderativverband, dem, wie Sie wissen, das gesamte Eisenbahnpersonal angehört, sich in seiner Delegiertenversammlung vom 24. Juni 1918 in einer Nebenfrage, in der Frage der Nachteuerungszulagen, grundsätzlich auf den Boden der organsierten Arbeitsniederlegung stellte und damit auch gegen die Militärorganisation demonstrierte, die seinerzeit nur mit einem ganz schwachen Mehr vom Volk angenommen worden ist. Schon damals hat sich das Eisenbahnpersonal – ich berufe mich auf die ergangenen Beschlüsse und Kundgebungen – mit aller Energie auf den Boden gestellt, dass es die durch Art. 20 der Militärorganisation ausgesprochene Knebelung nicht anerkennen könne.*
Welches waren die Voraussetzungen, welche das Eisenbahnpersonal auf diese Bahn gelenkt haben? Ich erinnere Sie daran, dass anlässlich der denkwürdigen Debatte im Nationalrat das Wort geprägt worden ist, das Staatspersonal stehe zur Verwaltung, zu seinem Brotherrn, in einem Treueverhältnis und das erlaube ihm nicht, von dem jedem Privatarbeiter zu Gebot stehenden Recht der organisierten Arbeitsniederlegung Gebrauch zu machen. Angenommen, dieses Treuverhältnis bestehe im umschriebenen Sinn, so setzt es voraus, dass der Staat, dass der Arbeitgeber die Anstellungs- und Besoldungsverhältnisse des Personals vorbildlich gestalte, das Treueverhältnis namentlich auch in schweren Tagen aufrecht erhalte und dem Personal die Treue nicht breche. Diese Treue, meine Herren, ist in schweren Tagen dem Personal vom Staat gebrochen worden. Das ist es, was das Personal auf die Bahn der organisierten Arbeitsniederlegung geführt hat. Ich will Ihnen das anhand von unanfechtbaren Akten beweisen.
Ich will nicht daran erinnern, welche Kämpfe es vor dem Krieg gebraucht hat, um das staatliche Personal vor Verarmung zu schützen. Ich erinnere nur daran, dass schon vor dem Krieg viele Kreise des untern Bahnpersonals armengenössig waren. Das ist eine notorische Tatsache, ausgewiesen durch die Armenbehörden der Städte Zürich und St. Gallen.
Aber daran will ich Sie erinnern, dass bei Ausbruch des Krieges, wo sich die wirtschaftliche Bedrückung selbstverständlich sofort auch in diesen Kreisen bis hoch hinauf in die Beamtenkategorien, die dank Ihrer Einsicht jetzt proletarisiert sind, bemerkbar gemacht hat, der Staat dem Personal die Treue gebrochen hat. Der Bundesrat hat schon am 11. September mit einem Federstrich die gesetzlichen Gehaltsaufbesserungen und auch sämtliche Beförderungen sistiert, womit dem aufstrebenden jungen Mann die einzige Möglichkeit, vorwärts zu kommen, genommen war. Der gleiche Staat hat zu Beginn des Krieges Hunderte von Hilfsarbeitern auf die Strasse geworfen und sie damit den Schrecken der Arbeitslosigkeit preisgegeben. Und was vor allem erbittert hat, und was heute noch in den Herzen der Leute nachzittert, ist der Umstand, dass der gleiche Staat seine Lehrlinge entlassen hat; junge, hoffnungsvolle Existenzen, die mit glühendem Eifer und Freude den Eisenbahnerberuf ergriffen, die sich auf diesen Beruf durch eine kostspielige Fachschule vorbereitet hatten, denen die Kosten von den Eltern bestritten werden mussten, die alle nicht mit Glückgütern gesegnet sind – diese Lehrlinge hat man brutal entlassen. Man hat eine ganze Reihe von ausserordentlich wichtigen Reglementen, so das Bekleidungsreglement, das Reglement über die Reisediäten, zuungunsten des Personals teilweise ausser Kraft gesetzt und verschlechtert. Und gerade noch in der letzten Zeit wurde etwas gemacht, das dem Fass den Boden ausschlug: Um das tatsächlich bestehende Pensioniertenelend nicht zu vergrössern, hat das Personal schon lange eine etwelche Erhöhung der bescheidenen Pensionen angestrebt und verlangt. Man hat das wohlbegründete, in höflicher und konzilianter Form abgefasste Gesuch abgewiesen und im gleichen Moment die Pensionen der Oberbeamten von 4200 auf 7000 Fr. erhöht!
Glauben Sie nicht, dass das alles heute noch vom Personal als eine brennende Schmach empfunden wird und dass es nur des geringsten äussern Anlasses bedurft hat, um den jahrelang darnieder gehaltenen Groll und die Erbitterung zum Ausdruck zu bringen? Da braucht es kein Machtwort von irgend einem Komitee oder sonst jemand.
Wie war es bei den Nebenbahnen? Dort sind die Verhältnisse noch viel schlimmer. Ich gebe gerne zu – ich gebe die Wahrheit immer zu – dass beispielsweise die Verwaltung der Lötschbergbahn in letzter Zeit ausserordentlich viel für das Personal getan und sich bemüht hat, den Bundesbahnen da, wo etwas Gutes zu verzeichnen war, nachzufolgen, so bei den Teuerungszulagen, der Pensions- und Hilfskasse usw.
Aber auf der andern Seite ist festzustellen, dass wir ein richtiges Nebenbahnerelend haben. Nach Massgabe einer seinerzeit vom Sekundärbahnenverband aufgenommenen Statistik haben wir dort noch Mini-

malgehälter von 1060 und Maximalgehälter von 1260 Fr. Der Durchschnittsgehalt des Personals der Nebenbahnverwaltungen steht zurzeit sehr wenig über 2000 Fr., wobei zu beachten ist, dass derselbe natürlich durch die etwas bessern Gehälter, wie sie bei der Lötschbergbahn und der Emmentalbahn ausgerichtet werden, wesentlich in die Höhe getrieben wird. Dazu kommen noch – die Lötschbergbahn und die Emmentalbahn hatten das auch nicht — die zu Beginn des Krieges dekretierten Gehaltsreduktionen, die teilweise 30, 35 bis 50 % betrugen. In einer Zeit, wo das Personal bereits verarmt und unterernährt war, legte man ihm Gehaltsreduktionen auf, und es braucht die grössten Anstrengungen der Personalorganisationen, um heute diese Gehaltsreduktionen gegenstandslos zu machen. Man hat bestehende Anstellungsverträge einfach mit einem Federstrich aus dem Wege geräumt.
Glauben Sie nicht, dass diese sozialpolitisch und erwerbspolitisch kurzsichtigen Massnahmen im Personal eine furchtbare Stimmung auslösen mussten? Beim Generalstreik und beir heutigen Debatte ist mir immer das Wort in den Sinn gekommen, mit dem der bekannte Historiker Jakob Burckhardt sein Kolleg über den Krieg begann und das mutatis mutandis auch für den Wirtschaftskrieg gilt: ‹Nicht darauf kommt es an, wer in einem Krieg den ersten Schuss abgibt, nicht dort ist die Schuld zu suchen, sondern bei denjenigen, welche dafür gesorgt haben, dass der erste Schuss unvermeidlich war.› Und das sind Sie, meine Herren!»[61] Das Protokoll vermerkt Beifall bei den Sozialdemokraten.
Die Huttwiler Eisenbahner jedenfalls fühlten sich während des Landesstreiks besonders in der Pflicht, hatten sie doch während ihrer Arbeitsniederlegung im September auf die Unterstützung ihrer Personalverbände und die Solidarität anderer Angestellter des öffentlichen Verkehrs zählen können, unter anderem der Chauffeure der Automobilgesellschaft Wangen. Zugführer Johann Gosteli war vom Oltner Aktionskomitee am 11. November nach Bern eingeladen worden. Die Huttwiler Eisenbahner traten den Dienst am ersten Streiktag, dem 12. November, zwar wie gewohnt an. Mit dem ersten Frühzug brachten jedoch die beiden Zugführer die Nachricht nach Huttwil, *dass auf der Station Langenthal die Arbeit vollständig ruhe, und kein Personal für den Rangierdienst zur Verfügung stehe. Der dortige Bahnhofvorstand versehe mit einigen Beamten den Abfertigungs- und Bureaudienst und habe mit Mühe einen Weichenwärter finden können, der die Centralweichenanlage für die Umstellung und nötigen Manöver unseres Zuges bediene. Das Streikpersonal als namentlich das auf dem Schauplatz erschienene Personal der LJB habe in heftigen Redensarten unser Personal beschimpft.*[62]
Johann Gosteli verfügte auf diese Meldung hin die sofortige Arbeitsniederlegung des Bahnpersonals und nahm telefonisch nochmals mit dem Streikkomitee in Bern Rücksprache. Die Reisenden, die bereits in den nach Langenthal abfahrbereiten Zug eingestiegen waren, mussten wieder aussteigen. Im Depot, der Werkstätte und und der Verwaltung wurde zwar zum Teil noch gearbeitet, «fahrtüchtiges» Personal stand ab sofort aber nicht mehr zur Verfügung. Tags darauf beschloss eine Personalversammlung, am Streik festzuhalten. Betriebschef Jean Walder und der Depotchef konnten immerhin einen Zug für den Postverkehr nach Wolhusen organisieren, in dem auch rund 15 Passagiere mitreisen konnten. Sie begleiteten den Zug und konnten feststellen, dass an den HWB-Stationen das Personal «pflichtgemäss den Dienst versah. […] Auf der Station Wolhusen fehlte kein einziger Mann. Die Fabriken von Geistlich arbeiteten voll.»[63]
Am Nachmittag unternahmen der Depot- und der Betriebschef eine Fahrt nach Langenthal, wobei sie folgendes feststellten: *Vor dem Einfahrtsignal in Rohrbach war auf dem Übergang eine Barrierenstange quer über das Gleis gelegt, die wir wegräumten. Die Weichen in Rohrbach standen alle auf Ablenkung. Die Station war geschlossen, Vorstand Herrmann hat ohne Bewilligung die Station verlassen und hielt sich in Huttwil auf.*
In Dietwil und Lindenholz fanden sich Vorstand und Wärterpersonal im Bureau. Auf wiederholte Aufforderung wurde auf beiden Stationen das Glockensignal zur Abfahrt gegeben. Die Weichen standen auf Durchfahrt.
In Madiswil standen die Weichen auf Ablenkung auf besetztes Geleis 1. Bureau und Wartsaal waren geschlossen. Trotz wiederholter Aufforderung war das im Bureau eingeschlossene Personal nicht zum öffnen zu bewegen.
In Lotzwil standen die Weichen auf Ablenkung auf besetztes Geleise. Bureau und Wartsaal geschlossen. Das Personal öffnete trotz Aufforderung nicht.
Auf der Rückfahrt fanden wir die Weichen überall auf Durchfahrt gestellt.
In Lotzwil Bureau durch Personal besetzt und geschlossen. Oeffnung verweigert.
In Madiswil auf wiederholte Aufforderung wurde das Bureau geöffnet, anwesend waren Gehülfe Dreyer und zwei Wärter. Der Vorstand war abwesend.
In Lindenholz und Kleindietwil wurde das Glockensignal gemäss Aufforderung gegeben.
In Rohrbach wurde das Bureau auf Aufforderung geöffnet. Volontär Koller und Wärter waren anwesend. Der Vorstand war in Huttwil.[64]
Auf Druck des Bundesrates, des Parlamentes und der Armee beschloss das Oltener Komitee am 13. November, den Streik am Folgetag abzubrechen. Morgens um 8 Uhr am 14. November erhielt der Betriebschef der Huttwiler Bahnen Besuch von Zugführer Johann Gosteli. Dieser eröffnete ihm, Emil Düby habe den Landesstreik für beendet erklärt, deshalb stehe das Personal wieder zur Verfügung der Bahn. Ab vormittags elf Uhr verkehrten die Züge wieder fahrplanmässig.
Als Hauptschuldigen des Streiks bei den Huttwiler Bahnen bezeichnete Betriebschef Jean Walder Zugführer Johann Gosteli. *Erreicht ihn hiefür das Kriegsgericht, so ist's gut. Andernfalls habe ich die Absicht, den Gosteli sofort ausser Dienst zu setzen, in der Meinung, dass die Direktion dessen Entlassung und Kündigungsfrist auszusprechen habe. Man wird diesbezüglich mit der kantonalen Eisenbahndirektion in Verbindung treten.*[65]
Der Bericht des Betriebschefs gibt noch zusätzlich Einblicke in die aufgeheizte Stimmung der Streiktage. Er trägt nämlich eine Bleistiftnotiz «Velotour zu ergänzen Flückiger II». Tatsächlich wird dann in anderer Schrift mit Bleistift ergänzt: *Fiechter, Ammann und Jordi hatten sich am 12. September*

per Velo nach den Stationen der Huttwil-Wolhusen-Bahn begeben, um das Personal zum Streik aufzuhetzen. Sie gelangten bis Willisau, von wo sie auf Veranlassung von Herrn Statthalter Steiner vermittelst der Polizei via Huttwil zurückgewiesen wurden. In einer Kopie des Berichts ist dann die falsche Datierung September durchgestrichen und durch die richtige November ersetzt, ebenfalls die beiden Namen Ammann und Jordi durch Kondukteur Kronenberg. So fand die Passage dann auch Eingang in den Bericht vom 14. April 1919, mit der entscheidenden Umformulierung, dass das Personal der Huttwil-Wolhusen-Bahn nicht zum Streik «aufgehetzt», sondern «mittelst Unterschriftenbogen verpflichtet» werden sollte.[66] Fiechter und Kondukteur Kronenberg sind denn auch die beiden Eisenbahner, die Fürsprecher Oskar Salvisberg neben Johann Gosteli dingfest gemacht sehen wollte.

Wie stark der Landesstreik das Vertrauen in die Amtsstellen der Schweiz nicht nur in der Arbeiterschaft erschütterte, zeigen zwei Briefe an die Gemeindeschreiberei Wyssachen. Absender ist ein dort heimatberechtigter E. Zaugg-Schlatter, der in Feldbach am Zürichsee als Grossist und Detailhändler mit Glas und Porzellan geschäftete. Am 15. Februar 1919 erhielt dieser eine Sendung aus dem Ausland angezeigt. Um diese einführen zu können, benötigte er sofort einen Nationalitätsausweis, den er in Wyssachen bestellte. Als er das Papier deutlich später als erwartet erhielt, fehlte darauf das Datum. Weil es so lange dauerte, annulierte der Kunde seine Bestellung, während die Ware immer noch an der Grenze lag. In seinem Reklamationsschreiben hielt Zaugg nun nicht nur fest, seine «Erbitterung über den Staatsbetrieb» habe seinen Höhepunkt bald erreicht. Er fügte noch hinzu: «Was die am meisten an Staat und Gemeinden abliefernden Bürger und Geschäftsleute von unseren Staats- und Gemeindebeamten und -angestellten erwarten dürfen, haben die letzten Novembertage gezeigt.»[67]

Im «Unter-Emmentaler» erlebten die Tage des Landesstreik ein verspätetes Nachspiel in einem Schlagabtausch, den sich Jean Walder und Johann Gosteli lieferten. Unter dem Stichwort «Aufklärung» schrieb der Betriebschef: *Nachdem der Generalstreik sein Ende gefunden hat, geziemt es sich, weitere Volkskreise unseres Verkehrsgebietes über dessen Entwicklung bei den von Huttwil aus gehenden Bahnbetrieben aufzuklären.*

Man war hier allgemein der Ansicht, dass hierseitiges Personal nach bereits vier Tagen Streiks im Monat September sich der neuen Bewegung nicht anschliessen werde. Weitaus der grösste Teil des Personals teilte diese Ansicht, zumal es die Überzeugung hatte, dass vom Generalstreik für den einzelnen Mann keine besondere Vorteile zu erwarten seien.

In Verwaltungskreisen erwartete man von dem seit einiger Zeit kranken Präsidenten der Personalvereinigung, Zugführer Gosteli, dass er sich der Sache fern halte.

Als am Vormittag des 11. November derselbe ein Gesundheitszeugnis vorlegte und nach Bern zu fahren wünschte, damit er sein Veto gegen den Streik einlegen könne, war man doch sonderbar berührt, ohne ihn jedoch an seinem Vorhaben zu hindern.

Am Abend des 11. November wurde der Generalstreik angekündigt.

Am 12. November, als die ersten Morgenzüge ohne jeden Zwischenfall zur Ausführung gelangten, durfte man mit Recht auf die Aufrechterhaltung des Betriebes, wenn vielleicht auch nur in reduziertem Masse, hoffen. Allein um 8 Uhr, als der erste Zug von Langenthal zurückkam mit der Meldung, dass dort das Bahnhofpersonal bis auf wenige Getreue im Abfertigungsdienst, dem Aufstand beigetreten war, erklärte Herr Gosteli, trotz den Mahnungen des Unterzeichneten, auch den Streik für unser Personal. Alle Bemühungen für die Gewinnung einiger weniger Leute für Aufrechterhaltung eines Motorwagendienstes blieben erfolglos. Herr Gosteli hatte gesprochen.

Wohl glaubte er mit dem Hinweis darauf, dass der Streik nicht gegen hierseitige Verwaltung gerichtet sei und er, wie auch das übrige Personal, gerne fahren würde, wenn nicht der Befehl von Bern aus und die Solidarität es anders gebieten würden, seine Schuld am Streike von sich abzuwälzen.

Die Verfügung des Kriegsbetriebes, welche der Bundesrat erlassen hatte, und die das Personal den Militärgesetzen unterstellte, schien für ihn keiner Beachtung wert.

Es musste rücksichtslos und bar jeder Verantwortung gestreikt werden.

Ein derart frivoles Spiel mit den Interessen der Verwaltung, einer ganzen Landesgegend und nicht zuletzt des Staates, verdient gebührend bestraft zu werden und keine salbungsvollen Phrasen werden diese Tat beschönigen können.

Lobend darf erwähnt werden, dass das gesamte Personal der Huttwil-Wolhusen-Bahn sich dem Aufstand fern hielt und seiner täglichen Arbeit pflichtgemäss oblag. Diese Tatsache ermunterte die leitenden Organe schon am zweiten Streiktag, einzelne Züge auf dieser Linie fahrplanmässig zur Ausführung zu bringen, und ermöglichte sogar Zugsverbindungen mit Luzern herzustellen.

Von andern Orten nennen wir die Seetalbahn, deren Personal dem Dienst oblag und sich der Streikerei fernhielt.

Aus dem Kanton Luzern wurde uns gemeldet, dass der Zorn der Bevölkerung gegen das Personal, welches unsere Bahnen still gelegt hat, im Wachsen begriffen sei, und wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, dass das nämliche auch von der Anwohnerschaft der Linien Langenthal-Huttwil-Bahn, Ramsei-Sumiswald-Huttwil-Bahn und Huttwil-Eriswil-Bahn der Fall war. An vielen Orten im Land herum wurden Volksprotestversammlungen abgehalten, welche sich in berechtigter Kritik gegen das Vorgehen, namentlich des Bahnpersonals, auflehnten. Dasselbe hätte wohl auch in hiesiger Gegend geschehen müssen beim längern Andauern des Streiks. Von den kompetenten Behörden erwarten wir mit Unterstützung weiterer Volkskreise nochmalige Massnahmen, die verhindern, dass ein einzelner Mann im Unteremmental die Macht in der Hand behält, von heute auf morgen den Verkehr nach Belieben stillzulegen und dass der gleiche Mann als Präsident des schweizerischen Nebenbahnerverbandes auf andern Nebenbahnen in gleich schädigender Weise sich Eingriffe erlaubt.[68]

In der nächsten Ausgabe reagierte Johann Gosteli mit folgender Erwiderung: *In Nr. 137 Ihres Blattes wurde ich vom Betriebschef der Langenthal-Hutt-*

wil-Bahn, Herrn Walder, als alleiniger Urheber der Arbeitsniederlegung auf dieser Bahn und mitbetriebenen Linien während des Generalstreikes bezichtigt. Ich nehme ohne weiteres an, dass das Publikum an meinen Ausführungen keinen Zweifel hegt. Über den Krankheits-, respektive Genesungsverlauf beziehe ich mich auf die Anordnungen des Arztes, Herrn Dr. Minder. Herr Walder hat aber auch schon die Anordnungen eines Arztes bekrittelt. Als ich die telegraphische Aufforderung erhielt mit dem Traktandum «Generalstreik» war ich mir sofort bewusst, in was für eine Lage unser Personal kommen könnte und ich ging mit dem Wunsch desselben begleitet, dass der Streik noch verhütet werden könne. Es wurde auch eine Abordnung unseres Verbandes beim Oltener Aktionskomitee vorstellig mit der Bitte, den Generalstreikbefehl zurückzunehmen. Es war aber schon zu spät, die Ereignisse überstürzten sich, und am Dienstagmorgen erhielten wir von Langenthal, Wolhusen und Ramsei den Bericht, dass keine Züge kursieren, die Emmental Bahn zwar einen nach Langnau ausführte, der aber nicht mehr zurückgelassen wurde. Der Präsident des Maschinenpersonalverbandes und ich begaben sich nun zu Herrn Betriebschef Walder in seine Wohnung und meldeten ihm den Sachverhalt. Dieser war ebenfalls der Meinung, dass wenn kein Anschluss erhältlich sei, es keinen Zweck gehabt hätte, die Kohlen unnütz zu verbrennen. Als dann das Personal des Zuges 52 von Langenthal zurückkam, überschüttete es mich mit Vorwürfen, dass ich ihm die Blamage hätte ersparen können, denn der Empfang in Dorten sei kein schöner gewesen, sie würden unter keinen Umständen mehr dorthin fahren. Darauf erklärte ich dem Herrn Betriebschef nach Rücksprache mit dem Präsidenten des Lokomotivpersonals und dem andern anwesenden Personal, dass wir nun doch gezwungen seien, die Arbeit niederzulegen. Das ganze Personal, wie auch der Angegriffene, wussten, was das in unserer Gegend zu bedeuten hatte. War bei der ersten Arbeitsniederlegung die Sympathie des Publikums zum grossen Teil auf unserer Seite, so war nun bei diesem Streike das Gegenteil der Fall. Das ganze Personal sagte sich aber, nachdem es bei seinem ersten Kampfe von seinen Kollegen aus der ganzen Schweiz moralische und finanzielle Unterstützung erhalten hatte, dass es von ihm geradezu undankbar gehandelt wäre, wenn es nun seinen kämpfenden Brüdern in den Rücken schiessen würde.

Oder wären Sie, Herr Betriebschef, hierzu im Stande gewesen? Diese Stimmung kam dann am Mittwoch Vormittag spontan zum Ausdruck, als der Herr Betriebschef neuerdings das Ansinnen an das Personal stellte, die Arbeit wieder aufzunehmen. Ich erklärte dem Personal (ich lud, nebenbei gesagt, den Herrn Betriebschef ebenfalls zu der Versammlung ein), dass es ohne sich um mich zu bekümmern, einen Beschluss fassen möchte, laute er so oder anders. Das Personal fasste nun folgende Resolution, welche der Direktion sofort übermittelt wurde, während drei gleichlautende von sämtlichem Personal der Langenthal-Huttwil-Bahn, Ramsei-Sumiswald-Huttwil-Bahn, Huttwil-Eriswil-Bahn und einem Teil der Huttwil-Wolhusen-Bahn unterzeichnet wurden: «Die am 13. November 1918, vormittags 9 Uhr in Huttwil, von 60 Angestellten des Platzes Huttwil besuchte Versammlung des Personals der LHB und mitbetriebenen Linien protestiert hiermit einmütig gegen das Vorgehen der betriebsführenden Organe und gegen die Unterschiebung, als ob der im Anschluss an den allgemeinen Landesstreik vom 12. November ausgesprochene Streik des Personals der Langenthal-Huttwil-Bahn und mitbetriebenen Linien der alleinigen Initiative und Veranlassung des Präsidenten Joh. Gosteli, respektive der Personalkommission zuzuschreiben sei und erklärt ausdrücklich, dass die Arbeitsniederlegung aus Solidaritätsgründen mit der gesamten Eisenbahner- und Arbeiterschaft der Schweiz erfolgte. Die Versammlung beschliesst nach gewaltiger reiflicher Diskussion nunmehr gänzliche Arbeitsniederlegung und erklärt, dass sie gegen allfällige Massregelung an Mitgliedern der Organisation energisch Stellung nimmt und sich mit denselben unter allen Umständen solidarisiert. Wir lehnen zum vornherein ausdrücklich jede Verantwortung für allfällige provokatorische Massnahmen der betriebsführenden Organe ab und behalten uns für diesen Fall weitere Gegenmassregeln vor.»

Am Donnerstag früh erkundigte ich mich in Bern nach der Lage, und als erklärt wurde, der Generalstreik sei beendet, die Wiedereinführung der Arbeit werde auf nachts 12 Uhr angesetzt, erkundigte ich mich sofort, ob uns erlaubt werde, die Arbeit sofort wieder aufzunehmen, was bejaht wurde, worauf um 8 Uhr vormittags das ganze Personal die Arbeit wieder aufnahm. Den militärischen Stellen wurde vom Herrn Betriebschef berichtet, einzig auf Befehl des Zugführers Gosteli stehe der Verkehr still! Wie ganz anders war dagegen das Vorgehen des Herrn Direktors der Emmentalbahn, welcher seinen Leuten den Befehl des Gruppendirektors verlas, sie fragte, ob sie die Arbeit wieder aufnehmen wollten und auf die verneinende Antwort bemerkte, er habe dies erwartet und werde in diesem Sinne für alle antworten, es hätte für sie keinen Zweck zu fahren, da es im Gegenteil noch sehr riskiert wäre! Dem Befehl, Donnerstag um 1 Uhr die Arbeit aufzunehmen, war ich schon um 12 Uhr nachgekommen. Ich überlasse es nun getrost dem Publikum, zu beurteilen, ob das Personal sowie der Schreibende anders handeln konnte und ich werde mich den Verwaltungsbehörden auch verantworten. Zu dem Schlag ins Gesicht, den das Personal und dessen verhasste Organisation empfangen hat, wird dasselbe nun selbst Stellung nehmen müssen. Die Ausübung des Mandats des Präsidenten des Nebenbahnerverbandes ist mir von der Verwaltung seiner Zeit ausdrücklich bewilligt worden und hat noch bei keinen andern Verwaltungen Komplikationen verursacht. Bei den Bundes- und Kantonsbehörden konnte ich denn auch in dieser Eigenschaft unbeanstandet verkehren, und beweist dies zur Genüge, dass ich den Vorwurf eines unverantwortlichen Hetzers nicht verdiene, dass ich aber je und je für die Interessen des Personals eingestanden bin. Auch das Publikum kennt mich aus meiner sechsundzwanzigjährigen Dienstzeit zu lange, um nicht zu wissen, wie wenig solche Vorwürfe gegen mich berechtigt sind.

Der Herr Betriebschef stellt mir übrigens kein schlechtes Zeugnis aus, wenn er behauptet, dass mein Wort genüge, den ganzen Verkehr auf unsern Linien still zu legen! Es wäre wohl zu wünschen, dass er diese Gefolgschaft des Personals durch vernünftige und zeitgemässe Reformen auf sich über-

tragen könnte, statt das Personal durch kleine Düfteleien und schikanöse Behandlung stets mehr zu erbittern.[69]

Betriebschef Jean Walder sah sich durch diese Erwiderung veranlasst, *«weiter aufklärend vorzugehen. In nicht zur Sache gehörenden Bemerkungen wirft er mir «Bekrittelung der Anordnungen eines Arztes, kleine Düfteleien und schikanöse Behandlung des Personals» vor, worauf ich nicht eintrete. Glaubt Herr Gosteli wirklich, dass diese Anklagen, wofür er den Beweis schuldig bleiben wird, beim Leser verfangen und sein schweres Vergehen beschönigen?*

Ich halte mich an Tatsachen: Herr Gosteli hat an den Beratungen in Bern teilgenommen, er kam mit der Streikparole heim. Dienstag morgen 6 Uhr, als die ersten Züge fort waren, sprach er bei mir vor und erklärte, dass nirgends gefahren werde und es keinen Zweck habe, bei uns zu fahren. Allerdings, wenn nirgends gefahren wird, dann hat es auch keinen Zweck bei uns zu fahren, aber ich will die Sache zuerst untersuchen. Das war meine Antwort.

Warum kam Herr Gosteli zu mir? Das Personal hatte die Pflicht und den speziellen Auftrag des Betriebsgruppendirektors, zu fahren. Herr Gosteli hatte, wie er mir sagte, «die ersten Züge abgelassen» und dass er auch die übrigen abgehen lassen werde, schien mir klar zu sein. Aber er wollte von mir das Einverständnis haben, dass nicht gefahren werden sollte, um alsdann die Verantwortlichkeit mir zuschieben zu können. Einen andern Zweck konnte der Besuch bei mir nicht haben. Forsche Zumutung.

Ich begab mich sofort zum Bahnhof, wo der zur Abfahrt fällige Zug nach Ramsei stand. Ich gab sofort den Befehl, dass dieser Zug abzufahren habe, worauf die Lokomotive herbeigeholt und mit 20 Minuten Verspätung abgefahren wurde.

Ich wiederhole, dass um 8 Uhr vormittags am 12. November Herr Gosteli mir gegenüber erklärte, es werde nicht mehr gefahren. Würde er erklärt haben, es wird gefahren, dann wäre auch gefahren worden. Diese Schuld am Streik liegt auf ihm und dafür soll er verantwortlich gemacht werden. Um 9 Uhr kamen von Grünenmatt her Milchsendungen für Basel und ich verlangte von Herrn Gosteli Personal zur Ausführung eines Milchzuges nach Langenthal – auch das wurde verweigert. Ich verlangte ebenfalls am Mittag Personal für die Rückbeförderung der Arbeiter am Abend. Auch dieses Begehren wurde abgelehnt.

Im Laufe des Vormittags ging eine telegraphische Verfügung des Betriebsgruppendirektors ein, wonach für die Ausführung wenigstens eines Zivilzuges in jede Richtung gesorgt werden soll. Benötigtes Personal sei wenn nötig militärisch aufzubieten. Dieses Telegramm habe ich Herrn Gosteli auf meinem Bureau vorgelesen und ihn um Personal ersucht. Er verweigerte die Personalabgabe, seine Streikparole aus der Tasche ziehend, er wolle sich aber telephonisch in Bern erkundigen, ob allenfalls ein Zug ausgeführt werden könnte. Die Antwort lautete negativ. Meine fortgesetzten Bemühungen blieben erfolglos, obwohl ich Herrn Gosteli zu wiederholten Malen darauf aufmerksam machte, dass in Langenthal wie auch in Wolhusen auf den SBB nach jeder Richtung ein Zug verkehre und der Anschluss aus unserer Gegend sehr erwünscht wäre. Alles umsonst.

Die Bemühungen wurden am folgenden Tage mit Nachdruck erneuert. Als Antwort hierauf erschien gegen Mittag die famose Resolution ohne Anrede und ohne Unterschrift auf den Schreibtisch gelegt. Der Leser mag urteilen.

Das «Überstürzen der Ereignisse» konnte Herrn Gosteli weder einer Pflicht der Bahnverwaltung gegenüber noch des Gehorsams der militärischen Aufforderung gegenüber entheben. Es kommt auch nicht auf die Vorgänge in seiner sechsundzwanzigjährigen Dienstzeit an, denn das Vergehen gegen Pflicht, Ordnung und Disziplin ist nach so viel Dienstjahren viel unverständlicher, als wenn es in jungen Jahren passiert wäre. Hinsichtlich der Ausübung des Mandates des Präsidenten des Nebenbahnerverbandes enthalte ich mich einer Äusserung. Damit erkläre ich Schluss in dieser Angelegenheit.[70]

Den «Schluss» des Schlagabtauschs gewährte der «Unter-Emmentaler» allerdings Johann Gosteli: *Der Unterzeichnete hat seiner ersten Erklärung nichts beizufügen. Als Angestellter und Personalkommissionspräsident kenne ich meine Pflichten und habe ein ruhiges Gewissen als vielleicht mancher andere. Der selbstgerühmten Personalfreundlichkeit des Herrn Betriebschef muss doch jemand zum Opfer fallen. Im übrigen verbietet es mir das Anstandsgefühl, mich als Untergebener mit meinem Vorgesetzten länger in eine Zeitungspolemik einzulassen.*[71]

Der Schlagabtausch im «Unter-Emmentaler» veranlasste einen nicht namentlich bekannten «etwas abseits stehenden älteren Angestellten der Langenthal-Huttwil-Bahn» zu folgender Einsendung an die Berner Tagwacht: *In Lokalblättern von Huttwil und Umgebung macht Herr Walder, Betriebschef, den Versuch, die Schuld am hiesigen Streik, welcher anlässlich des allgemeinen Landesstreiks auch auf die vier von Huttwil ausgehenden Bahnen übergriff, allein auf den Präsidenten der Personalvereinigung, Herrn J. Gosteli, abzuwälzen, und verlangt von den kompetenten Behörden mit Unterstützung weiterer Volkskreise Massnahmen gegen diesen Mann, der die Macht in der Hand halten soll, von heute auf morgen den Verkehr im Unteremmental stillzulegen. Der Betriebschef glaubte, dass das hiesige Personal nach bereits vier Tagen Streik im September sich dieser Bewegung nicht anschliessen würde, um so mehr, da für den einzelnen Mann keine Vorteile zu erwarten waren. Er beklagt sich auch, trotz eifriger Bemühungen keine Leute für einen Motorwagendienst gewonnen zu haben. In einer zweiten Aufklärung spricht er von einer famosen Resolution in einem alten Kuvert auf einem Fetzen Papier.*

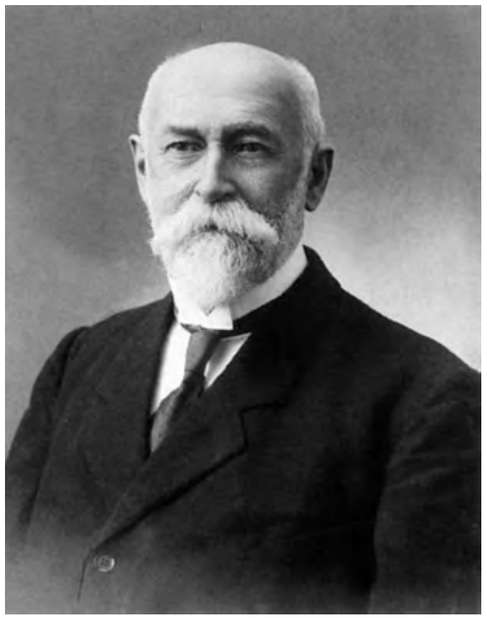
[…]

Es berührte den Schreibenden schon sonderbar, Herrn Walder, dem sonst jede publizistische Tätigkeit seiner Untergebenen verhasst ist, selber als Artikelschreiber kennen zu lernen; seine Schreibart hat mich jedoch vollends verblüfft. Offen gestanden, ich habe unsern Betriebschef doch für gescheiter gehalten, als er sich hier öffentlich entpuppt. Herr Walder sucht sich ein Opfer. Nicht nur die Person will er treffen, Kollegen, die Organisation, dorthin zielt sein Pfeil. Mit seinem Hilferuf an die kompetenten Behörden und an weitere Volkskreise gesteht er aber wohl ahnungslos seine Ohnmacht in dieser Richtung ein. Mit seinem Hinweis auf die vier Tage Streik im September dokumentiert er sie selber. Herr Walder, in Ihrer Macht wäre es gelegen, diesen Streik zu ver-

hüten, wenn Sie eben den kompetenten Behörden und weitern Volkskreisen die miserable Belöhnung der Angestellten der LHB und insbesondere derjenigen der mitbetriebenen Bahnen eindrucksvoll vor Augen geführt hätten, statt nur, wie es leider der Fall ist, mitgeerntet zu haben, was Ihnen Ihre Untergebenen in hartem Kampfe erobert haben. (Es gibt einen Namen für solche Helden!) Die famose Resolution, die das Personal des Platzes Huttwil am 13. November gefasst hat, war, wie ich mich erkundigte, auf einem schönen neuen Blatt Papier mit Maschinenschrift erstellt. Leider besitzen die Dienststellen keine neuen Kuverts (diese stehen nur dem Betriebschef zur Verfügung), und so musste die Resolution wohl oder übel in ein altes verpackt werden. Die Resolution ist insofern famos, als solche dem Herrn Betriebschef deutlich die Meinung seines Personals offenbarte. Er soll nachher keine Versuche mehr unternommen haben, Leute zur Aufrechterhaltung eines Motorwagendienstes zu gewinnen. Was die Schuldfrage am hierseitigen Streik betrifft, glaube ich im Namen des gesamten Personals erklären zu dürfen, dass diese Schuld nicht unserem Präsidenten beigemessen werden kann. Soll ein «Schuldig» gesprochen werden, muss sich das gesamte beteiligte Personal als schuldig bekennen und ist bereit, die daraus folgernden Konsequenzen zu ziehen. Wir alle bekennen, dass wir gegen unser Wissen vom Gang der Ereignisse mitgerissen wurden. Wir haben gestreikt aus Solidarität mit der gesamten Eisenbahner- und Arbeiterschaft der Schweiz. Das waren wir unserer Organisation, unsern Kollegen, die mit uns bei unserm Kampf solidarisierten und uns moralisch unterstützten, schuldig.

Ich kann nicht umhin, Herrn Walder zuzurufen, sich zu seinem Besten aus den beiden Streiks eine Lehre zu ziehen, nicht neue Konflikte, welche gar oft ins Gegenteil des Gewollten umschlagen, heraufzubeschwören. An der Solidarität Ihrer Angestellten werden alle Ihre Anzettelungen abprallen.[72]

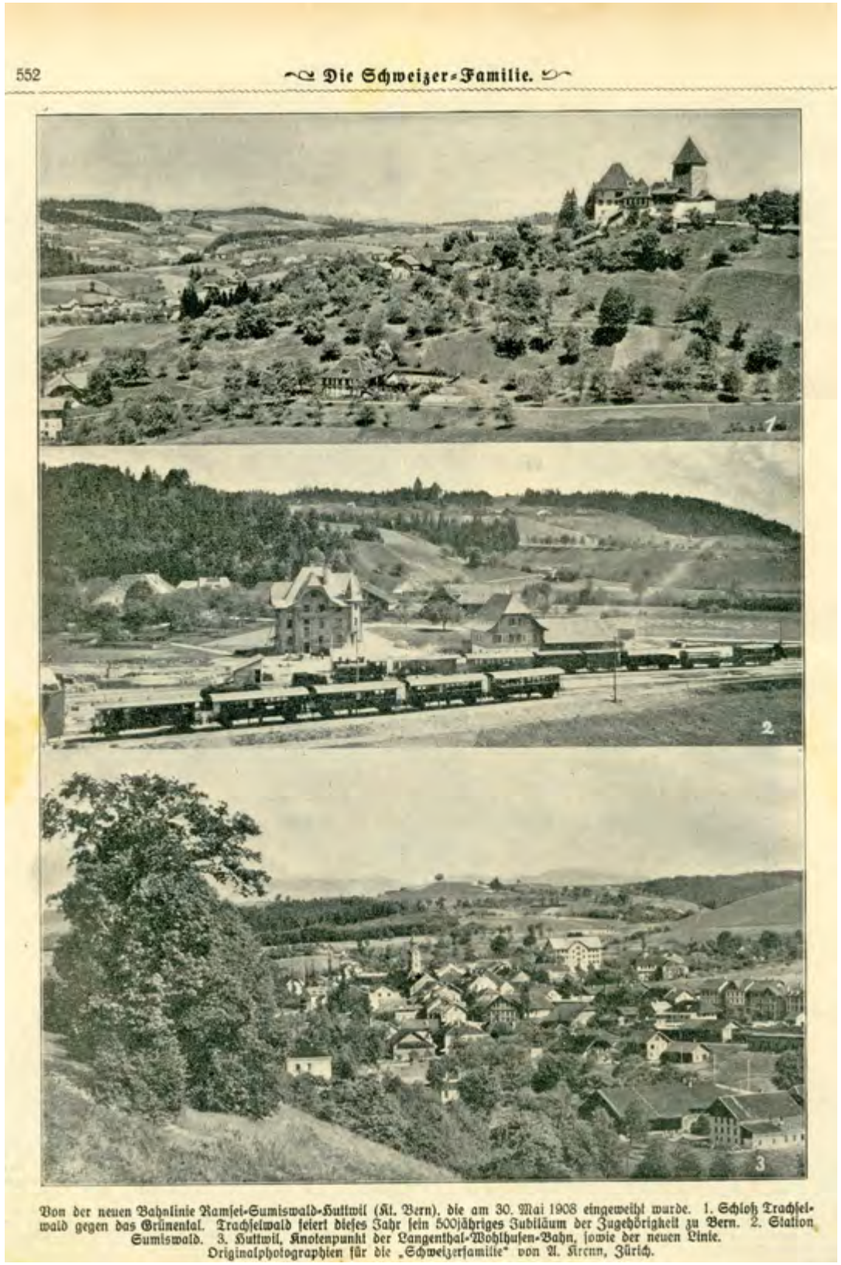
Bezüglich der Konsequenzen des Streikes folgte die Direktion der Huttwiler Bahnen dem Bundesratsbeschluss vom 19. November 1918 und bezahlte dem Personal für Tage, an denen es der Arbeit ferngeblieben war, keinen Lohn aus. Gemäss dem Bericht vom 14. April erhielten 89 von 198 Angestellten Lohnabzüge. Der gleiche Bericht enthält Zahlen zum Streikverhalten bei den Privatbahnen: 65 stellten die Arbeit nicht ein, 15 fuhren nur einen beschränkten Fahrplan, während 42 Bahnen den Betrieb ganz einstellten.



Fritz Ritz (1848–1930), Direktor der Langenthal-Huttwil-Bahn.
Bild Franz Bernhardt

Welche strafrechtlichen Folgen der Landesstreik für die Huttwiler Eisenbahner hatten, lässt sich aufgrund der Akten nicht mehr eruieren. Der Schweizerische Gewerkschaftsbund veröffentlichte in der Gewerkschaftlichen Rundschau Nr. 1 von 1921 zwar eine Abrechnung über die Sammlung für die Opfer des Generalstreiks. In der angefügten Liste findet sich einzig Johann Gosteli, der von einem Polizeirichter in Ersigen zu einer Busse von acht Franken verurteilt wurde. Zudem wurden ihm 97 Franken Gerichtskosten und 45 Franken Verteidigungskosten vergütet. Im Bericht zur Abrechnung heisst es aber ausdrücklich, dass die Eisenbahner daneben für ihre eigenen Opfer selbst gesammelt hätten, und die Kosten für die Prozesse gegen diese deshalb beim Gewerkschaftsbund nicht eingerechnet seien.[73] Die Busse hatte für Johann Gosteli keine weiteren Folgen. Er blieb in den Gewerkschaften der Eisenbahner engagiert. Als im Juni 1921 die Angestellten der Berner Oberland Bahnen streikten, entsandte ihn die Geschäftsleitung des Verbandes schweizerischer Privatbahnen und Dampfschiffgesellschaften ins Streikgebiet. Er vertrat diesen auch an wichtigen Tagungen und wurde vom Bundesrat in die paritätische Kommission zum Arbeitsgesetz gewählt. Als der Verband 1928 sein 25-jähriges Bestehen feiern konnte, fand die Jubiläums-Delegiertenversammlung in Huttwil statt, und Johann Gosteli stand im Zentrum der Ehrungen. In Huttwil präsidierte er die SP-Sektion und den Amtsverband Trachselwald der Partei von 1925 bis mindestens zum Zeitpunkt dieser Versammlung. Dem Aufsichtsrat der lokalen Konsumgesellschaft gehörte er bis zu seinem Tod am 20. September 1937 an. Keiner habe wie er den Typus des Privatbahngewerkschafters vertreten, würdigte Robert Bratschi, der Präsident des Eisenbahner-Verbandes und des Geerkschaftsbundes, Johann Gosteli.[74]

Deutlich sind hingegen die Spuren, die die im Gefolge des Septemberstreikes gewährten Teuerungszulagen bei den Bahngesellschaften hinterliessen: Alle vier schlossen das Jahr 1918 mit einem Minus von 80'000 Franken ab, verursacht vor allem durch einen Verlust der Ramsei-Sumiswald-Huttwil-Bahn von fast 107'000 Franken. Diese Bahn erholte sich von diesem Schlag denn auch nicht mehr. 1925 musste sie vom Kanton saniert werden. Im Wesentlichen wurde das Aktienkapital auf 45 Prozent herabgesetzt, was dem Kanton einen Verlust auf seiner Beteiligung von 972'600 Franken bescherte. Die Huttwiler Bahn war damit allerdings nicht allein. Bereits zuvor waren sechs Bahnen saniert worden, nun waren mit ihr drei weitere fällig, und bereits zeichneten sich vier weitere ab. Dazu kam ein weiterer Verlust auf Elektrifikationsmaterial, das der Kanton während des Krieges gekauft hatte, um den Folgen der Kohleknappheit und -teuerung begegnen zu können.


552 Die Schweizer-Familie.

Von der neuen Bahnlinie Ramsei-Sumiswald-Huttwil (Kt. Bern), die am 30. Mai 1908 eingeweiht wurde. 1. Schloß Trachselwald gegen das Grünental. Trachselwald feiert dieses Jahr sein 500jähriges Jubiläum der Zugehörigkeit zu Bern. 2. Station Sumiswald. 3. Huttwil, Knotenpunkt der Langenthal-Wohlhusen-Bahn, sowie der neuen Linie.
Originalphotographien für die „Schweizerfamilie" von A. Krenn, Zürich.

Insgesamt summierten sich daraus Abschreibungen von 7,905 Millionen Franken. Um diese auffangen zu können, hatte der Kanton einen Eisenbahnamortisationsfonds geäufnet, in dem 14,5 Millionen Franken zur Verfügung standen.[75] 1927 musste auch die Huttwil-Eriswil-Bahn saniert werden, wobei diese nicht mehr auf eigene Füsse gestellt werden konnte, sondern von der Langenthal-Huttwil-Bahn übernommen wurde.[76]

Als die Ramsei-Sumiswald-Huttwil-Bahn 1908 eröffnet wurde, widmete ihr die Zeitschrift «Schweizer Familie» eine ganze Seite mit drei Ortsansichten. Es gelang jedoch nicht, die Bahn rentabel zu betreiben. Die Bahnverwaltung in Huttwil rechtfertigte damit ihre tiefen Löhne. Nachdem die Eisenbahner mit ihrem Streik eine Erhöhung durchgesetzt hatten, musste die Bahn 1925 durch den Kanton saniert werden. Privatbesitz

Die Wehrmänner-Gedenkstätte bei der Kirche Huttwil

Dass man aus der Aufgeregtheit und Unversöhnlichkeit des letzten Kriegsjahres relativ rasch herausfand, illustriert die Gedenkstätte, die am 17. April 1921 am Fuss des Huttwiler Kirchturmes am Brunnenplatz eingeweiht werden konnte.[77] Zwar sind darauf, wie an andern Soldatendenkmälern aus dem Ersten Weltkrieg, nur die Namen der im Aktivdienst verstorbenen Wehrmänner. Doch seine Symbolik hebt sich von der rein militärischen anderer Gedenkstätten ab. Geschaffen hat es der Berner Bildhauer Hermann Hubacher. Das Relief zwischen den beiden von Säulen umrahmten Tafeln mit den Namen der Verstorbenen zeigt zwei Soldaten, denen ein Kind ein offenes Buch entgegenhält, während eine Frau hinter dem Kind sich mit erhobener rechter Hand an sie wendet. An der Einweihungsfeier lieferte der Huttwiler Pfarrer Gottfried Buchmüller eine Interpretationshilfe: *Ihrer zwei Waffengefährten kommen an einem Soldatengrab vorbei. Und wie sie sich fragen, was der unter Trauerweiden Ruhende wohl alles erlebt habe, tritt ein Knabe mit aufgeschlagenem Buche vor sie hin. Es ist das Buch der Zeitgeschichte. Mit der linken Hand auf dasselbe hinweisend, hören wir eine hinter dem Knaben stehende Frauengestalt den beiden Eidgenossen sagen: Da, leset, was die jüngste Vergangenheit mit ehernem Griffel eingezeichnet hat! Schwere, ernste Ereignisse: Weltkrieg, Grenzbesetzung, Brotkarten, Teuerung, Generalstreik, Grippe. Und die Rechte emporhaltend, bittet sie die beiden: Lernet davon, macht euch die Erfah-*

rungen der Vergangenheit für die Gegenwart und Zukunft zu nutzen; wahrt und schirmt der Heimat heiligste Güter, um deretwillen euer hier in Gott ruhender Kamerad seine Seele ausgehaucht; bleibt treu des Wortes Sinn:
Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.
Am gleichen Anlass hielt Major Adolf Mühlemann, der Kommandant des Infanterie-Bataillon 39, dessen Wehrmännner das Denkmal hauptsächlich gewidmet war, zu den «Zuständen im Innern» fest: *In Gesellschaft und wirtschaftspolitischer Hinsicht ist nicht alles, wie es sein sollte. Doch ich glaube, dass wir auf dem Wege sind, diese Ungleichheiten mit dem Stimmzettel in der Hand, wenn nicht rascher, so doch aber um so sicherer und dauerhafter zu mildern, als wie dies durch die viel gepriesene Diktatur durch eine Minderheit jemals der Fall sein wird.*
Es braucht dazu nur etwas mehr Glauben aneinander. Der Vermögende möge glauben und vertrauen, dass auch jetzt noch unter dem gewöhnlichen Kittel des einfachen Mannes ein braves Herz schlage, dass der Grossteil unserer Arbeiter ehrliche und pflichtgetreue Leute sind, die noch lange nicht alle dem Propheten des gewaltsamen Umsturzes Glauben schenken. Leute, denen aber auch kein vernünftiger Mensch verargen soll, wenn sie darnach trachten, ihre noch mannigfach gedrückte und in Hinsicht auf das Alter unsichere Lage zu verbessern. Und letztere hinwiederum mögen glauben und vertrauen, dass es auch auf der andern Seite viele gibt, die ein warmes und opferwilliges Herz für die Schwachen und Bedrückten haben, die aber meinen, eine dauernde Lösung der sozialen Frage gebe es nur auf dem etwas langsamen, aber umso sichern Wege der Entwicklung auf geschichtlicher Grundlage und nicht im Zeichen des Hasses und der Gewalt.
Gemeinderatspräsident Gottfried Bracher erinnerte daran, dass die meisten nun auf dem Denkmal Verewigten nicht während der Grenzbesetzung verstorben waren, sondern während des Einsatzes im Innern, des Ordnungsdienstes: *Ich greife zurück aufs Jahr 1918, die Zeit des Generalstreiks, wo die unheimliche Grippeepidemie gleich einer Sturzwelle unser Land überflutete und namentlich beim Militär viele Opfer gefordert hat. Leider ist auch unser Bataillonskreis nicht verschont geblieben; es werden wenige Friedhöfe sein, die nicht ein oder mehrere Soldatengräber aufweisen; auch auf unserm Friedhof drüben auf der Uech sind mehrere Soldaten beerdigt. Wie weh hat es uns getan, jeweilen zusehen zu müssen, wie die Toten unter militärischer Begleitung zur letzten Ruhestätte geleitet wurden. In die Familien der Angehörigen hat diese Grippeepidemie Wunden geschlagen, die heute noch nicht alle vernarbt sind.*
Gottfried Bracher erinnerte aber auch an die Wunden der Kriegszeit, Wunden, die vor allem wirtschaftlicher Natur gewesen seien, und die zum Teil durch die nötigen behördlichen Massnahmen sehr ins Privatleben eingegriffen hätten. In diesem Zusammenhang sprach er an, dass nicht nur die Wehrmänner, sondern auch die landwirtschaftliche Bevölkerung, insbesondere die Frauen und Töchter, tatkräftig mitgeholfen hätten, das Land durch die Kriegsjahre zu bringen.

Diesen Gedanken nahm auch Pfarrer Buchmüller, ausgehend von der Frauengestalt Hubachers, auf: *Und wahrlich, die Frauen und Töchter haben auch ein Recht, gehört zu werden. Wie viele von ihnen, junge und alte, haben während der Dienstzeit der Männer Grosses geleistet daheim, Tüchtiges, in unscheinbarer, aber wichtiger täglicher Kleinarbeit. Auf diesem Felde der Ehre sind nicht wenige übermüdet, überanstrengt, zusammengebrochen. Bescheidene, tapfere Heldinnen des Alltags – ihre Namen finden sich auf keinem öffentlichen Denkstein verewigt. Umsomehr soll ihnen allein ein Denkmal der Dankbarkeit in der Tiefe unseres Herzens gesichert und geweiht bleiben.*
In der Folge wollte der Huttwiler Geistliche denn seine Gedanken auch auf «das aufopferungsvolle Sterben all der Wehrmänner und Frauen, deren Hinschied wir heute zu beklagen haben», bezogen wissen. Sie alle hätten das Höchste gegeben, was ein Mensch zu geben habe: ihr Leben. Nur aus dieser Bereitschaft entstehe jene Volksgemeinschaft, «in der man in Volksgenossen den Nächsten, den Freund, den Bruder sieht, jedes Glied dem andern gegenüber sich verantwortlich und verpflichtet weiss zum Wohl der Gesamtheit». Wobei für den Pfarrer das Band der Volksgemeinschaft im Christsein liegt, weil ohne dieses und das von ihm verheissene höhere Leben «jeder nur für sich, für seinen Geldsack, für seine Ehre, für seine Partei, für seine eigenen kleinen Interessen» lebt. Im Denkmal von Hermann Hubacher finden wir damit das Dokument einer Zeit, die weniger von den Entbehrungen der Kriegsjahre gezeichnet war als vom Erschrecken über das Erlebnis des Ordnungsdienstes während des Generalstreiks, während dessen die Armee nicht gegen einen äusseren Feind eingesetzt wurde, sondern gegen die eigenen Mitbürger, zu denen auch die Huttwiler Eisenbahner unter der Leitung von Johann Gosteli gehörten.

Offizielle Postkarte zur Einweihung der Wehrmänner-Gedenkstätte. Kunstanstalt Brügger, Meiringen. Sammlung Beat Lanz

[1] Tagwacht, 13.9.1918, UE, 14.9.1918. Telegramm in StAB, FI RM 273 (Vorakten LHB, Dossier Streik 1918)
[2] Vgl. dazu: Jürg Rettenmund, Wie Huttwil zu seiner Bahn kam, Jahrbuch des Oberaargaus (JBO) 1990, S. 227-264. Ders., Das Land am Napf um die Jahrhundertwende, JBO 1989, S. 75-118. Ders: Huttwiler Eisenbahnfieberträume. Ein bernisches Landstädtchen sucht Anschluss an die weite Welt, in: Benedikt Bietenhard u.a.: Ansichten von der rechten Ordnung. Bilder über Normen und Normverletzungen in der Geschichte, Bern und Stuttgart 1991, S. 254-263. Ders.: Wie Eriswil zu zwei Bahnhöfen und einer Bahn kam, JBO 2015, S. 122-141
[3] Tagblatt des Grossen Rates des Kantons Bern, Bd. 1905, S. 431
[4] Tagblatt des Grossen Rates des Kantons Bern, Bd. 1925, S. 234-236
[5] HWB, Geschäftsbericht 1914
[6] HWB, Geschäftsberichte 1913 und 1914
[7] LHB und RSHB, Geschäftsberichte 1914
[8] LHB, Geschäftsbericht 1914
[9] LHB; Geschäftsbericht 1915
[10] Vgl. dazu insbesondere Markus Schürpf: Johann Schär, Dorffotograf, Gondiswil, 1855-1939. Zürich 2017, S. 30/31. Zahlen zur beförderten Menge in Alfred Pernet: Langenthal-Huttwil-Bahn. Denkschrift über die Entstehung und den 50-jährigen Betrieb 1889-1939, S. 45-49
[11] Genaue Zahlen in den Geschäftsberichten LHB, HWB und RSHB
[12] Daniel Krämer, Christian Pfister, Daniel Marc Segesser (Hg.): «Woche für Woche neue Preisaufschläge». Nahrungsmittel-, Energie- und Ressourcenkonflikte in der Schweiz des Ersten Weltkrieges, Basel 2016, S. 57-81
[13] Rechner auf www.portal-stat.admin.ch/lik_rechner/d/lik_rechner.htm (Zugriff 18.10.2017)
[14] Schweizerisches Nationalmuseum, Ausstellung im Schloss Prangins, Besuch 17.10.2017)
[15] Vgl. Tabelle. Die Statistik der Mitarbeitenden wurde in den Geschäftsberichten nicht regelmässig ausgewiesen. Es handelt sich um Durchschnittswerte aus den Kriegsjahren 1914 bis 1918. Teilweise waren Mitarbeitende der HWB und der RSHB bei der LHB angestellt.
[16] Der Text hat sich als Abschrift aus dem Jahr 1961 erhalten in StAB, FI RM 274. Gemäss dieser Abschrift war er 1940 auch im Langenthaler Tagblatt erschienen. Nachruf von Fritz Christen im UE vom 23.2.1951
[17] Dazu und zum folgenden: Nachruf Johann Gosteli in der Tagwacht vom 22.9.1937; Viktor Lang: 25 Jahre gewerkschaftliche Organisation des Privatbahnpersonals, 1903–1928. Bericht, herausgegeben auf die Delegiertenversammlung VPPD 1928 in Huttwil von der Geschäftsleitung VPPD in Huttwil; Robert Bratschi: 40 Jahre gewerkschaftliche Organisation des Personals der Privatbahnen und Dampfschiffgesellschaften VPD, 1903-1943; Paul Perrin: 50 Jahre organisatorische, gesellschaftliche und soziale Tätigkeit des Personals der Privatbahnen, der Trambahnen und Dampfschiffgesellschaften, VPD, 1903-1953
[18] Bericht über die Staatsverwaltung des Kantons Bern 1918, S. 146/147
[19] Der Bund, 9.9.1918, Emmentaler Blatt, 10.9.1918
[20] UE, 10.9.1918
[21] Ebda.
[22] Der Bund, 10.9.1918
[23] Der Bund, 11.9.1918, Emmentaler Blatt 14.9.1918
[24] Der Bund, 11.9.1918
[25] UE, 12.9.1918
[26] Tagwacht, 11.9.1918
[27] Brief der LHB-Direktion an das eidgenössische Eisenbahndepartement vom 13.9.1918 in StAB, FI RM 273, Dossier Streik 1918; demgegenüber berichtete «Der Bund» in seiner Ausgabe von 11.9.1918, ein grosses Militärauto sei am Mittwoch in Dienst getreten. Das Plakat ist nicht datiert, der Inhalt ist aber im «Unter-Emmentaler» vom 12.9.1918 abgedruckt.
[28] Tagwacht, 12.9.1918
[29] Tagwacht, 13.9.1918
[30] UE, 6.8.1918, 15.8.1918
[31] Wie Anm. 12, S. 270-271. Roman Rossfeld u.a. (Hg.): 14/18 Die Schweiz und der grosse Krieg, S. 360-361
[32] UE, 25.7.1918
[33] UE, 6.8.1918, 15.8.1918
[34] Wie Anm. 31
[35] Zahlen aus www.bernhist.ch
[36] Akten in Privatbesitz
[37] Akten Bezirkskrankenhaus Huttwil in StAB, BB XI 681
[38] UE, 28.12.1918
[39] UE, 23.11.1918, 28.11.1928
[40] UE, 19.11.1918
[41] UE, 28.11.1918
[42] UE, 30.11.1918, 3.12.1918
[43] UE, 23.7.1918
[44] UE, 5.10.1918
[45] UE, 24.10.1918
[46] UE, 27.2.1919
[47] UE, 24.10.1918 (Inserat), 7.12.1918
[48] Datiert «im Oktober 1918», abgedruckt im UE vom 2.11.1918
[49] UE, 9.11.1918
[50] UE, 7.11.1918
[51] UE, 26.11.1918
[52] UE, 21.12.1918
[53] Geschäftsberichte LHB, RSHB und HEB 1918, UE, 7.11.1918, 16.11.1918
[54] Brief vom 9.1.1919 in StAB FI RM 273, Dossier Streik 1918
[55] Thomas Boumberger in Rossfeld (wie Anm. 31), S. 336-365
[56] Martina Moser: Die Arbeiterbewegung in Langenthal und Umgebung 1914-1945. Masterarbeit Uni Fribourg 2014, S. 83-88.
[57] Tagblatt des Grossen Rates 1918, S. 732 ff.
[58] Votum Neuenschwander (Oberdiessbach)
[59] Ebda.
[60] Ebda.
[61] wie Anm. 57
[62] Bericht des Betriebschefs der LHB und mitbetriebener Linien vom 15.11.1918 in StAB FI RM 273, Dossier Streik 1918
[63] Ebda.
[64] Ebda.
[65] Ebda.
[66] Ebda.
[67] Briefe in Privatbesitz
[68] UE 21.11.1918
[69] UE 23.11.1918 (mit zusätzlicher Stellungnahme von EB-Direktor Niklaus Morgenthaler)
[70] UE 28.11.1918 (mit Erklärung Johann Gosteli zur Stellungnahme Morgenthaler)
[71] UE 30.11.1918
[72] Tagwacht 4.12.1918
[73] Bundesarchiv E21#1000/131#10343
[74] wie Anm. 17
[75] Tagblatt des Grossen Rates 1925, S. 234-236
[76] Staatsverwaltungsbericht des Kantons Bern, 1927, S. 313/314
[77] Vgl. dazu: Jürg Rettenmund und Martin Lerch: Die Gedenkstätten des Inf Rgt 16 im Amtsbezirk Trachselwald, JBO 2003, S. 189 ff mit Quellenangaben